



**Цифрова колекція наукової бібліотеки Державного
природознавчого музею НАНУ**

**Digital collection of the scientific library of the
State Museum of Natural History
of the National Academy of Sciences of Ukraine**

Sechs Monate Indien Jagd- und Reisebilder von W. Friedrich / text von
Leipziger, E. – Leipzig: Adalbert Fischer's verlag, [1893]. – 153s. mit 1
Bl. Mit zahlreichen Text Abbildungen, 24 Lichtdruck Tafeln U. 6
Chromo Litho-Tafeln.

Download a copy of the book from the site:

<https://libsmnh.com.ua>

Permanent link to the book page:

[https://libsmnh.com.ua/books/friedrich_w/sechs_monate_indien_jagd\(1893\)/](https://libsmnh.com.ua/books/friedrich_w/sechs_monate_indien_jagd(1893)/)

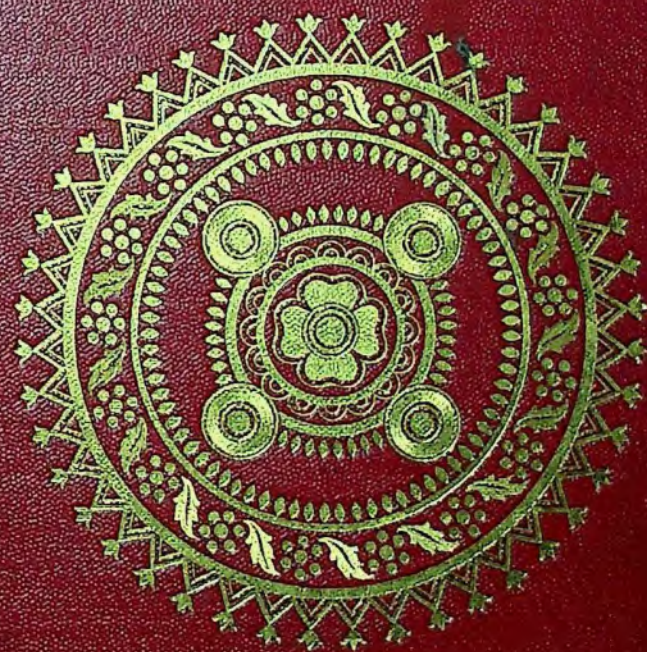
Muzeum im. Dzieduszyckich
we Lwowie.

14 k. N° 249

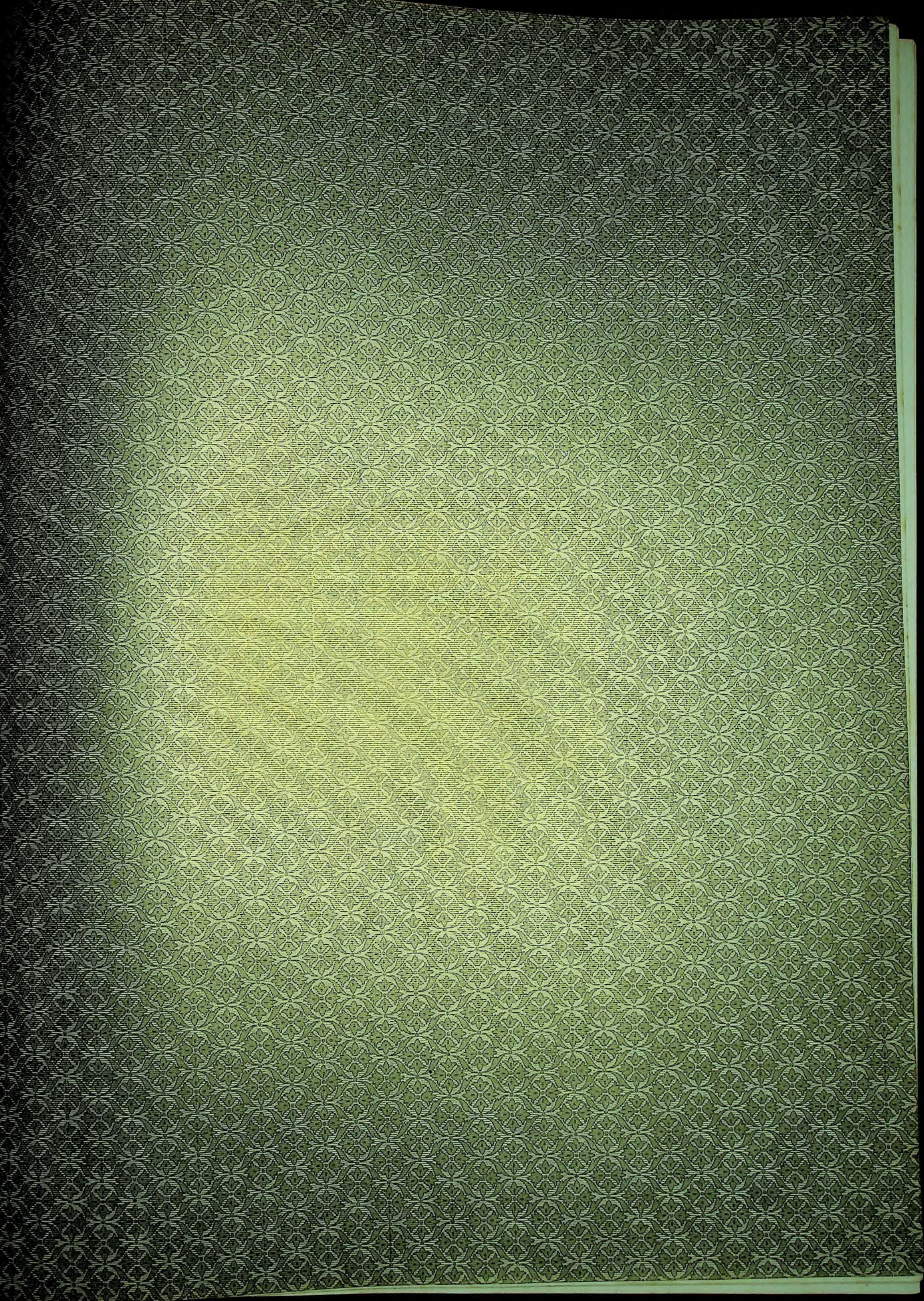


Sechs Monate

JNDTEN

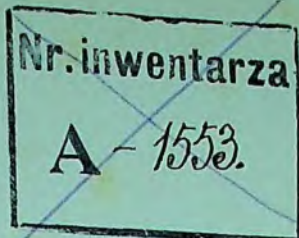






SECHS MONATE INDIEN

JAGD- UND REISEBILDER.



SECHS MONATE INDIEN.

JAGD- UND REISEBILDER

VON

WOLDEMAR FRIEDRICH.

TEXT VON

E. VON LEIPZIGER.



LEIPZIG.

ADALBERT FISCHER'S VERLAG.

11. 331

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Sr. Hoheit

dem

Herzog Ernst Günther zu Schleswig-Holstein



in dankbarer Erinnerung schöner Tage

von

seinen Reisegefährten.



Mohamedanische Kinder (Bhoy).



I.

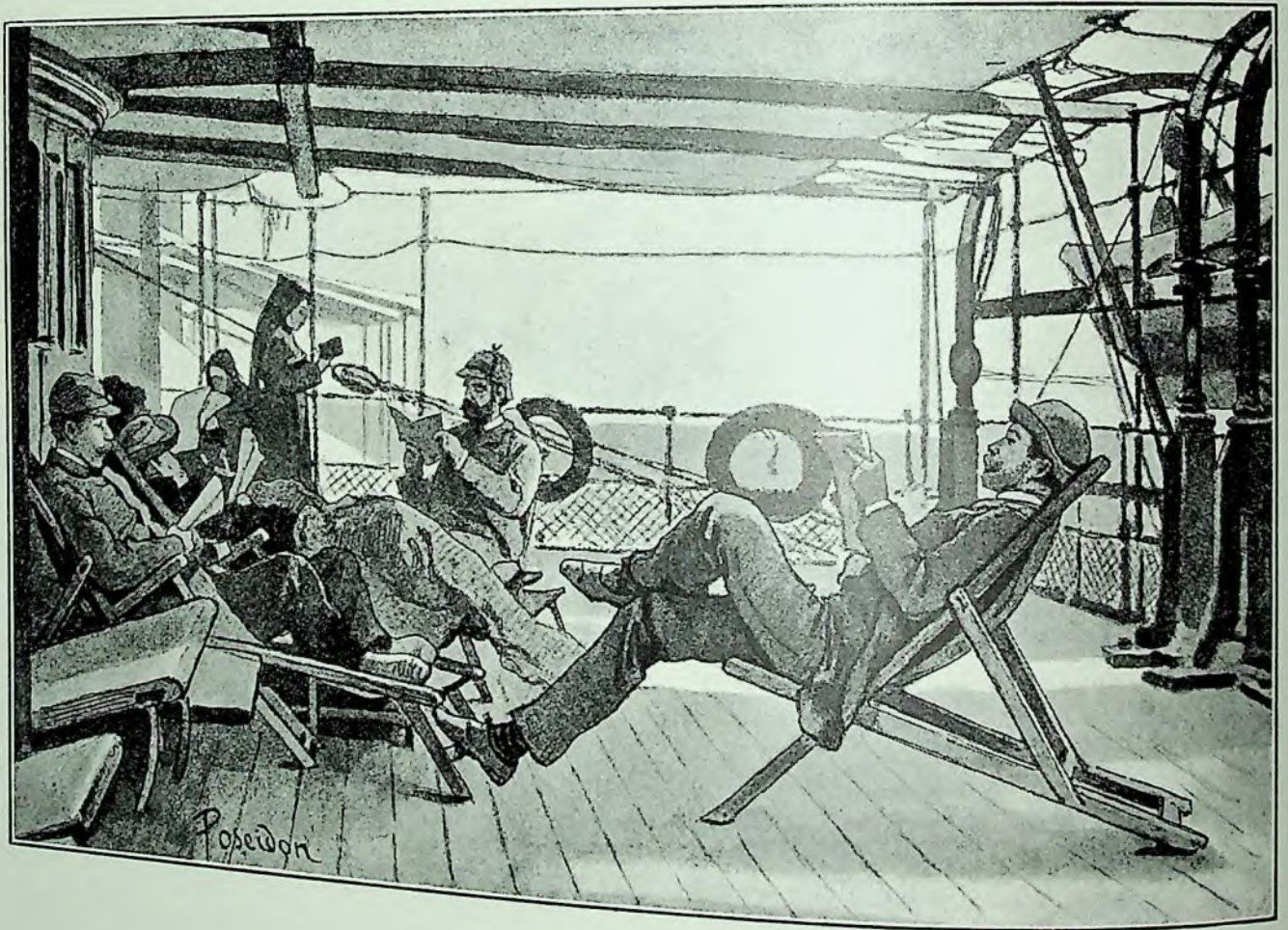
Ausfahrt.



INE dunkle Herbstnacht hatte Küste und Meer in ihre Schatten gehüllt, als der „Poseidon“ den Hafen von Triest verliess. Unmerklich war der alte Meergott dem Machtbereich der Mole entronnen, während wir im Innern seines Riesenleibes das erste Diner an Bord zu uns nahmen. Man besah und begutachtete sich während desselben gegenseitig mit dem grössten Interesse, denn drei Wochen sollten wir innerhalb dieser Wände zusammenleben; zum mindesten während der Mahlzeiten, und die machen — stattliche vier pro Tag — bekanntlich an Bord einen guten Teil des Tagewerkes aus. Man prüfte sich also — hauptsächlich uns — denn ich kann es wohl, ohne anmassend zu sein, behaupten, wir waren die Interessantesten. Wenn auch überseeische Vergnügungsreisen in unserer weltfahrenden Zeit nicht mehr zu den Seltenheiten gehören, so war doch unser hauptsächlich für Sport und Jagd dem shining east zusteuern des Trifolium ungewöhnlich zusammengesetzt: Ein Prinz, ein Maler und ein Offizier, oder um mich deutlicher auszudrücken, der Herzog Ernst Günther zu Schleswig-Holstein, der Professor Woldemar Friedrich und der Schreiber dieses.

Allgemeines Interesse erregte ferner ein kleines Detachement Nonnen, Ursulinerinnen, mit guten, sanften Gesichtern, welche sich anschickten, ihrem schönen Beruf

der Nächstenliebe unter den erschwerenden Bedingungen indischen Klimas nachzugehen. Ferner fanden sich da englische Offiziere und Beamte, österreichische Kaufleute und Lloydagenten, einige Italiener etc. Last not least zwei bildschöne Jüdinnen aus Bagdad, leider in tadelloser Pariser Toilette, anstatt, wie sich jeder Mann von Geschmack gewünscht hätte, in der Gillaba und goldgestickter Salta. Das Interesse der Reisegesellschaft für diese beiden orientalischen Märchenprinzessinnen nahm bei einzelnen Mitgliedern einen mit der zunehmenden Lufttemperatur im quadratischen Verhältniss wachsenden Wärmegrad an. Old England spricht gern in Sprüchworten, meist sehr zutreffenden: „A passenger steamer is Cupido's own hot-bed“ — dem ist nichts hinzuzufügen noch zu erwidern. Und „no Indian voyage comes to a close without a



marriage and a duel.“ Das letzte Wort ist antiquirt, die Menschheit ist nicht mehr so fehdelustig, auch bei uns herrschen holder Friede, süsse Eintracht. Was ersteres betrifft, kann ich allerdings Positives auch nicht vermelden, denn solche Reisegesellschaft zerstiebt nach der Landung gewöhnlich auf Nimmerwiedersehen, aber lange Mondschein-Promenaden einzelner Paare auf Deck liessen für deren Zukunft die erfreulichsten Schlüsse ziehen. — — —

Doch wo bin ich da schon hingeraten — ich habe Schiff und Paare in ihre Häfen einlaufen lassen, und es waren ja noch die Lichter der eben verlassenen istrischen Küste, die im dunklen Meer langsam versanken, als wir an jenem Oktoberabend auf Deck kamen. Wir waren höchlichst überrascht, dass das Schicksal über

uns Willenlose disponirt und uns, während wir schmausten, aus dem Hafen auf die offene See versetzt hatte. So geht es oft im Leben. Aber wir hatten keinen Grund zum Missbehagen, weder an jenem Abend, als der bleiche Schatten von Miramar herübergrüsste, noch an irgend einem der zwanzig Tage an Bord des „Poseidon“ — das Element gehorchte seinem Beherrscher.

In bequemen easy chairs ausgestreckt, glitten wir an den kahlen Felseninseln des dalmatinischen Archipels, darunter dem schlachtenberühmten Lissa, vorüber. Wir sahen die unmittelbar aus dem Meere emporstrebenden Gebirge der dalmatinischen Küste im schönsten Alpenglühen — durchsichtiges Rosenrot aus tiefem Blau erblühend — ein Schauspiel von unbeschreiblich zarter Farbenstimmung. Tags darauf in überraschendem Contrast den öden Strand von Brindisi im kalten Morgenlicht, und wiederum an der östlichen Küste Corfu, die liebliche Insel der Calypso, im strahlenden Sonnenglanz; weiterhin die pittoresken Konturen von Kephallonia und den wuchtigen finsternen Peloponnes im Dämmerchein des Abends — Alles in rascher Folge vorüberziehend, wie Bilder eines Kaleidoskopes.

Zwei sonnige Tage nur Himmel und Meer, und am fünften Abend unserer fröhlichen Seefahrt kurz vor Sonnenuntergang der Leuchtturm von Damiette — dann ein flacher Streifen afrikanischen Landes mit den ersten — ach, so dürftigen — Palmen! Nacht bedeckte schon Meer und Küste, als der „Poseidon“ sich Port Said näherte. Ein Lotsenboot nimmt uns in Empfang und leitet uns in den Hafen. Am Steven des „Poseidon“ flammt ein blendendes Magnesiumfeuer, dessen Schein dunkle Kolosse ankernder Schiffe grell beleuchtet, um sie schnell wieder in der pechschwarzen Nacht versinken zu lassen. Klirrend und surrend rasselt die Ankerkette zu Grunde und auf dieses Signal — als ob durch Zauberwort eine höllische Armee entfesselt wäre — umschwärmen sofort zahllose Boote unser majestätisches Schiff. Ihre Insassen — schwarze, braune und weisse Kerle — erklimmen unter unverständlichem Geschrei das Deck, schleppen Sachen herbei, prügeln sich und preisen uns — Einer immer über den Anderen — ihre Dienste, Waaren oder Gott weiss was an. Ein resoluter Matrose rettet uns von diesen unverständlichen Teufeln durch das den Völkern aller Zungen verständliche Tauende, und wir verlassen den Schauplatz dieser Greuel, um rasch — während der langsamen Kanalpassage unseres Schiffes — einen Abstecher nach Cairo zu unternehmen.

Eine Nacht in Port Said gehört nicht zu den angenehmsten, aber zu den interessantesten, die man auf diesem Planeten erleben kann. Dort, wo das seefahrende Volk aller Länder der Erde durchwechelt, hat sich der Abschaum der ganzen Welt Rendezvous gegeben; alle kamen in der löblichen Absicht, dem Seefahrer, Reisenden wie Matrosen, unter Ausnutzung seiner auf langer Seefahrt gesteigerten Genussbedürftigkeit so viel Geld zu entreissen, als während des kurzen Aufenthalts irgend möglich ist. Nie habe ich ein solches Aufgebot an Polizeimacht, wie auf den Bazars und in den dunklen, schmutzigen Strassen von Port Said gesehen, denn Taschendiebstahl und gewaltsamer Raub gehören zu den einträglichsten Industrien des Platzes, und ohne Rauferei giebt es auch in Port Said kein wahres Vergnügen; — nie eine solche Musterkarte von Gauner- und Verbrechergesichtern, wie in den Spielhöllen, deren es beiläufig gesagt auf jedes zehnte Haus eine geben soll. Doch weit über-

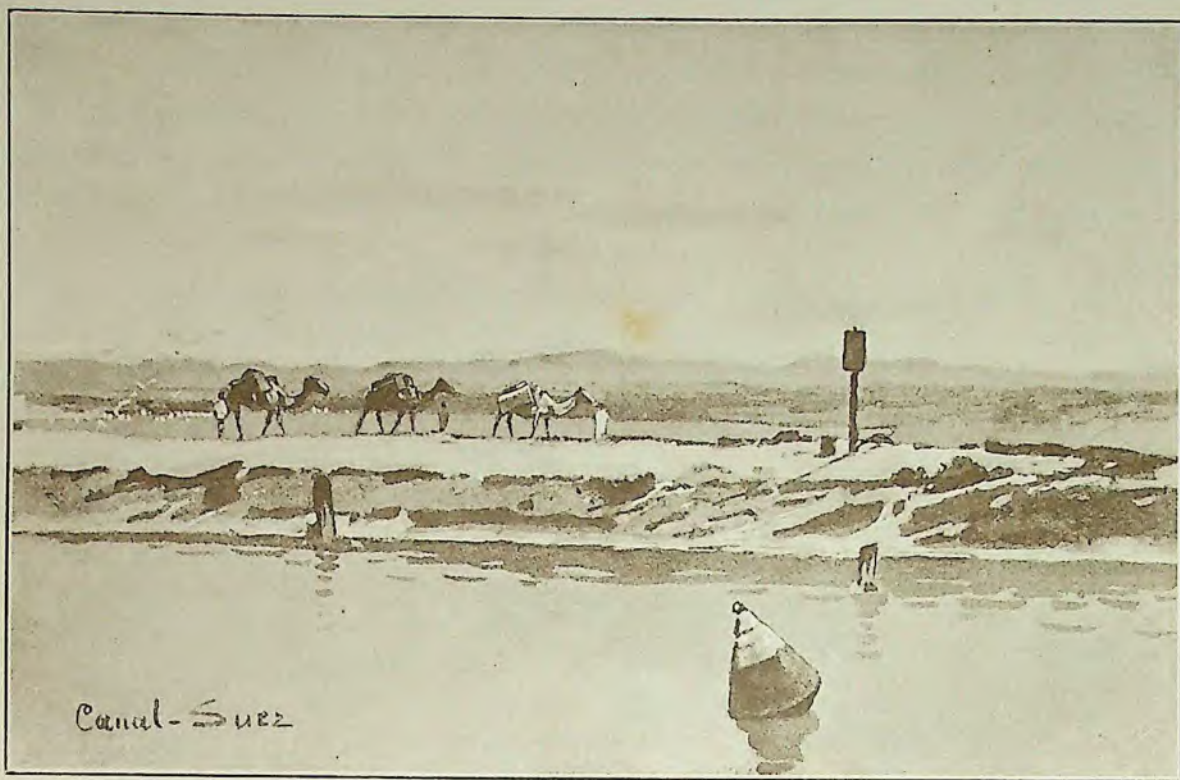
troffen wird deren Zahl durch die der harmloseren Cafés chantants, in denen man die ganze Nacht — Gott sei es geklagt, meist mit stark deutschem Accent — französische und englische Lieder in einer wahrhaft grässlichen Art singen hört. Die Bazars bieten den Schund aller Länder der auf- und untergehenden Sonne, aber nichts Originelles oder Wertvolles. Und doch ging einer von uns, der Maler, sobald er den Fuss auf das Land gesetzt, mit der Gier eines Ausgehungerten auf den Bazar kaufen, doch — zu seiner Ehre sei es gesagt — nicht nach Curiosities stand sein Sinn, sondern nach Kleidern, Schuhen, Wäsche und was sonst der Kulturmensch zum Schutz seiner sterblichen Hülle braucht. Denn stolz und grossartig wie ein König oder wie der selige Diogenes, war er unter Zurücklassung seines gesamten Reisegepäcks, welches eine wahre Muster-Tropenausrüstung enthielt, an Bord gegangen, omnia sua secum portans. Omnia sua bestand denn, abgesehen von dem, was er an hatte, aus einem Tropenhelm, einem Regenschirm und einem Revolver! Genial liebe ich den Künstler!

Den Bazars entsprachen die Hôtels, wenn man von dem, uns als bestes empfohlenen auf die anderen schliessen darf; immerhin bot dasselbe an Wanzen, Moskitos und selbst Skorpionen etwas ganz Aussergewöhnliches. Nicht ungern verliessen wir daher nach den Erfahrungen dieser Nacht bei Tagesanbruch in einer kleinen Dampfbarasse Port Said und bogen bei frischer Morgenbrise in den weltverbindenden Kanal ein.

Zwischen Wüste und Lagunen geht die flotte Fahrt dahin. Auf den Sanddünen längs des Kanals ziehen gravitätischen Schrittes Karawanen arabischer Händler, die Silhouetten der Kameele heben sich scharf vom Morgenhimmel ab. Tausende von Sumpf- und Wasservögeln stehen in kontemplativer Haltung im flachen Wasser der endlosen Lagunen. Das erste Mal im Leben sich zwischen wirklichen Kameelen und Flamingos zu befinden, ist recht eigentümlich. Menzaleh- und Ballah-See liegen hinter uns, und nach vierstündiger Fahrt, auf der uns die Natur nur Gelb und Braun gezeigt hatte, taucht eine grüne Oase vor uns auf, Ismailia, einst das Atelier Ferdinands von Lesseps und das Tusculum des Khedive.

Per Eisenbahn — eine Institution, die uns in dieser Umgebung schon ganz fremdartig anmutet — geht es durch blendende Wüstenstrecken, auf welche die Telegraphen-





stangen eigentümlich scharfe Schlagschatten zeichnen, nach Zagazig, dem Hauptknotenpunkt der unterägyptischen Eisenbahnen. Überraschend wirkte auf uns, an einen ruhigen Bahnbetrieb gewöhnte Europäer, die Teilnahme einer Unzahl offenbar hierzu nicht Berufener an allen Funktionen und der ausserordentliche Lärm, den sie dabei vollführten. Doch das sollte noch besser kommen. Nach einstündiger Fahrt durch das üppig grünende Nilthal war Kairo erreicht. Mit Mühe hatten wir uns einen Weg durch das bunte Menschengewühl des Perrons gebahnt, als beim Austritt aus dem Bahnhof ein wahrer Massenangriff von Lastträgern, Eselstreibern, Dolmetschern und Kommissionären auf uns erfolgte. Doch Hilfe nahte. Das Personal von Shepheard Hôtel, verstärkt durch einige braune Polizisten, nahm uns in ihre schützende Mitte; klatsch, klatsch! sausten die Peitschenhiebe der allzeit schlagfertigen Hermandad auf die Köpfe unserer Bedränger hernieder, welche übrigens nicht die geringste Überraschung über diesen Ausgang des Geschäfts an den Tag legten. Körperverletzungen leichter Art dürfen den Mann des Orients nicht alteriren.

Wie in antiken Schlachten der todbringende Sichelwagen sich immer in die dichtesten Haufen der Feinde stürzte, so sauste das Gefährt, auf dessen Sitzen wir uns fest anklammerten, in rasendem Tempo durch das Gewühl der Strassen. Dass die Bevölkerung Kairos durch diese Art des öffentlichen Fuhrwesens nicht schon total ausgerottet, ist mir unverständlich. Menschen aller Völker und Farben, aller Trachten und ohne alle Tracht, untermischt mit Eseln, Maultieren, Hunden und anderem Getier stoben vor den Hufen unserer Pferde auseinander.

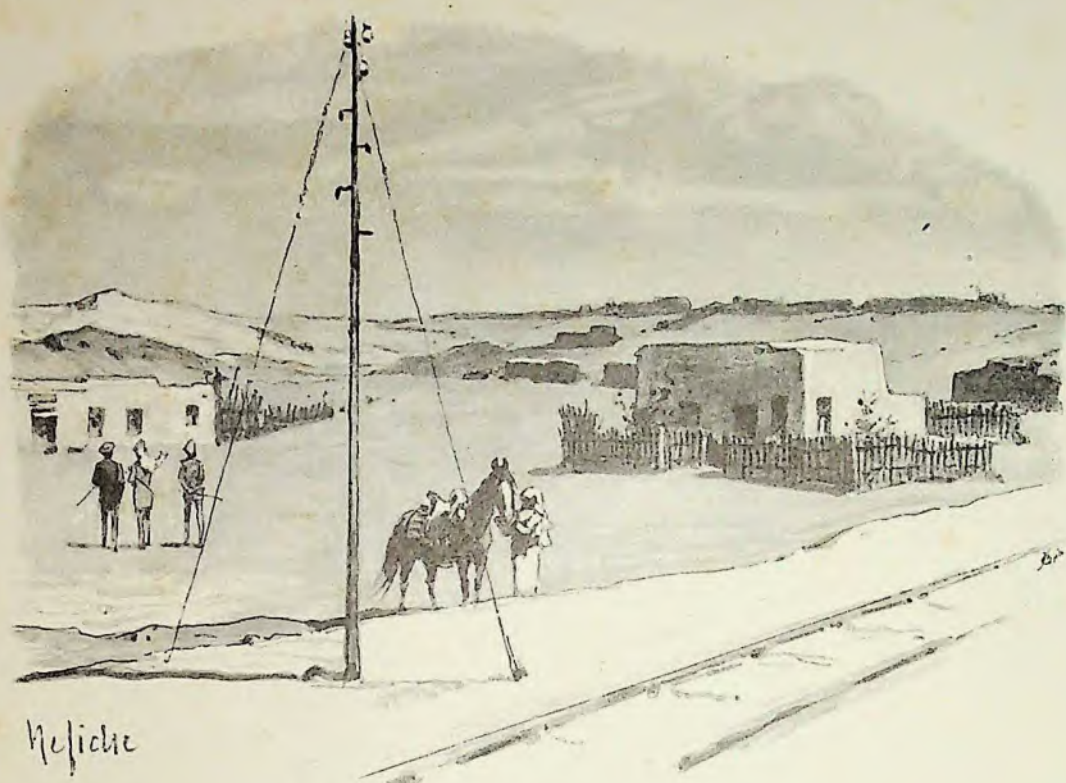
Um uns wechselten die bunten Kaufläden und plein air-Werkstätten des Handelsviertels mit weissen, aus dunklen Palmengärten hervorsimmernden Villen und Palästen. Über all dem Getriebe und Getöse ein tiefblauer Himmel und milde Abendluft, durchzogen von dem specifischen, unvermeidlichen und überall gleichen Parfum des Orients, diesem Parfum, von dem man nicht recht weiss, ob es gut oder schlecht riecht, das man aber doch lieb gewinnt und das mehr als irgend etwas anderes die bunten Orienterrinnerungen wach ruft, wenn wir einmal nach Jahren daheim einen orientalischen Teppich entfalten.

Bunt, betäubend und sich überstürzend wie die Bilder dieser Fahrt, auf der uns der Atem des Orients in wahren Wogen entgegenschlug, waren alle Eindrücke der wenigen Stunden, die wir uns in Kairo gönnen durften. Souper in Shepherds kühlem Palmenhof bei plätschernder Fontäne; Tanz brauner Arabermädchen bei unsicherem Fackelschein mit Tambourin und schriller Querpfeife; nächtlicher Eselritt durch das finstere Gassengewirr des schwarzen Viertels, dann wieder der Lichterschein und das farbenschillernde Treiben des Bazars. Dazwischen in nächtlicher Stille eine träumerische Viertelstunde auf der menschenleeren Nilbrücke. Geheimnissvoll rauschend wälzte tief unter uns der göttliche Strom seine mächtigen Wasser dahin



und erzählte von der uralten Geschichte des wundersamen Landes, das er selbst erzeugt hat.

Der folgende Abend fand uns schon weit von der farbenprächtigen Metropole in einer kläglichen Situation. Auf der Fahrt nach Suez versagte inmitten der arabischen Wüste die Lokomotive. Nefiche hiess das infernalische Nest, wo wir zum erstenmale die Qualen des Durstes wirklich kennen lernten. Eine Art Stationsrestaurant, auf



dessen Wirtshausschild das mir bisher unbekannte Emblem von drei zusammengewachsenen Menschenbeinen prangte, bot zwar Selterwasser, aber da man bei dem Versuch zu trinken immer wesentlich mehr Fliegen in den Mund bekam, als lauwarne Flüssigkeit, so streckten wir uns resignirt auf den Sandhügeln aus und dachten des kühlen Moselweines und der plätschernden Fontäne in Shepherds Palmenhof. Kein Lüftchen regte sich, eine dumpfe Hitze brütete über dem Sande und wir wehrten uns nur noch schwach gegen Moskitos und Fliegen. Schliesslich nimmt aber Alles ein Ende, und tief in der Nacht schleppte uns eine zu Hilfe gesandte Lokomotive nach Suez, wo man soeben freundlicher Weise auf der eingleisigen Strecke einen Zug in der entgegengesetzten Richtung hatte loslassen wollen, da man das Einpassiren des unsrigen überhaupt nicht mehr erwartete. Die ägyptische Fahrgeschwindigkeit erlaubt ja allerdings mässige Zusammenstösse ohne sonderliche Gefahr, und in den Sand fällt man weich.

O Suez, Stadt des Staubes und der Skorpione, wie folgtest du als das leibhaftige graue Elend dem Rausch von Kairo! Selbst der Anblick der Brunnen des Moses an der Stelle, wo der meteorologisch gebildete Patriarch sein Volk durch das rote Meer führte, konnte uns nicht erheitern, und mit freudiger Rührung kehrten wir in unsere schwimmende Herberge zurück.

Bei Dunkelwerden ging der „Poseidon“ in See. Kurz hinter Suez ward uns ein deutscher Gruss zu Teil: Uns entgegen kam ein Dampfer des norddeutschen Lloyd, dessen Kapitän in Aden von der Anwesenheit des Herzogs an Bord des „Poseidon“ gehört. Als nun der Sohn der Hansastadt langsam und majestätisch bei uns vorüberdampfte, erstrahlte plötzlich das ganze mächtige Schiff in den Holsteinischen Farben blau-weiss-rot und herüber klang es über die stille Flut:

Schleswig-Holstein stammverwandt,
Wanke nicht, mein Vaterland!

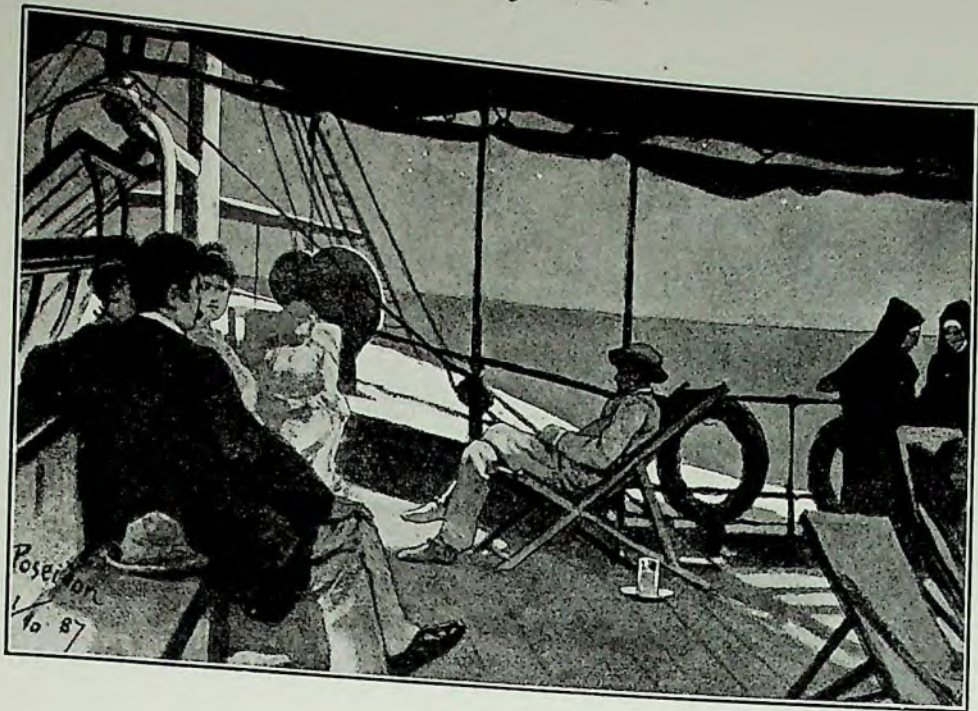
Am folgenden Morgen passirten wir den Sinai. In tiefem Violett lag der Berg des Gesetzes in der Dämmerung, zu Füßen eine gelbe Sandwüste; scharf zeichneten sich seine zerklüfteten Konturen gegen den orangefarbenen Morgenhimmel ab. Da schossen die ersten Sonnenstrahlen hinter dem Gebirge hervor und all' die wilden Zacken und Hörner flammten wie von flüssigem Gold. Es war ein Sonnen- aufgang von einer Farbenpracht und Klarheit, wie ihn Doré nach seinen Bildern zur biblischen Geschichte mich hatte ahnen lassen. Unwillkürlich kamen mir die Worte des 19. Psalmes auf die Lippen: „Sie gehet heraus wie ein Bräutigam aus seiner Kammer und freut sich wie ein Held zu laufen den Weg“.

Ich hätte noch fortfahren können: „und bleibet nichts vor ihrer Hitze verborgen“, denn wo sich verbergen, wohin entfliehen vor der unsinnigen Glut, welche an diesem und den folgenden fünf Tagen der Fahrt durch das berühmte rote Meer uns peinigte und aller Initiative beraubte. Matt wie die Fliegen lagen wir umher, Ruhe wie Bewegung schienen gleich unerträglich. Von Zeit zu Zeit verleitete den Einen die trügerische Hoffnung, dass es in der Kabine erträglicher sein möchte als unter dem dünnen Schutzdach des Achterdecks, und er kroch hinunter, der Thor, grösseren Leiden entgegen. Ein Anderer glaubte aus der Richtung der Fahrt und des sogenannten Windes schliessen zu dürfen, dass irgendwo am Vorderdeck ein luftigeres Plätzchen auszukundschaften

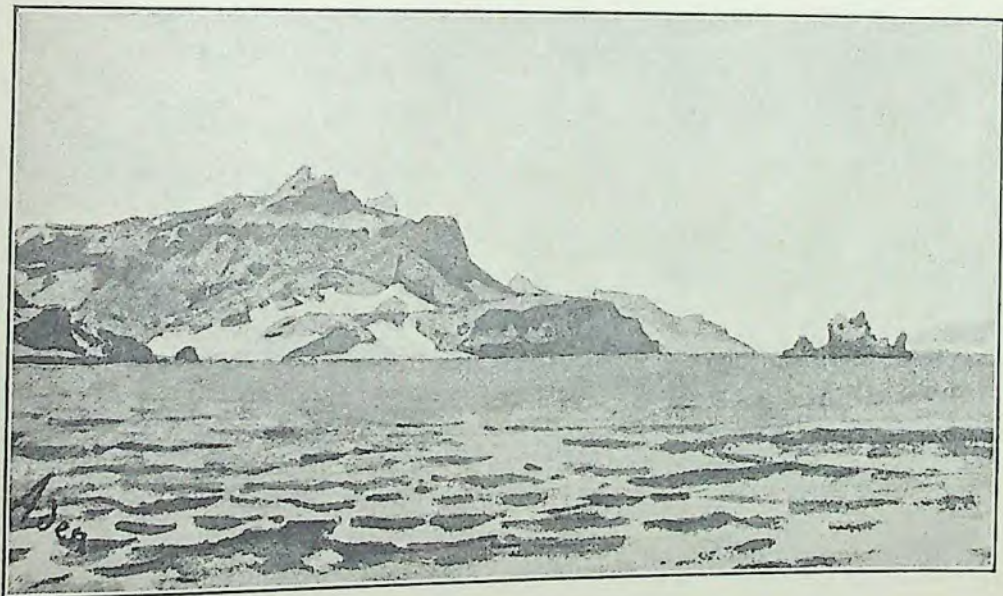




Grosser Grabtempel bei Bhooj.



wäre, — bald kehrte er resignirt und erschöpft wie von einer grösseren Bergbesteigung in den Kreis seiner Leidensgenossen zurück, welche sämtlich zu lesen vorgaben und selbst nicht ordentlich schlafen konnten. Während der vier Mahlzeiten im Speisesaal arbeiteten die Punkhas, diese sonst so wohlthätigen, breit von der Decke herabhängenden Fächer mit aufopfernder Emsigkeit, aber es half wenig. Man hatte nur noch den einen unsinnigen Wunsch, sich an das Schiff anbinden und im Wasser nachschleppen zu lassen. „Ich möchte eine Qualle sein“, sagte, neben mir über das Bollwerk gelehnt, eine hübsche kleine Österreicherin und tiefe Sehnsucht sprach aus den seelenvollen Augen, mit denen sie die beneideten Amphibien in der lockenden Flut beobachtete. Ein wenig Kühlung brachten die Nächte, während deren manchmal eine erbarmende Brise über das durchglühnte Deck strich. Man schlief natürlich nur auf Deck, gehüllt

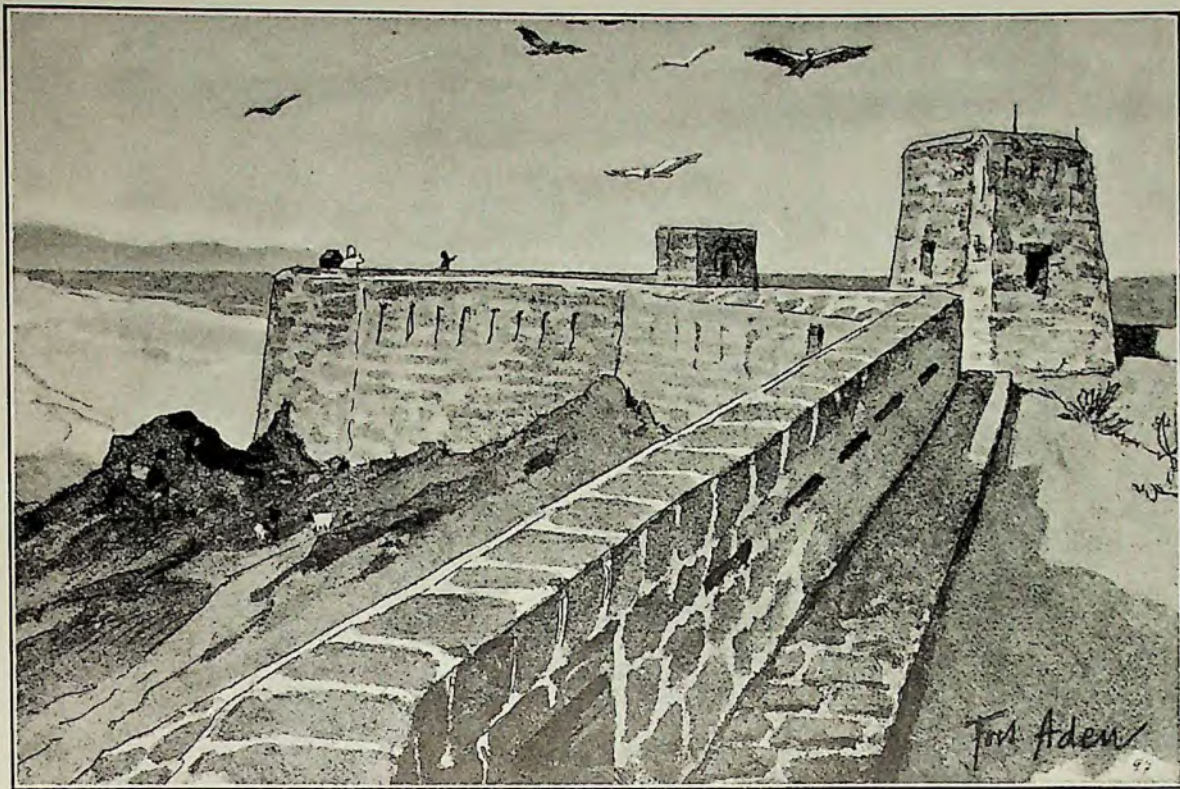


in Pedjamos, jene äusserst bequemen, aus flanelleener Blouse und Beinkleid bestehenden Nachtanzüge. Meist schlief man aber nicht, sondern ging auf dem Deck spazieren, sass an einem einsamen Plätzchen, allein — oder zu zweien. Leise hob und senkte sich der Busen der See wie in ruhigen Atemzügen, das Mondlicht flimmerte auf den Wassern, und leise plauderte man von Vergangenen und Zukünftigem. Oder man versank in den Anblick des in strahlender Schönheit am Firmament stehenden südlichen Kreuzes und gab sich schweigend dem Genuss der Gegenwart hin. — — — — —

Bab-el-Mandeb, Thor der Thränen — die Felsenküsten Afrikas und Arabiens zugleich in Sicht — zahlreiche Inseln, Riffe, und zahllose Wracks ragen unheilverkündend aus dem Wasser der gefürchteten Meerenge, gegen die der ganze Wogenschwalm des indischen Ozeans drängt.

Aden. — Nackte rote Felsen steigen schroff aus dem Meere auf, — nur ein schmaler Strand mit wenigen Häusern zieht sich unter denselben hin. Wir gehen auf der Rhede vor Anker. Arabische Händler bringen Strausseneier und Straussenfedern von schlechter Qualität an Bord. Unser Interesse aber fesselt eine andere Menschenrasse, Somalis, welche, von der afrikanischen Küste kommend, hier Europäern und Arabern ihre Dienste widmen. In winzigen Canoes und ausgehöhlten Baumstämmen kommen sie vom Strande herangeschwommen, erklettern wie die Eidechsen die glatten Wände des Schiffes und erbieten sich, von der höchsten Stelle desselben hinabspringend, nach Silbermünzen zu tauchen. Es sind muskulöse





Bengels, von sehr dunkler Hautfarbe und ausgesprochenem Negertypus. Die Gesichter erhalten dadurch, dass sich viele das wollige Haar mit einer Art von Lehm rot färben, ein geradezu teuflisches Aussehen. Einer nach dem Anderen saust kopfüber in die Flut hinab und verschwindet ohne Furcht vor den Haifischen in der dunklen Tiefe. Jetzt sind sie alle in einem Schwarm am Backbord im Wasser versammelt, ihre Boote und Ruder spielen herrenlos auf den Wellen. Eine barbarische Weise ertönt: have a dive, hoho, have a dive, hoho, brüllt der ganze Chorus im Takt, und lacht dann wie die Teufel; rhythmisch strampeln dazu all die schwarzen Arme und Beine im Wasser, während die Augen gierig nach einem Silberstück oben funkeln.

Gegen Abend fahren wir noch an Land und besichtigen das Wenige, was in dieser von den englischen Offizieren als Garnison so gefürchteten Stadt sehenswert ist. Ein Parsi in langem, weissen Gewande und schwarzlackirter dütenförmiger Kopfbedeckung, ein wahres Musterexemplar dieser heimatlosen Rasse, welche den Handel des indischen Ozeans zum grossen Teil beherrscht, unermüdlich, devot und gefällig, dient uns als Führer. Vom höchsten Punkt der Citadelle, zu der uns zu unserem Erstaunen kein Posten den Eingang verwehrt, schweift unser Blick über das Meer und über die Wüste bis in endlose Fernen. Dann gelangen wir durch eine Reihe von Tunnels in einen engen Felsenkessel. Hier liegt die Stadt, in der es alle sieben Jahre nur einmal regnen soll. Die untergehende Sonne beleuchtet rot die Felsenwände, kein Halmchen grünt, feiner Staub wirbelt in der Luft, alles ringsum glüht und dürrt.

Zurück zum „Poseidon“! Durch ein Felsenthor öffnet sich uns der Blick auf das im Abenddunkel ruhende Meer und unser weit draussen liegendes Schiff, auf dem schon alle Lichter brennen. An diesem Abend gewährten wir uns, all des Durstes



gedenkend, der da drinnen im Felsenkessel von Aden herrscht, einen b. & s. (brandy and soda) mehr als gewöhnlich, während der „Poseidon“ sich wieder langsam in Bewegung setzte. Eine frische Brise strich vom freien Ozean her über unser Schiff dahin, und zauberisch stieg der Mond hinter den Felsen von Aden empor.

Noch eine Woche trennte uns von dem in zunehmender Spannung erwarteten Moment, in dem wir die Küste Indiens erblicken sollten, eine Woche herrlicher, und im Vergleich mit der überstandenen — kühler Seefahrt. Die Tage verliefen in der Beobachtung des ewig wechselnden, alle Farben des Spektrums durchlaufenden Meeres, des Spieles der Möven und Delphine, der fliegenden Fische und der Quallen, Medusen oder wie sonst all das Seegetier noch heisst. Dazwischen spielte man „Pool“ und „Tug of war“ oder wettete auf die Fahrgeschwindigkeit des Schiffes. Abends wurde musicirt, wobei man an uns als Söhne des liederreichen Deutschland ganz exorbitante Ansprüche stellte, oder man illuminirte das Achterdeck mit bunten Lampions und ein regelrechter Ball mit Quadrille und Cotillon ging von statten. Dann tritt Ruhe ein, die bunten Lampions verlöschen und nur noch die einsame kleine Laterne hoch oben am Fockmast sendet ihren schwachen Lichtschein hinaus in die Nacht. Ein phosphorescirender Streif bezeichnet den Weg, den der Kiel durch die schwarze Flut gegraben hat und verliert sich weit draussen in der Dunkelheit. Eintönig schallt der Schritt des wachhabenden Offiziers von der Kommandobrücke herüber, drunten stampft die nimmermüde Maschine und leise singt der Wind im Takelwerk. In solchem Augenblick fliegen dann die Gedanken zurück zur Heimat und zu denen, die wir dort liessen. Nichts öffnet das Herz derartig der Empfindung des Sehns nach dem, was hier unten unserem Herzen nahe steht, und nach etwas Künftigem, Unbekanntem, als eine solche Stunde, in der wir einsam auf offenem Meer oder inmitten der weiten Steppe zum stillen Sternenhimmel aufblicken. Die Schauer des Unendlichen, der Ewigkeit kommen über uns.

Die Sterne erlöschen und silberfahles Frühlicht breitet sich über der glatten See aus. Eine unruhige Bewegung herrscht heute früh an Bord. Man fühlt einen grossen Moment herannahen. Suchend schweift das Auge über die Meeresfläche, über die jetzt ein rosiger Schimmer, „zart wie das keusche Rot auf Mädchenwangen“, fällt. Da — im Osten — vor der aufgehenden Sonne, der wir entgeneilen, tauchen scharf gezeichnete Konturen empor — es ist kein Zweifel mehr, es sind die Gebirge der Malabarküste, es ist das ersehnte Wunderland Indien, welches dort aus dem Meere heraufsteigt.





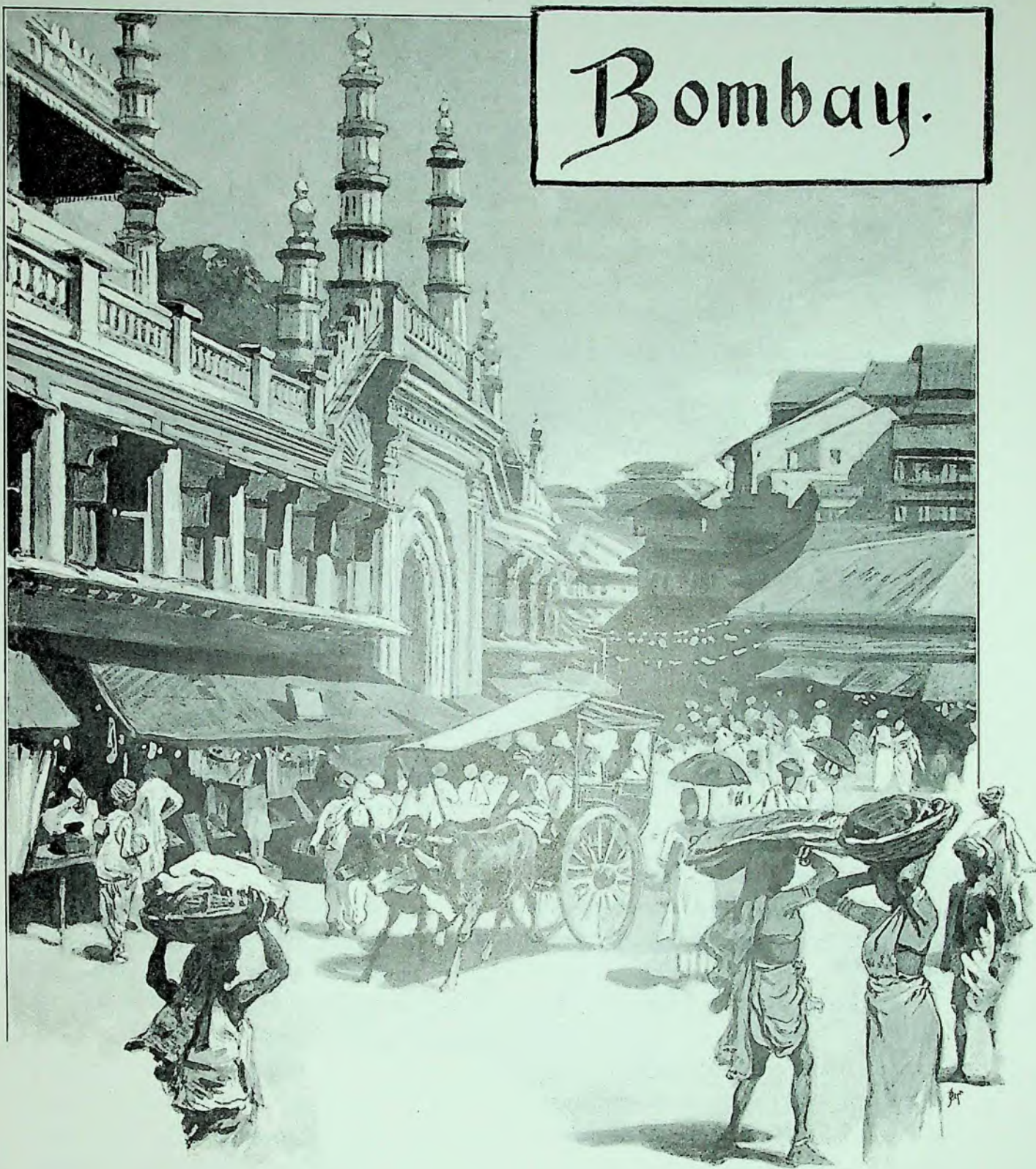
II.

Bombay.

WIR lagen im sicheren Hafen. Das ist nach langer Seefahrt ein ganz eigenes Behagen. Zwar hatten Sturm und Seekrankheit uns verschont, Mühsal und Gefahren waren uns fern geblieben, sodass wir uns der reizvollen Beschäftigung des Nichtsthuns mit bestem Gewissen hatten hingeben können. Dieses erhöht wesentlich den Reiz bei uns Deutschen, die wir die Verpflichtung zur Arbeit stärker fühlen, als andere Nationen; und trotz dieses absoluten Mangels an Verdienst empfanden wir doch eine innere Befriedigung, weil — nun weil wir eben so weit gefahren waren. Behaglich lehnten wir also an der Bordwand des „Poseidon“ und liessen unsere Blicke über die schöne Bay schweifen, welche der Stadt ihren Namen gegeben hat.

Buon Bahia — guter Hafen — war bis ins 17. Jahrhundert portugiesischer Besitz, wo ein grossartiger König von Portugal Hafen, Inseln und Hinterland als wahrhaft königliche Mitgift seiner Tochter, der Gemahlin Karls II. von England, schenkte. Albion acceptirte dankend. Aus Buon Bahia machte der praktische Brite Bombay, gleich wie der stammverwandte Yankee das klangvolle San Francisco zu Frisco reducirt, aber aus der armseligen Niederlassung, in der von fünf Europäern immer vier bald dem Fieber erlagen, schuf England eine Stadt von Palästen mit einer Million Einwohner und einem weltbeherrschenden Handel.

Bombay.

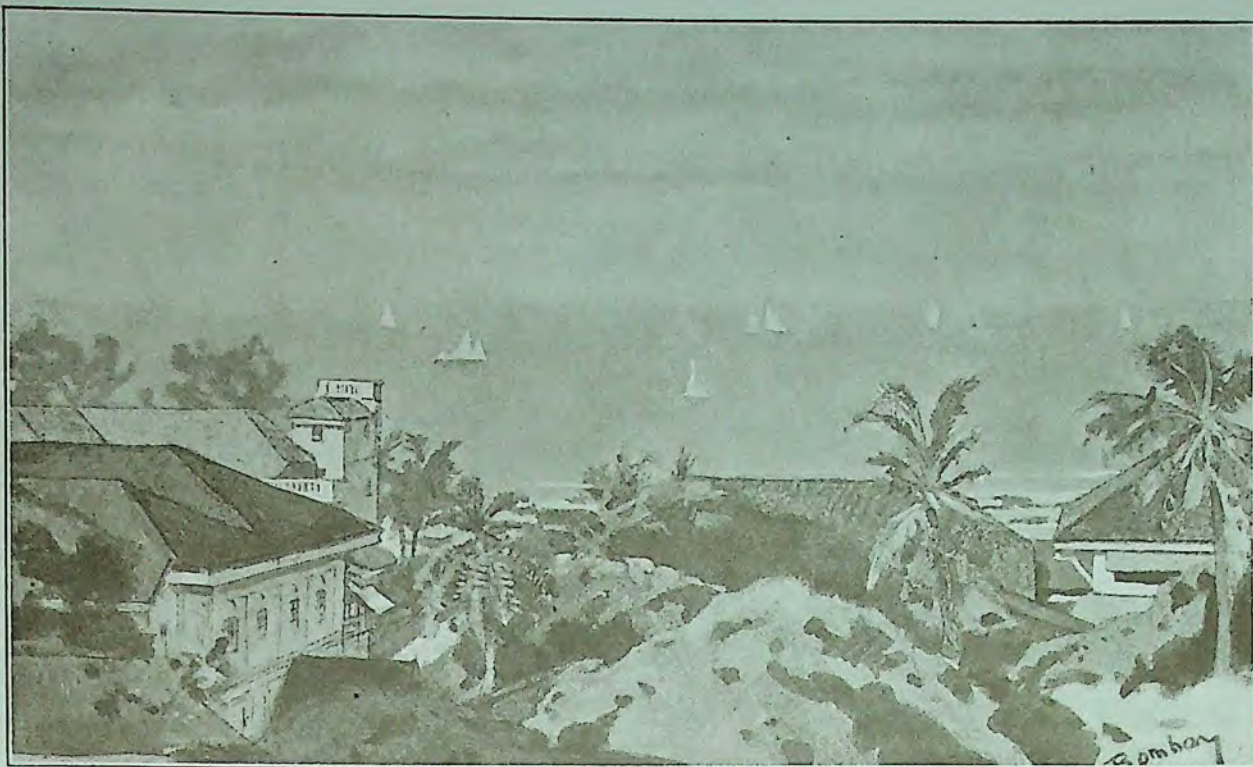


Auf einer vielgegliederten Inselgruppe liegt sie ausgebreitet, einer geöffneten Hand vergleichbar. Weit hinaus ins Meer laufen die Landzungen Malabar und Kolaba; ersteres ein bewaldeter Bergrücken, über den Palmenwipfeln steigen die Gipfel einer Villenstadt empor. Kolaba ist flacher, seine Stadtteile sind älteren Datums und haben ein mehr geschäftsmässiges Aussehen. Auf der Fläche der offenen Hand liegt das Viertel der offiziellen Gebäude und grossen Handelshäuser, meist in einer eigentümlichen indischen Gotik aufgeführt, mehr prunkend als edel, aber sicherlich für den nationalen Geschmack richtig berechnet. Dahinter, in Palmenwälder gebettet, steigt die schier endlose Stadt der kleineren Kaufleute, der Handwerker, der grossen Masse des niederen Volkes nach den Bergen des Festlandes hinan.

Es war ein sonniger Anblick, der dem Ankömmling Herzklopfen machen konnte und dem uns nur die Ankunft des deutschen Konsuls an Bord entriss; nun hiess es: Ade, du prächtiger „Poseidon“, du gute, kleine Kabine, in der ich wie in einer Wiege von des Meeres Wellen hierher geschaukelt worden, gute Fahrt euch Reisegenossen durch die Stürme und Windstillen des Lebens! Ein kleiner Sprung von der Schiffstreppe hinunter in die umhergeschleuderte Konsulatspinasse — und flott ging es unter der deutschen Flagge nach der Mole von Apollo Bunder. Es war ein Gefühl, als ob man von einem mächtigen Vollblut plötzlich auf einen fixen Pony gekommen wäre. Noch einmal erschallte uns vom „Poseidon“ her ein hep, hep, hurrah nach, welches unsere schwarz-weiss-roten Ruderer mit dreimaligem deutschen Hurrah beantworteten, und wir setzten den Fuss auf indischen Boden.

Der erste Gang galt dem direkt am Hafen gelegenen Yacht-Klub. In der kühlen Halle dieses in einer überraschenden Mischung von Schweizer- und Hindustanischem Stil erbauten Hauses kredenzte unser fröhlicher Konsul als Willkomm einen eisig kalten champagne cup. Eingedenk all der guten Lehren über Mässigkeit in den Tropen, unterlagen wir dieser ersten Versuchung nur mit einer gewissen Unvertrautheit. Aber an dergleichen Dinge gewöhnt man sich, und so überwand auch wir schon nach kurzem Aufenthalt in Indien die Scheu vor geistigen Getränken, Schlangen und noch vielem anderen, wovor man uns graulich gemacht hatte.

Die Fahrt vom Klub zu unserem Hotel führte uns durch die verschiedenartigsten Zonen dieser bunten Stadt. Erst kamen Strassen feierlich aussehender, offizieller Gebäude, still und menschenleer, denn der Europäer in den Tropen verlässt während der Tagesstunden möglichst wenig das schützende Haus; die Sonne brannte schonungslos auf die breite Fläche hernieder, und nur einige weissgekleidete Kawassen und eingeborene Clarks huschten geräuschlos zwischen den Offices der verschiedenen Behörden hin und her. Doch die Scene belebt sich, als wir das Viertel der Handel- und Gewerbetreibenden erreichen. Um uns flutet das Leben der Londoner City ins Orientalische übersetzt: Alles in Bewegung und Emsigkeit mit einem Aufwand von Gesten und Lärm, betäubend für den, welcher soeben Wochen auf stillem Meer verbracht hat. Da drängen sich Hindus in farbenprächtigen Gewändern mit Zansibar-Negern in gar keinen, perlengeschmückte Perser und schäbig gekleidete Söhne des himmlischen Reiches, verwildert aussehende Fakirs und glatte, wohlbeleibte Parsi. Dementsprechend kreuzen und stossen sich in den engen Gassen die nationalen zweirädrigen Ochsenkarren mit den Wagen der Trambahn, teppichverhängte Palankins mit



Blick von Cumballa-Hotel (Morgens).

modernen dog-carts und buggies. Alle Handwerker arbeiten auf der Strasse, wer sich nicht vorsieht, bekommt eins mit dem Schusterpfriemen oder dem Schmiedehammer, selbst der Schulmeister trägt in Gurgeltönen den braunäugigen Brahminen-Knaben die Sprüche des Sanskrit unter freiem Himmel vor, und all' dies Spiel der Figuren und Farben in der grellen Sonne des Südens. Geblendet und betäubt ent-rannen wir dieser Brandung des öffentlichen Lebens und erreichten, schnell auf der Fahrstrasse der Back-Bay entlang fliegend, unser Heim.

Cumballa-Hotel hiess die eigentümliche Herberge, welche, ausser von Eidechsen, Käfern und Ratten, nur von wenigen Menschen bewohnt wurde. Die indischen „Hotels“ unterscheiden sich von den durch milde Stiftungen gegründeten Logirhäusern für die Benares- oder Mekka-Pilger eigentlich nur dadurch, dass offenbar irgendwo Reis gekocht und Hammelfleisch oder Hühner zubereitet werden. Von einer Bedienung ist gar keine Rede, und meist ist der Parsi, der unten im Hausflur die unverständlichen Rechnungen schreibt, der einzige Angestellte des Hotels, den man zu sehen bekommt. Wer nicht seinen eigenen Diener mitbringt, kann ruhig um eine Hilfeleistung rufen oder sonst ein dem Klingeln entsprechendes Geräusch hervorbringen, er braucht nicht zu befürchten, irgend Jemanden aus seiner Ruhe aufzustören. Daher bestand unser erster geschäftlicher Abschluss in Indien in der Anwerbung dreier Reisediener. Lalla, Shiva und Pragga hiessen die drei dunklen Ehrenmänner, welche mit Kutte und Barett in den holsteinischen Farben bekleidet wurden und den Rang hinter dem Jäger des Herzogs erhielten. Diese Rangordnung versties aber gegen das indische Kastensystem und sollte später zu den grössten Schwierigkeiten führen.



Zunächst aber richteten wir uns häuslich ein, um die erste Nacht im Märchenlande Indien zu verträumen, ein Vorhaben, das allerdings nicht jedem von uns gelingen sollte. Der Professor, den eine tiefgehende Abneigung gegen Schlangen beseelte, betrachtete schon beim Eintritt mit einem gewissen Misstrauen sein nach dem Garten gelegenes Schlafzimmer, was mit einer nicht schliessenden Thür allerdings sehr geeignet erschien, diesen schon im Paradiese verrufenen Tieren willkommenes Nachtquartier zu bieten. Ein leises Rascheln — und richtig — wenn auch keine Schlange, so doch ein grosser, nicht minder widerlicher Kuckeruts machte frühere Ansprüche auf die Wohnung geltend. Nachdem er diese mit dem Leben bezahlt und der Kadaver vor die Thür placirt, vereinigte

uns ein fröhliches Mittagsmahl. Recht ermüdet begaben wir uns nun zur Ruhe, die dem gepeinigten Professor jedoch diese Nacht nicht werden sollte. Der Kadaver des Kuckeruts war verschwunden, und wer sollte ihn anders genommen haben als diese übelbeleumundeten Schlangen!? — wo sollten diese anders sein, als in seinem Schlafzimmer? Nach kurzem Suchen entpuppten sie sich freilich als weisse Ameisen, von denen einige Hundert als freiwillige Sanitätspolizei zur Aufräumung des Kadavers zusammengetreten waren. Fast ebenso unangenehme Schlafkameraden! Vor Schlangen kann man sich durch Vorsicht bei der Auswahl seiner Lagerstätte und festes Schuhzeug einigermaßen schützen, und die alljährlichen 20 000 dem Schlangenbiss erliegenden Opfer gehören beinahe ausnahmslos den indolenten Natives an. Aber die weissen Ameisen! Unvermeidlich und beharrlich wie die Moskitos! Des besten Koffers Bollwerk muss sie schliesslich passiren lassen, und eine Kollektion südindischer Vogelbälge frassen sie uns später in den verzinnnten Blechbüchsen total auf. —

Schnell und plötzlich, ohne die sanfte Ankündigung des Morgengrauens stieg die leuchtende Sonne unseres ersten indischen Tages empor und enthüllte das eigenartigste, farbenprächtigste Bild, das sich die Phantasie ausmalen kann. Auf den Gesimsen unserer Fenster hatten eine Menge grosser, grauköpfiger Geyer Posto gefasst. Sie kamen von den Towers of silence, der luftigen Begräbnisstätte des Parsi, wo in kurzen Stunden die Überreste eines Menschen dazu dienen, das Leben der Geyer zu erhalten. Die Staffage der Totenvögel stand in direktem Gegensatz zu all' der lebendigen Pracht, die sich in schmelzenden Farben unsern Blicken bot. Die schimmernde See vermählte sich durch den rosigen Morgendunst mit dem leuchtenden Himmel. Hier und dort tauchten kleine Segel auf. Unter unsern Fenstern ein bewegtes Lager der Eingeborenen. Das Heim einer grossen Hindu-Familie und ihrer umfangreichen lebenden Habe gab das Motiv zu nebenstehender Skizze.



Kakibawa (Fakir).



Vor den Towers of Silence.



Native-Hütte.

Die Spannung, Bombay genauer kennen zu lernen, liess uns jedoch nicht länger die malerischen Szenen um unsere ländliche Herberge geniessen, und in zeltüberdachten, bunt angestrichenen Tongas — den indischen Fiakern — sausten wir der City zu. Es war eine Hitze, von der sich selbst ein Südtaliener keinen Begriff macht, und da die Tonga keine Federn hat, so sprang man beim Fahren fortgesetzt mit dem Tropenhelm gegen das Zeltdach — aber die Fülle des Interessanten und Fremdartigen um uns her liess alle kleinen Unbequemlichkeiten vergessen. Zunächst ging es nach den Docks und den sich fast auf fünf Meilen hinstreckenden, künstlichen Hafenanlagen. Draussen in der weiten Bay zahlreiche Inseln, von denen Mallangarh, deren senkrecht abfallende Felsen eine Fortruine krönt, die malerischste ist. Massenhafte Schiffe, Krieg und Handel dienend, belebten die Scenerie. „Abyssinia“ und „Magdala“, zwei Panzerschiffe mit 10inch-Kanonen ausgerüstet, bilden einstweilen die einzigen Verteidigungsmittel von Bombay nach der Seeseite. Das „Castle“ und „Fort St. George“ weisen nur noch Spuren der früheren Befestigungen auf.

Bunt wie die Flaggen der Schiffe im Hafen ist auch das Gewimmel der Menschheit an den Docks. Wohl kein Hafen der Welt kann eine grössere Verschiedenheit der nationalen Typen aufweisen. Man sieht dort jedes charakteristische Kostüm der Orientalen. Die weissgekleideten Hindus geben den Grundton des Bildes. Darauf schillert der grün und goldene Turban des Moslemin von Maskat, die breite rot und weisse Kopfbedeckung des Maratha, der spitze, rote Turban des Guzerathi und der schmucklose, schwarzlackirte Hut des Parsi.

Der Einfluss der Letzteren ist weit grösser, als man nach ihrer Anzahl vermuten sollte. Sie nehmen, besonders im westlichen Indien, den ersten Platz im öffentlichen Leben ein vermöge ihres Reichtums, ihres natürlichen Handelinstinktes, ihrer Klugheit und last not least ihrer Wohlthätigkeit. Als gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der Handel im Surat in Verfall geriet, liessen sie sich in und um Bombay nieder und heute beherrschen sie den Handel des Indischen Ozeans. Ihre Paläste und Bungalows übertreffen alle anderen Privatgebäude Bombays an solider Pracht. Die Mehrzahl der öffentlichen Ehrenämter und die Leitung fast aller gemeinnützigen Anstalten ruhen in ihren Händen und Viele von ihnen schmücken europäische Orden und englische Adelstitel.

Die Industrie Bombays weist alle erdenklichen Zweige auf. Zu der höchsten Blüte der Kunstfertigkeit sind Seidenfabrikation und Metallmanufaktur ausgebildet; Färberei, Gerberei, Möbeltischlerei und Keramik sind blühende Gewerbe. Die „School of Arts“ hat viel für alle diese Industrien gethan, zu denen doch immer eine gewisse künstlerische und wissenschaftliche Vorbildung gehört. Überraschend und charakteristisch ist die schnelle Aneignung und Ausbildung des europäischen Fabriksystems durch Parsi und Hindu.

Abseits von dem betäubenden Getriebe des Handels und der Grossindustrie liegen die Privathäuser der Europäer,



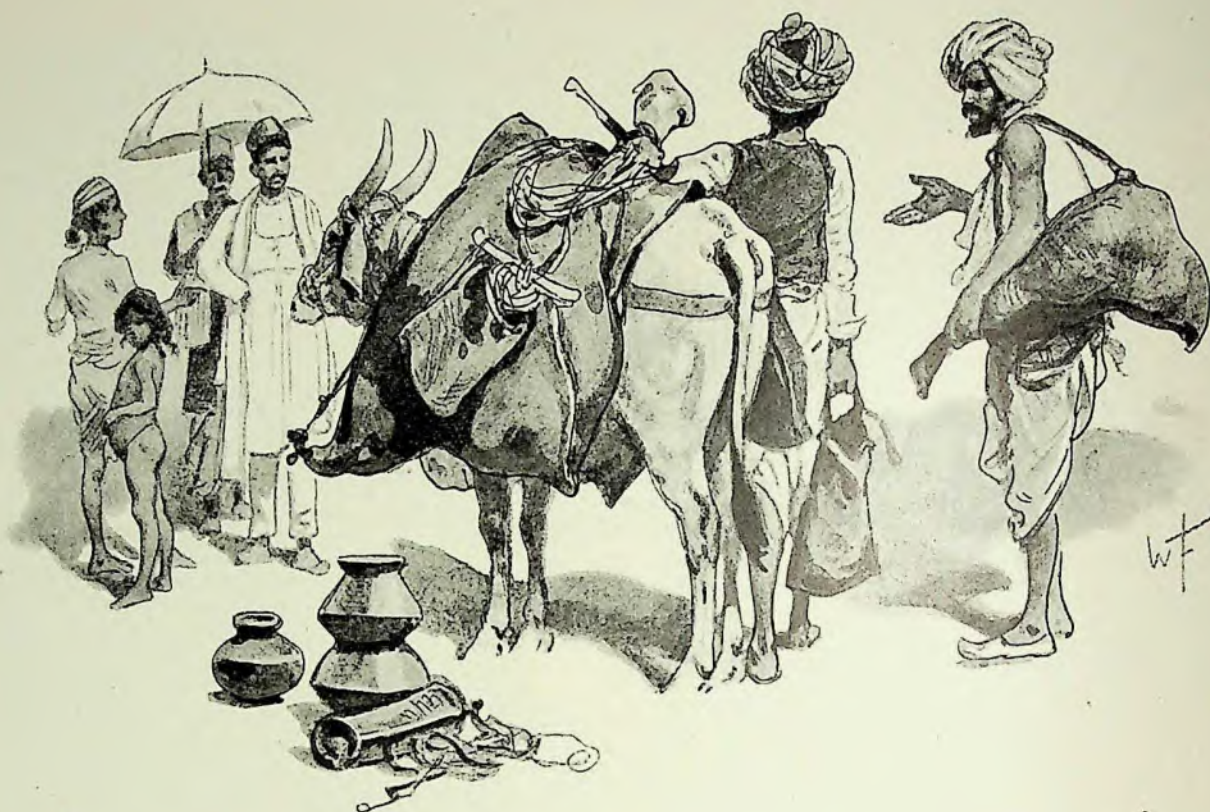


Europäisches Bungalow.

untermischt mit denen der Parsi und der hindustanischen Aristokratie. Die fashionablen Faubourgs trennen die City von der schier endlosen „schwarzen Stadt“, welche, aus Hütten, Palmenhainen und Obstgärten bestehend, sich weit hinaus in das Land erstreckt. Auch das Normal-„bungalow“ des Europäers ist gewöhnlich von einem grossen Garten umgeben, und obgleich der Styl nicht grossartig ist, so passt er doch für das dortige Klima und weist eine eigenartige „praktische Schönheit“ auf. Früher bewohnten die Europäer mit Vorliebe die nördliche Vorstadt „Parell“, wo während der letzten hundert Jahre die offizielle Residenz des Gouverneurs war. Jetzt werden hingegen „Malabar Hill“ und der Bergrücken von „Collaba“ bevorzugt, weil man dort die bezauberndste Aussicht auf Stadt und See hat. Auf dem jäh ins Meer abstürzenden Malabar Point liegt der stolze Palast des Gouverneur, inmitten des erfrischenden Getoses der Wellen. Während der heissen Monate flüchten sich Se. Excellenz nach dem gebirgigen Mahableshtar, während sie die Regenperiode in Poonah zubringen. Wir sollten bald Gelegenheit haben, die Reize beider letztgenannten Residenzen zu geniessen.

Der erste Tag in Indien war in ununterbrochener





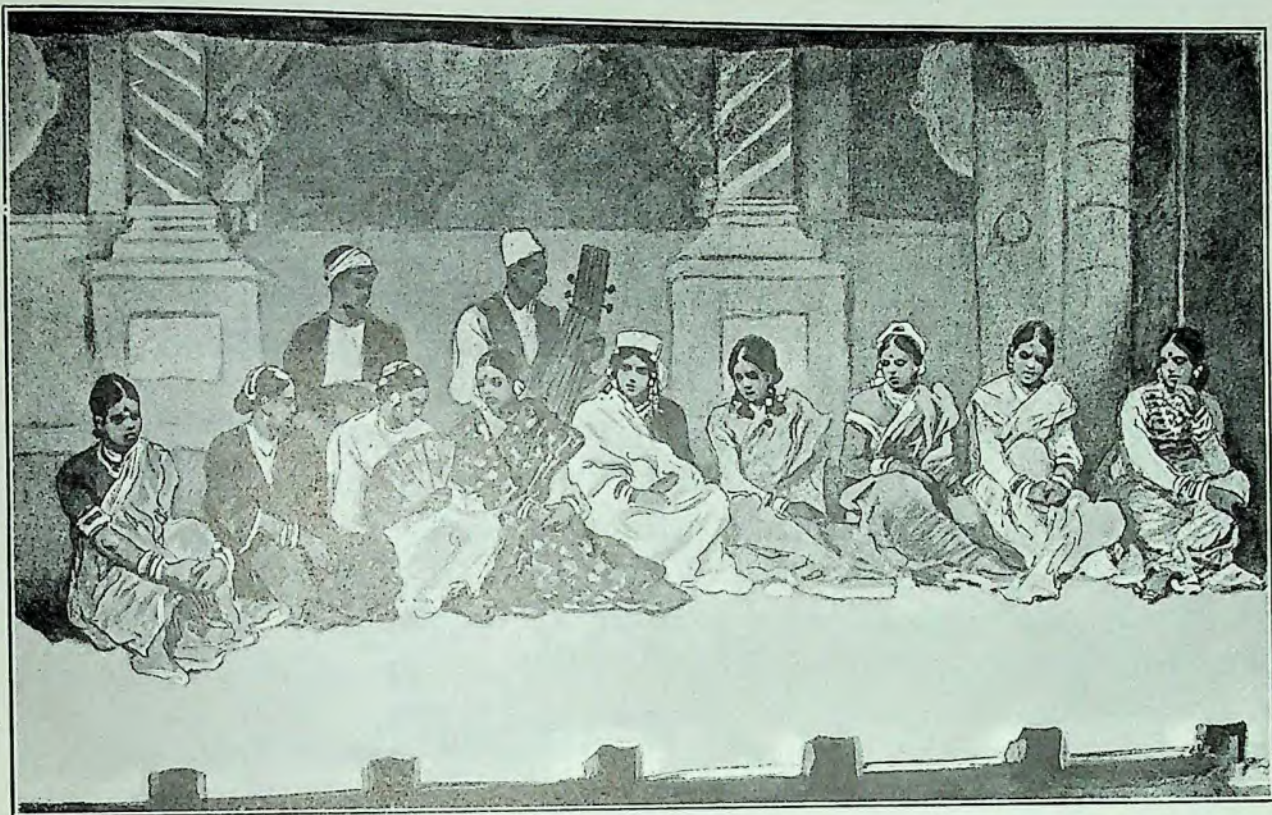
Bewegung verlaufen. Bank und custom house, deutsches Konsulat und englische Behörden, alle waren für den Fortgang unseres trip in Thätigkeit gesetzt. Der grosse Outfitter Bombays mit dem wenig Vertrauen erweckenden Namen Treacher lieferte von den Patronen für die schwere Elefantenbüchse bis zur Schokolade alles, was man einmal in einer rough country gebrauchen könnte; der weltberühmte Haroon Cassum formte die ihm von uns gegebenen Modelle europäischer Kleidung mit einer bis auf abgerissene Knöpfe sich erstreckenden Genauigkeit in weissen Stoffen nach.

Ein elegant servirtes Diner in den luftigen Hallen des Yacht Klub beim sanften Klang indischer Weisen und mit dem Ausblick auf die im Mondlicht schlummernde Bay belohnte für die mannigfachen Mühen des heissen Tages. Aber noch ein eigenartiger Sinnen- genuss sollte uns nach dem Programm unseres lebenslustigen Konsuls blühen: Wir fuhren zur Oper.



Ein anderes Bild als das daheim gewohnte bietet die Oper von Bombay dar. Das Gebäude ist ganz aus Holz und macht den Eindruck eines Sommertheaters. Es ist sehr einfach ausgestattet; der Balkon

hat an der Stelle, wo bei uns die königlichen Logen liegen, eine vergitterte Loge für die Frauen. Auch hier dürfen sie sich nicht den profanen Blicken der Menge aussetzen und werden, wie auf der Strasse oder den Bahnhöfen unter einem von vier Männern gehaltenen, grossen weissen Tuch hingeführt und zurückgebracht. — Als der Vorhang in die Höhe ging, sassen einige Mädchen auf der Bühne und sangen — für uns ebenso unverständlich wie langweilig — eine Art Ouverture. Dann folgte ein Märchen mit Prinzen, Schlössern und Mondschein, währenddem eine komische Figur an der Rampe stand, und — nach dem Lachen der Zuhörer zu urteilen — die besten Witze machte. Da die Vorstellung sehr lange dauerte — nämlich jedes Stück drei bis vier



Abende von je vier bis sechs Stunden — hielten wir nicht bis zum Schluss aus. Nach dieses Tages Last und Hitze waren wir herzlich froh, wieder in unser lauschiges Hotel im Palmenhain zurückzukehren. Die herrliche Aussicht über den palmengrünen Stadtteil und das mondbeglänzte Meer war schöner als alle Opernkulissen der ganzen Welt.

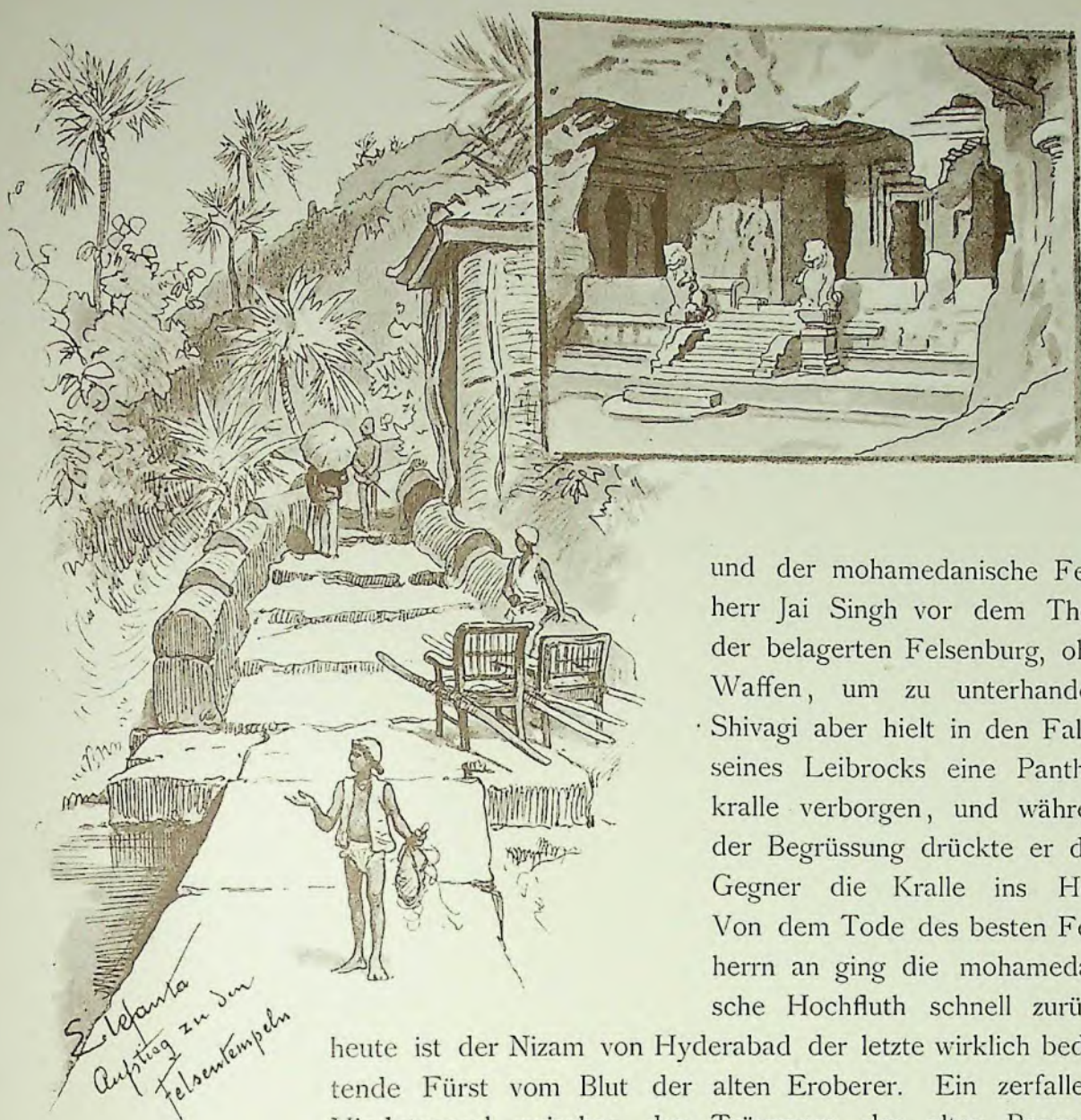
Nach dreitägigem Aufenthalt in Bombay folgten wir einer Einladung des Herzogs von Connaught nach seiner Sommerresidenz Poonah. Die sechsstündige Eisenbahnfahrt führt durch die herrlichsten Gebirgsgegenden, die sogenannten „Ghoats“ der Malabarküste und erinnert in ihrer Grossartigkeit an die schönsten Strecken der Gotthardbahn. Am Bahnhof von Poonah nahmen uns der Herzog von Connaught und die Grosswürdenträger der Stadt in Empfang. In sausendem Galopp ging es zu dem umfangreichen Villenestablishment des Herzogs, dessen eines „bungalow“ uns zur ausschliesslichen Benutzung überwiesen wurde. Alle bungalows sind einstöckig mit reizenden weit überdachten Veranden in den üppigsten Gärten.

Das Land um Poonah ist eine wellenförmige Hochebene; gegen Westen bilden die Sahyâdriberge eine nur durch wenige Pässe gangbar gemachte Barriere. In den Flächen der jâhen Felsabstürze finden sich vielfach in den Fels gehauene Tempel; die Gipfel anderer sind mit den pittoresken Ruinen altindischer Festungen gekrönt, was den schon von Natur phantastisch geformten Felsklippen den in Wirklichkeit so seltenen Charakter „heroischer Landschaft“ verleiht. Dort sind auch die Felsengräber der ausgestorbenen Königsfamilie, welche Poonah viele Generationen hindurch beherrschte.

Zwei Tage verliefen bei Polo und anderen out of door-games allzurasch in dem gastlichen home der herzoglichen Familie. Nun weiter hinauf in das Gebirge, um dem Governor von Bombay, Lord Reay, in seiner hoch oben in den Ghoats gelegenen Sommerfrische Mahableswar, einen Besuch abzustatten. Wiederum sechs Stunden Eisenbahnfahrt über sterile felsige Hochplateaux; daran anschliessend sechs Stunden im offenen Wagen mit zehnmaligem Pferdewechsel, meist in sausendem Galopp, durch grüne Wiesenthäler, Bananenhaine und wuchernde Gärten und Felder. Gegen Abend stiegen wir in Serpentin an unermesslichen Abgründen entlang bis zu 6000 Fuss Höhe zu einer waldbedeckten hügeligen Hochebene auf. Die Landschaft, besonders die Einblicke in lange, tief dunkelgrüne Hochthäler, erinnerte an Oberbayern in dreimal vergrösserten Dimensionen. Das Wunderbarste war, dass auf dieser Höhe, welche in den Alpen zur Region der Kriechföhren gehören würde, über und über blühende Rosenbäume und Vergissmeinnichthecken die Strasse einfassten. Alles ist so grossartig und üppig, wie man es sich in unserem — bei aller Heimatsliebe sei es gesagt — dürftigen Europa garnicht vorstellen kann. — Bei tiefer Dunkelheit kamen wir in dem alpinen Government house an. Es besteht aus drei grossen Holzbauten inmitten dunkelgrünen Laubwalds, von denen eins für die Familie des Lord, eins für den Stab und eins für die Gäste bestimmt ist. Am andern Morgen genossen wir auf unserer Veranda angesichts eines grossartigen Gebirgspanoramas einmal wieder das lang entbehrte Gefühl der Morgenfrische.

Das musste zu einer Bergtour benutzt werden! Eine steile Fahrt bergab durch den schönsten Urwald führte uns zu einer Art Klubhütte. Dort rüsteten wir uns zu einer strammen Besteigung. Über Felsblöcke und Steingerölle, durch plätschernde Bergwasser und dichtes Gestrüpp, ging es ein paar Stunden steil hinauf zu einem Bergkegel. Von dort eine Rundschau, — umfassend wie die vom Rigi: Eine dunkle Gebirgswelt ringsum, zerklüftete braune Felsen, deren höchste Zacken in phantastischen Gebilden aus dem Urwald herausschiessen, in weiter Ferne der blinkende Spiegel des Indischen Ozeans.

Auf diesem Kegel stand einst die uneinnehmbare Bergveste der Maratha, die als letzter fester Platz dem Ansturm der Moguln widerstand. Von Nordwesten her waren diese in Indien eingedrungen, Agra und Delhi waren die Centren und festesten Burgen ihrer Macht, in Bichapur und Golconda hatten sich ihre Feldhauptleute — Nizams — festgesetzt. Das Hindutum wich immer mehr vor dem Andrang des Mohamedanismus in die Südspitze der Halbinsel zurück. Nur in den wilden Felsgebirgen der Ghoats führten die Maratha, die sich noch heute durch Mut und Energie unter den weichlichen Hindus auszeichnen, einen erbitterten Guerillakrieg gegen die fremden Eroberer. Da begegneten sich hier eines Tages Shivagi, der Häuptling der Maratha



und der mohamedanische Feldherr Jai Singh vor dem Thore der belagerten Felsenburg, ohne Waffen, um zu unterhandeln. Shivagi aber hielt in den Falten seines Leibbrocks eine Pantherkralle verborgen, und während der Begrüssung drückte er dem Gegner die Kralle ins Herz. Von dem Tode des besten Feldherrn an ging die mohamedanische Hochfluth schnell zurück;

heute ist der Nizam von Hyderabad der letzte wirklich bedeutende Fürst vom Blut der alten Eroberer. Ein zerfallener Hindutempel zwischen den Trümmern der alten Bergveste

birgt das Grabmal Jai Singhs.

Zurück nach Bombay, zum wirklichen Start für die Reise nach Süden! Am Abend vor der Abfahrt unternahmen wir noch in flotter Dampfbarkasse einen Ausflug nach Elefanta. Aus spiegelglatter Bay erhob sich der dunkle Felskoloss der Insel. Bei warmer Abendbeleuchtung liessen wir uns durch dichten Palmenwald von Kulis zu den wunderbaren Höhlentempeln tragen. Phantastisch, fast unheimlich waren sie beim Scheine der Fackeln anzusehen, aufgescheuchte Vögel und Fledermäuse flatterten uns um die Köpfe, und wunderbare Steingebilde traten aus der unergründlichen Tiefe schwärzester Schatten hervor.

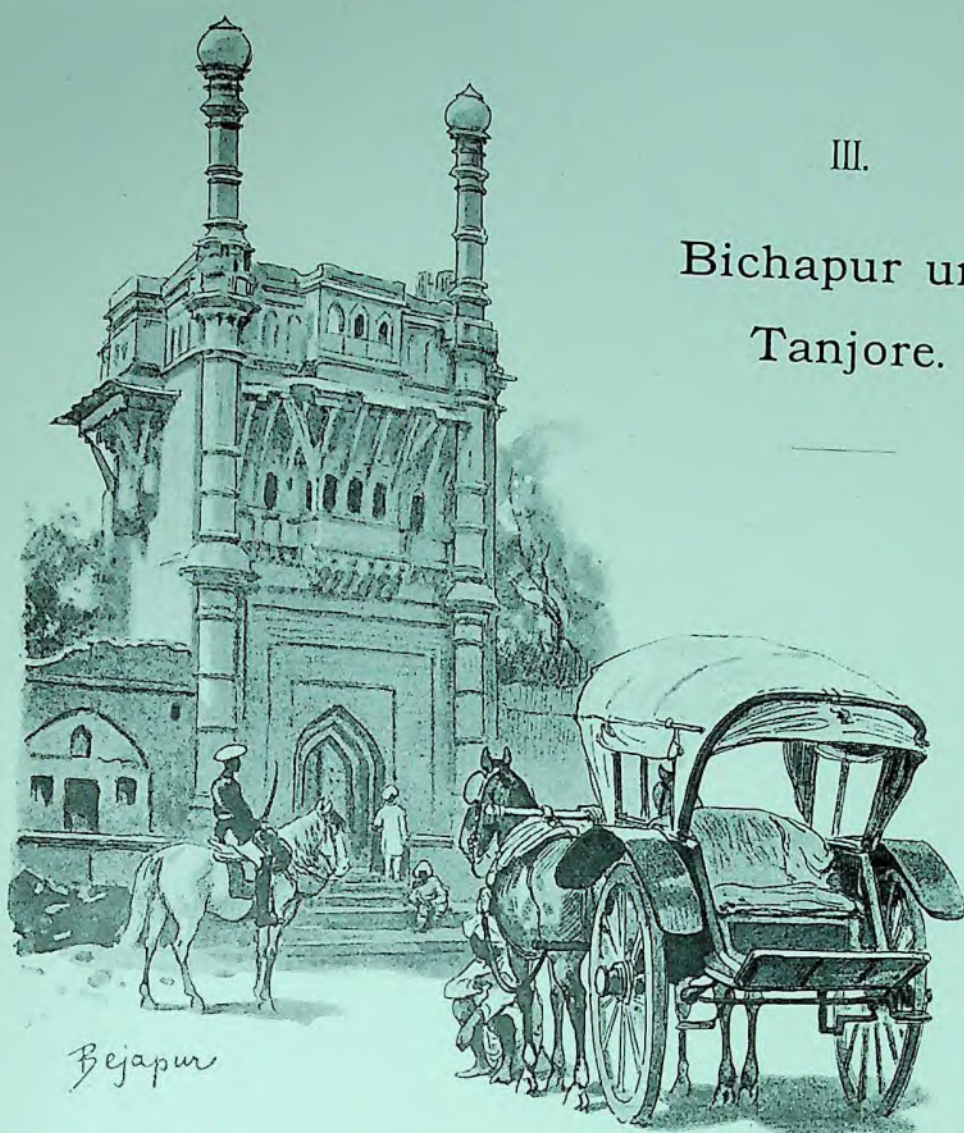
Seinen Namen erhielt Elefanta von den Portugiesen wegen eines sieben Meter hohen Steinelefanten, der am alten Landungsplatze der Insel stand. 1814 fiel sein Kopf ab und nach und nach sank auch der wuchtige Leib in eine formlose Steinmasse zusammen, die in die Viktoriagärten zu Bombay gebracht wurde. Von den wunderbaren Höhlentempeln sind vier fast ganz erhalten, den fünften hat man mit Steinen gefüllt, um sein Dach zu stützen, während der sechste nur der Anfang zu einem an-

scheinend kleineren Tempel war. Der interessanteste und am meisten besuchte ist die sogenannte „Great Cave“, ein Quadrat von annähernd 100 Metern. Sechs Reihen von je sechs aus dem Stein gehauenen Säulen tragen sein Dach. Die Einförmigkeit der Anordnung ist nur an der westlichen Seite durch das „sacellum“, einen vier-eckigen durch vier Säulen eingefassten Raum unterbrochen. Ursprünglich umrahmten 26 kunstvoll gemeisselte Säulen das sacellum, doch sind die meisten zu Geröll und Staub zusammengesunken. Da weder der Boden noch das Dach ganz horizontal sind, so variiert die Höhe des Tempels zwischen 15 und 17 Metern. Das Frappierendste in den Bildwerken ist die berühmte „Trimurti“, eine Kolossalbüste mit drei Gesichtern, dem Eingang gegenüber an der Südseite des Tempels befindlich. Es ist die Darstellung des Shiva in seinen Charakteren als Erschaffer, Erhalter und Zerstörer. Empörender Weise wurde 1865 die einzig in ihrer Art dastehende Büste von dem Angehörigen einer sogenannten civilisirten Nation derart beschädigt, dass zwei Gesichter fast unkenntlich sind. Auch die beiden davorstehenden, zwölf Meter hohen Figuren der „dwara-palas“ oder Thürhüter blieben nicht verschont, weswegen sie jetzt von eingeborenen Polizisten bewacht werden. Auf Shiva, dem fast alle Hindutempel des westlichen Indien geweiht sind, beziehen sich auch die zahllosen anderen Skulpturen, mit denen der grosse Höhlentempel angefüllt ist, doch ist es unmöglich, auch nur die oberflächlichste Liste derselben hier zu geben. Früher sollen, nach de Conto, der eine Reise nach Indien im 17. Jahrhundert beschrieben hat, die Wände der Tempel und alle Statuen wundervoll bemalt gewesen sein, doch kann man jetzt davon nichts mehr sehen. Der Eindruck bleibt trotzdem unverwischbar und nie werde ich das mich beim Eintritt beschleichende Gefühl mystischer Ehrfurcht vergessen, als bei dem unsicheren Fackelschein die riesigen Steinfiguren aus dem Fels herauszuwachsen schienen. Wie viel Menschenalter die Höhlentempel überdauert haben, ist nicht mehr festzustellen, da keine Inschrift dort zu finden; im allgemeinen wird ihre Erbauung in das zehnte Jahrhundert unserer Zeitrechnung verlegt. Der grosse Tempel wird noch heutzutage bei grossen, Shiva geweihten Festlichkeiten benutzt, besonders von den Hindus der Baniyakaste.



Moschee Jbrahim Rosa (Bichapur).

III.

Bichapur und
Tanjore.

INE lange, heisse Bahnfahrt führte uns nebst unseren inzwischen sehr prächtig eingekleideten Dienern über die einförmigen Flächen des Dekkan. Solche indische Eisenbahnfahrt bietet weit mehr Komfort als eine im best-eingerichteten europäischen sleeping-car. Die Wagen I. Klasse enthalten meist nur zwei luftige Salons mit gepolsterten Ruhebänken, welche für die Nacht sich in die bequemsten Betten verwandeln lassen. Eine Badezelle mit Douche-einrichtung ist die nie fehlende Zugabe jedes Wagenabteils.

Am Morgen nach unserer Abfahrt von Bombay erreichten wir Bichapur, einst Hauptsitz der Mogulherrschaft in Centralindien. Innerhalb der zerfallenen Umfassungsmauern der schon vor Jahrhunderten zerstörten Millionenstadt liegen vier bis fünf elende Hindudörfer zwischen den prachtvollsten Moscheen, Mausoleen, Palästen und Wasserwerken, welche verfallend und in ihrem einst strahlenden Farbenschmuck verblichen die frühere märchenhafte Pracht noch ahnen lassen. Die wunderbarste der verwitterten Prachtbauten trägt den Namen ihres Schöpfers Ibrahim Rosa. Auf hochragender Marmor-Terrasse erheben sich Moschee und Mausoleum des Erbauers, beide in zwar ganz verschiedenem, aber doch harmonisch wirkenden indo-persischen Stil erbaut. Schön

gewölbte Kuppeln und schlanke Minarets ragen in die blaue Höhe, verschwenderisch reiche Steinschnitzerei religiösen und allegorischen Charakters überdeckt alle Wände und Pfeiler. Palmen umrahmen einen verfallenen Springbrunnen, in den Gärten und auf den Grashöfen stehen uralte Akazien. Hunderte grüner Papageien bevölkern die Nischen und architektonischen Verzierungen, Eidechsen und Eulen huschen durch die goldgeschmückten Hallen. Im Marmorbecken des Springbrunnens liegen Schlangen — glücklicherweise unschädliche —, Musang und Chamäleon gehen in den Gärten spazieren und auf den Bäumen amüsieren sich Affen und Eichhörnchen. Wie herrlich und farbenprächtig muss das einst gewesen sein, als Alles noch in vollem Glanze stand und eine buntgekleidete Menge mit ihren verhüllten Frauen hier lustwandelte, während unter der kraftvollen Regierung eines mächtigen Mogul das ganze Land blühte und Künste und Handel gediehen.

Unser Gastfreund in Bichapur bekleidete das Amt eines „collectors“, was etwa nach unseren Begriffen Landrat ist. Der hierfür eigentümliche Name „collector“ stammt aus der Zeit der East-India-Company, deren hauptsächliche Regierungsthätigkeit hiernach zu schliessen im Einsammeln der Abgaben bestanden zu haben scheint. Uns war der Name Anlass zu den schwersten Zweifeln, ob denn unser Gastfreund eigentlich Bezirkskommandeur oder Lotteriekollekteur sei. Jedenfalls schliefen wir aber über jeden Zweifel erhaben gut unter seinem Dach, d. h. ich nur unter einem Zeltdach, da er mir wegen Raummangels im Hause ein Zelt in der Nähe desselben auf grünem Rasen aufschlagen liess. Leise rauschte über mir die alte Akazie im Nachtwind und erzählte von Bichapurs vergangenen Tagen, dazwischen erklang von fern aus den Trümmern der Moscheen der klagende Ruf des Käuzchens und das Bellen des Schakals.

Die Fortsetzung unserer Fahrt über den Dekkan brachte uns nach Raichur. Auf einem isolirt inmitten der endlosen Ebene liegenden Felsblock erhebt sich die Burg der ehemaligen Fürsten; an dieselbe schmiegt sich Schutz suchend die weisse





alte Stadt mit ihren engen Gassen. Die wenigen Stunden unseres Aufenthaltes verbrachten wir fast ganz in der dortigen hindustanischen Schule, die so viel Originelles bot, dass wir länger dort verweilten und unser Professor Gelegenheit fand, eine Skizze zu entwerfen.

Auf einem freien Platz vor dieser Heimstätte indischer Weisheit hatte ein Fakir sein Diogenesheim etablirt. Rosenrot war die Lieblingsfarbe des frommen Mannes, daher er die sündige, irdische Hülle seiner unsterblichen Seele einschliesslich des Haares rosenrot angestrichen hatte. Sonst bevorzugten diese sonderbaren Heiligen — oder Tagediebe, wie sie unser aufgeklärter indischer Haushofmeister benannte — orangegelb als Grundton, den die Raffinirten dann noch mit schreiend bunten Farben übermalen. Einfachere Gemüter begnügen sich auch damit, sich ganz mit angefeuchteter Asche zu beschmieren.

Unwillkürlich imponirte uns abwechslungsbedürftigen Kulturmenschen doch diese Macht der Überzeugung — oder soll man es religiösen Wahnsinn nennen —, die ein ganzes Menschenleben einer nutzlosen Idee opfert. Gewöhnlich sitzen sie regungslos jahraus jahrein auf derselben Stelle, umgeben von einer Schar von Bewunderern. —



Raichur

Ob sie ihr Dasein wohl ertrügen
ohne diese? — Einige von ihnen
unterhalten ihre Zuhörer durch Weisheits-
sprüche, andere rufen mit vertiertem Ausdruck

immer denselben heiligen Namen aus, manche schweigen immer, indem sie sich zur höheren Ehre der Gottheit irgend eine körperliche Unbequemlichkeit auferlegen. So hatte unser Freund in Raichur den einen Arm ununterbrochen in die Höhe gehalten, bis derselbe ganz abgestorben und verdorrt war. Niemals wird ihr Haar gekämmt, oder ihr Körper gewaschen, sie werden von andern gefüttert und sind die lebenden Beispiele der Macht finsternen Aberglaubens.

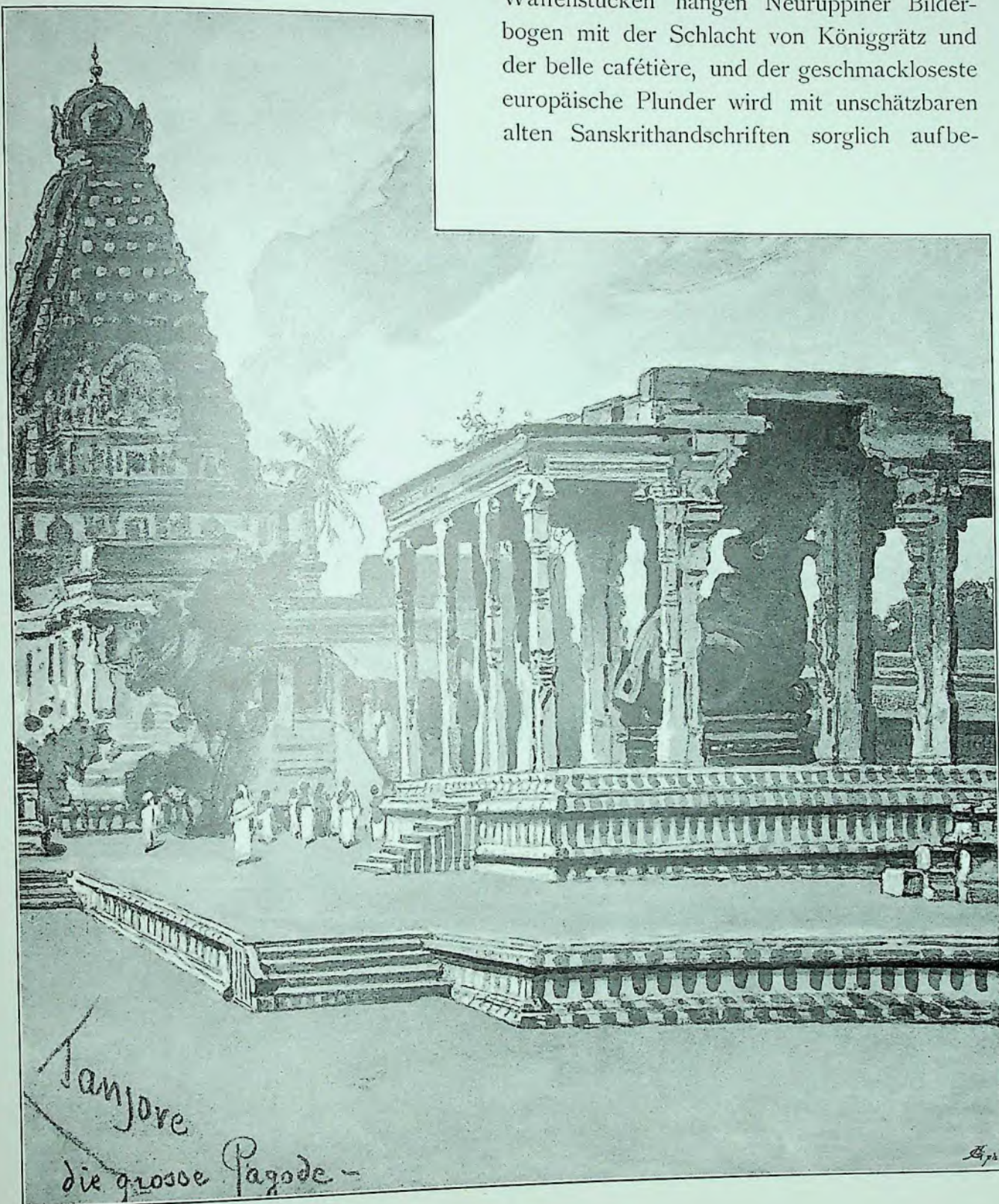
Weiter ging unsere Fahrt durch Tag und Nacht über die nicht enden wollende Hochebene des Dekkan. Keine Welle im Terrain, kein Wald, soweit das Auge reicht, von Zeit zu Zeit das tief eingerissene, steinige Bett eines versiegenden Flusses, ein Sumpf, in dem eine Herde schwarzer Buckelochsen Kühlung sucht, die flachen Dächer eines Hindudorfes, sonst nur unermessliche Reisfelder. Wir liegen auf den Chaiselongues unseres rollenden Heims, lesen, rauchen und schlafen.

Die östlichen Ghats sind erreicht, uns entgegen weht der Seewind der bengalischen Bay. Es geht steil hinab in die Niederung der Coromandalküste. Um uns wird es wieder farbig, die Landschaft nimmt einen ausgesprochen tropischen Charakter an, grün überwucherte Sümpfe treten an Stelle der monotonen Reisfelder; da wimmelt es von allem möglichen Getier; Palmen und Blumen, Vögel und Schmetterlinge, die Natur ist bunt wie ein Kinderbilderbuch.

Am Abend des fünften Tages seit unserer Abfahrt von Bombay erreichten wir Tanjore, wo uns der Oberrichter des Landes mit der herzlichen Gastlichkeit Old Englands aufnahm. Tanjore besitzt zwei hauptsächlichste Sehenswürdigkeiten, den Palast des Rajah und eine der ältesten Pagoden Südindiens. Dem Palast galt anderen Tages

unser erster Gang. Derselbe ist ein Musterbild altindischer Baukunst in ihrer besten Periode. Durch ein hohes Burgthor mit wuchtigen Pfeilern betritt man einen palmenbeschatteten Hof, auf dessen Rasen ein Dutzend bunttätowirter, in Rot und Gold geschnitzter Elefanten ihrer Verwendung harren. Die Wände des Hofes hat die Phantasie des Erbauers mit den sonderbarsten Schöpfungen der Skulptur geschmückt. Wir treten in die hohe Marmorhalle, in welcher Seine Hoheit der Rajah grosse Staatsakte abzuhalten pflegt. Die Ausschmückung dieser Halle ist ein getreues Spiegelbild des eigentümlichen Kulturstandpunktes dieser indischen Fürsten. Zwischen prächtigen

Waffenstücken hängen Neuruppiner Bilderbogen mit der Schlacht von Königgrätz und der belle cafetière, und der geschmackloseste europäische Plunder wird mit unschätzbaren alten Sanskrithandschriften sorglich aufbe-

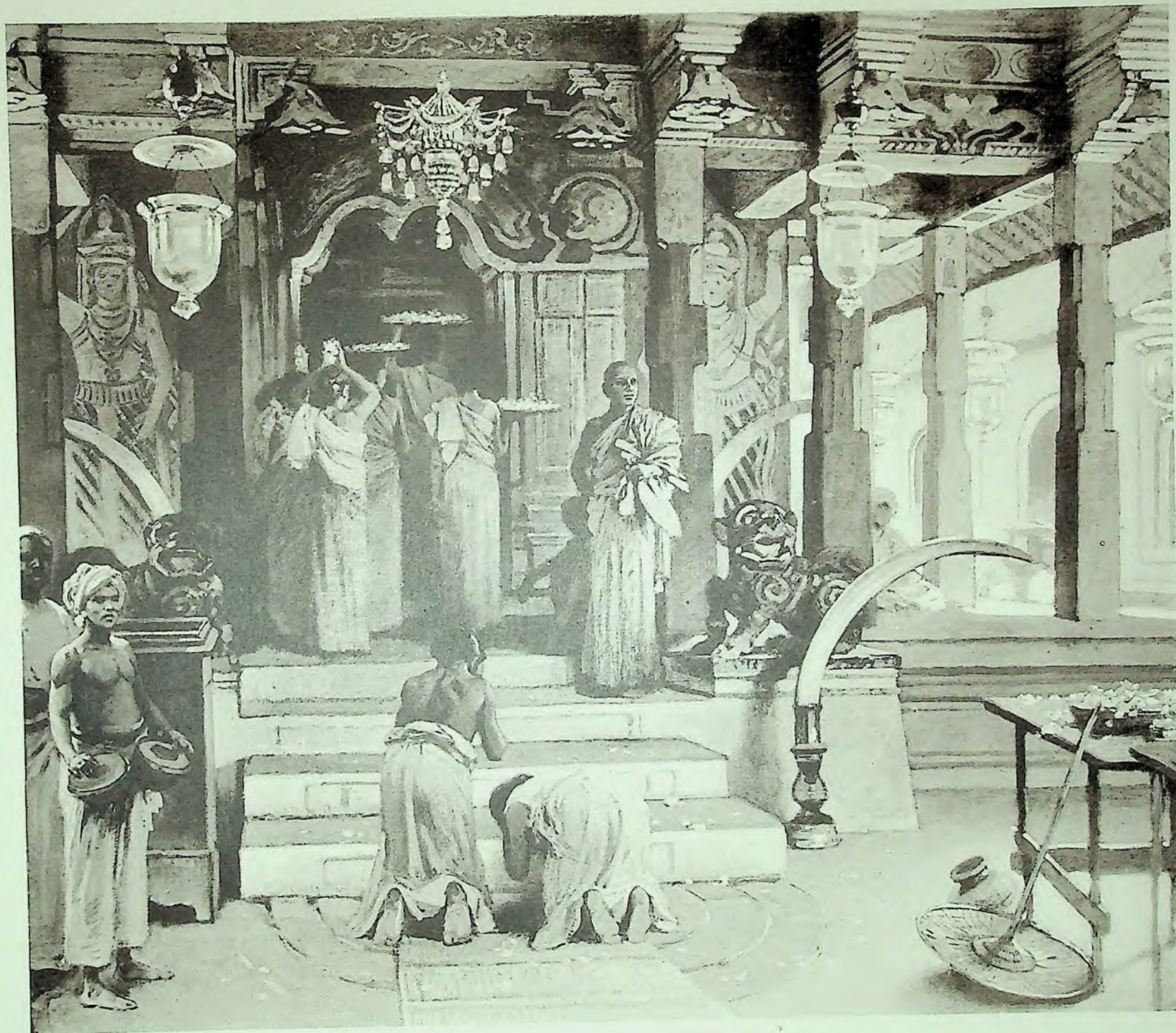


wahrt. Am spasshaftesten ist der Salon der Prinzessin, der für unsern Geschmack die unglaublichsten Zusammenstellungen bietet.

Nachdem der Herzog einen aus euvre poli und buntem Glas gefertigten Gegenstand unermessbaren Zweckes als würdiges Kabinettstück in die Sammlung des Rajah gestiftet hatte, gingen wir an die Besichtigung der Pagode. Zwei sich unmittelbar folgende pylonenartige Thore lassen uns einen weiten freien Platz betreten, in dessen Mitte ein riesiges, steinernes Kalb in einem für die Dimensionen dieses Tieres viel zu kleinen Tempelbau ruht. Dasselbe Götzenbild ist in unzähligen Wiederholungen und in allen Grössen ringsum zu sehen, allein auf den Gesimsen der um den ganzen Hof laufenden Arkaden ist es in einigen hundert Exemplaren angebracht. Im Hintergrunde des Hofes aber erhebt sich stolz die tausendjährige Pagode. Sie ist über und über bedeckt mit Reliefs und geschmückt mit Tierfiguren, die wie an alten gotischen Bauten in grotesker Bewegung weit herauspringen. Die Monsunstürme vieler Jahrhunderte haben den einst weissen Marmorbau tief schwarzgrau gefärbt. Den Zutritt zum Inneren des geheimnissvollen Heiligtums verwehrt uns ein weisshärtiger Priester, dafür machte er uns auf das Relief eines Mannes von europäischem Gesichtsschnitt mit breitem Seemannshut aufmerksam, an welches sich schon vor Jahrhunderten die Prophezeiung knüpfte, dass Seinesgleichen dereinst ganz Indien erobern würden.

Als wir bei Nachtzeit Tanjore verliessen, hoben sich die crenelirten Mauern der Stadtumwallung scharf gegen den Himmel ab. Auf den zahllosen Etagen der Pagode aber waren Hunderte kleiner Flammen angesteckt, und noch von weit her sahen wir von der Plattform unseres Wagens den hohen schwarzen Bau mit den flimmernden Lichtern aus der ruhenden Ebene emporsteigen.





Buddhatempel in Kandy.



IV. Ceylon.



AS graue Licht des nächsten Morgens liess das trostlose Strandnest Tuticorin, wo wir uns nach Ceylon einschiffen sollten, nicht schöner erscheinen. Ein traurig wie seine Heimat aussehender Mann verabreichte uns das aus dem üblichen Reis mit scharfem currie bestehende Frühstück, dann ging es in einer kleinen Pinasse durch schwere See zu dem draussen auf der Rhede ankernden Dampfer. Derselbe hatte

nur getrocknete Fische und zur Arbeit in den Theeplantagen geworbene Kulis geladen, und solche Ladung trägt nicht zur Verbesserung der Luft bei. Wir erwarteten daher mit doppelter Spannung den uns verheissenen Duft, welcher angeblich schon auf viele Seemeilen die Nähe des Paradieses Ceylon verkünden soll. Zwar sogen wir im



Singhalesenknabe.



Kulis an Bord.



Verlangen nach süßem Blumenduft vergeblich die Seeluft ein, aber dennoch war die Freude gross, als am nächsten Mittag die grünen Gestade der reizenden Insel vor uns auftauchten. Die Berge waren, da die Regenzeit noch ihre letzten Schauer über Ceylon ergoss, in Wolken verhüllt. Consul Freudenberg, dessen gastliches Heim wohl jeder Deutsche, der einmal Colombo passirte, in dankbarstem Andenken hält, holte uns unter deutscher Flagge ein. Das Musterhotel Grand Oriental bot uns ein geradezu ideales Quartier. Ein sehr förmlicher Besuch bei dem Governor gewährte wenig Genuss, desto mehr ein gemütlicher Abend bei Münchener Bier im Consulats-Bungalow.

Am andern Morgen schon traten wir einen Abstecher nach dem Innern der Insel an. Nun erlahmt aber meine Feder, die Schönheiten dieser Fahrt, diese erdrückende und berauschende Fülle der Vegetation, den überwältigenden Wechsel der sich bei jeder Biegung und hinter jedem Tunnel total verändernden Fernsichten zu beschreiben. Ceylon ist wirklich ein Paradies im vollsten Sinne des Wortes. Ich habe nie geglaubt, dass es ein so schönes Fleckchen auf dieser Erde geben könnte.

In Kandy, der Residenz der alten Könige von Ceylon, besuchten wir den berühmten Buddhatempel. Geheimnissvoller Dämmerchein herrschte im Allerheiligsten, der sanfte Schimmer der Goldgeräte, das Feuer der zahllosen Rubinen schienen allein dem Raume Licht zu spenden. Zwei silberhaarige Priester, mit wallenden Gewändern aus gelber Seide bekleidet, bedienten das uralte Bild des göttlichen Reformators Buddha. Unter dem leisen Summen eines eintönigen, religiösen Gesanges brachten die Gläubigen Rosen, Jasmin und Orangeblüten, die sich in Strömen in goldene Tonnen ergossen. Ein poetischer und sinnberückender Kultus — mir ward in dem halbdunklen, von Wohlgerüchen angefüllten Raum, bei dem Summen der Menge und dem Glanz der Tempelschätze zu Mute, als ob ich ein Feen-Märchen erlebte. — — — — —

Ein behagliches Diner in der paradiesisch gelegenen Villa des Obrichters und ein Mondscheinspaziergang bei Nachtigallenschlag und Blumenduft um den See von Kandy beschlossen diesen genussreichen Tag.

Das idyllische Thal der Palmen und Rosen lag hinter uns. Immer höher hinauf in die Gebirge führte uns die Bahn bis nach Newara Eliya, einem ausgesprochen alpinen Charakter tragenden Hochgebirgsthale. In dichtem Nebel und fein hernieder rieselndem Regen kamen wir an. Die Thalsohle bedecken Wiesen, die Häuser sind



aus Holz gebaut, im Styl der chalets, frisch grünender Laubwald bekleidet die Berghänge. Luft und Landschaft forderten zu sportlicher Thätigkeit, zu Jagd und Bergsteigen auf.

In den tiefen Waldschluchten östlich Newara Eliya sollte ein von den friedlichen Herden seiner Race abgesonderter „rogue“ Elefant stehen. Es ist kein schöner Zug in dem sonst so lebenswürdigen Charakter dieser Tiere, dass sie die



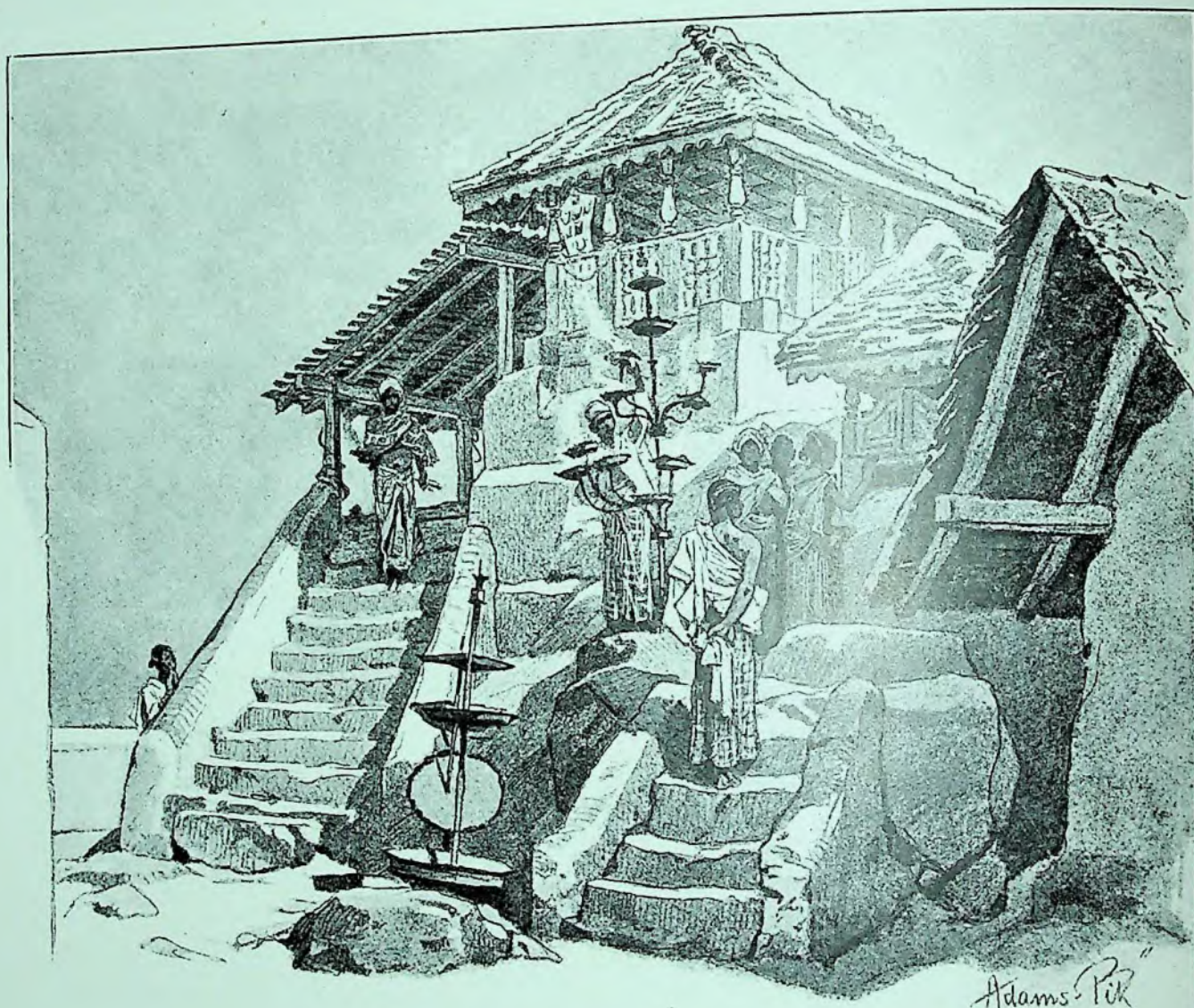
Ceylon
Newara Eliya

Gebirgslandschaft bei Newara Eliya (Ceylon).

alten, für die Fortpflanzung ihres Geschlechts nicht mehr in Frage kommenden Bullen aus der Familiengemeinschaft austossen. Einsam irrt der alte Herr nun durch die Djungl, und einsames Grübeln über soziale Einrichtungen stärkt nie die Menschenliebe. Daher zerstört solch unfreiwilliger Anachoret alles von Menschenhand Geschaffene, Hütten und Pflanzungen, Zäune und Brücken. Die Menschen nennen ihn dafür „rogue“, d. h. Schurke, und stellen seinem Leben nach, wo sie nur können. — Nach hartem Aufstieg auf einem halbwegs gebahnten Kulipfad, gelangten wir zu einer Theefarm und von dort in den Urwald hinein. Es folgten Stunden angestrengten Kletterns, den Bergstock in der einen, die Axt in der anderen Hand. Abhänge von hundert Fuss steil wie eine Hauswand hinauf und hinab, quer durch tosende Gebirgsbäche, über umgestürzte Baumriesen, fortwährend durch die wildeste, ungangbarste Djungl, und das mit einer schweren Elefantenbüchse (Caliber 12) auf dem Rücken! Eine kaum erkennbare Elefantenfährte — verwaschen durch heftigen Platzregen, der von Viertelstunde zu Viertelstunde durch das Blättergewirr herniederrauschte — führte uns bis zum Nachmittag immer tiefer in den Urwald hinein. Ich habe manches hard work hinter mir, aber nichts was nur annähernd das an jenem Tage Geleistete erreicht. Nachmittags 2 Uhr waren wir einmal auf zwanzig Schritt an den gesuchten Elefanten heran; er hatte uns in böser Absicht im dicksten Gestrüpp aufgelauert, verlor aber im letzten Moment den Mut, stiess einen wütenden Trompetenton aus und donnerte durch den splitternden Wald über rollende Felsblöcke zu Thal. Es war ein markerschütternder Ton urwüchsiger Riesenkraft, der aus diesem stürmischen Rückzug herausklang. Da die Djungl dort hoch und dicht wie eine Taxushecke war, so konnten wir den Riesen nicht einen Moment frei zum Schuss bekommen und mussten unverrichteter Sache umkehren. Der Rückweg war weder leichter noch kürzer als der Hinweg, denn bei dem bedeckten Himmel und der bald hereinbrechenden Dunkelheit verloren selbst unsere, sonst mit einem fabelhaften Orientierungssinn begabten malayischen Führer die Direktion, und schliesslich rettete uns nur das aus weiter Ferne herüberklingende Rauschen eines Bergstromes vor einem zu dieser Jahreszeit gefährlichen Biwak. Um Mitternacht erreichten wir zu Tode ermüdet die Morgens passirte Theefarm, wo der joviale Pflanzer mit Thee propre crû und old scotch Highland Whisky unsere gesunkenen Lebensgeister neu belebte. War auch der Elefant nicht halali, so waren wir es doch und das Halali ist schliesslich das Ende jeder guten Jagd!

Wir verlegten unser Hauptquartier vom Fusse des Tallegalla an den des mythenumwobenen Adamspik, auf dessen Gipfel der Besteiger je nach seiner Religion den Fusstapfen Adams, Buddhas oder Mohameds sucht. In Kintyre-Estate, einer komfortable eingerichteten Farm in bester Lage der Theegegenden, fanden wir gastliche Aufnahme. Bei Einbruch der Nacht traten wir unsere Besteigung an. Zuerst ging es in hellem Mondschein einige Stunden langsam bergauf durch Kaffee- und Theeplantagen, dann aber von 2—5 Uhr Nachts durch tiefen Urwald über schwieriges Geröll und meterhohe Felsstufen steil in die Höhe. Der Mond ging unter und rote Fackeln mussten uns den Pfad durch die Waldeshallen erleuchten. Wilde Felsklippen und umgestürzte Baumriesen zauberten der erregten Phantasie gespenstische Bilder vor. Der Wald ward lichter und der Bergkegel immer schroffer, dicht an das Gestein gedrückt zogen wir uns an Ketten an der fast senkrecht aufsteigenden Felswand empor.

Gegen 5 Uhr morgens hatten wir mit zitternden Knien den sagenhaften Gipfel erreicht. Ein kleiner Buddhatempel überdacht den Fusstapfen bestrittenen Ursprungs. Unsere buddhistischen Führer trugen nicht das geringste Bedenken, in ihrem Heiligtum ein lustiges Feuer zu entfachen und einen bei der kalten Bergluft äusserst wohlthätigen Thee zu brauen. Dann traten wir hinaus auf die schmale Bergzinne, um den bevorstehenden Wechsel der Beleuchtung zu beobachten. Wir schwebten in einsamer Höhe



hoch über den Wolken, aus weiter, weiter Ferne drang ein tiefer, nicht endender Donner an unser Ohr — es war die Brandung des Indischen Ozeans. — Wie Schneemassen lagen die weissen Wolken unter uns, nur schwarze Hörner und Kuppen ragten als vereinzelte Inseln aus dem Nebelmeer hervor. Der Himmel war tiefblau, die Sterne wunderbar klar, Alles um uns in blau und weiss. — Da schiessen rotglühende Strahlen am östlichen Horizont herauf, die Sterne verschwanden wie durch Zauberschlag gelöscht, die Nebelwolken kommen in brodelnde Bewegung, alles wird licht, oben und unten.



Auf dem Adamspick.

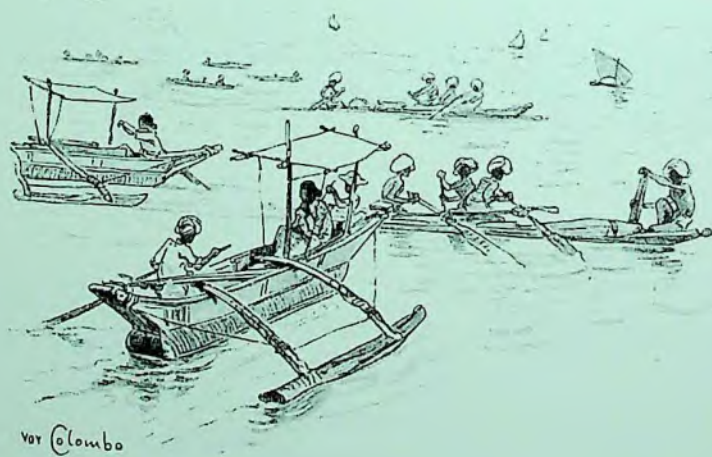
Die grüne Insel wächst morgenfrisch aus der weissen Hülle heraus, schön geschweifte Konturen der benachbarten Bergzüge treten klar zu Tage — der schnelle Tagesanbruch der Tropen hat sich in seiner überraschendsten Form vollzogen. — Und zugleich mit dem glühenden Sonnenball im Osten steigt im Westen, da wo Insel und Ozean sich scheiden, der wunderbare blaue Kegelschatten des Adamspik kerzengerade in die Höhe, ein Doppelgänger unseres Berges, die frappierendste optische Täuschung, die ich je gesehen.



Eine dreitägige Wagenfahrt von den Höhen des Gebirges hinab zur Küste gab uns Zeit und Gelegenheit, den abwechslungsreichen Charakter der Insel noch ein wenig kennen zu lernen. Durch die wildromantischen Schluchten eines grossartigen Waldgebirges stiegen wir herunter zu der in üppigster Tropenvegetation blühenden Ebene. Jede Wegstrecke, jeder Flussübergang, jedes Dorf bot neue, fesselnde Bilder in bunter Abwechslung.

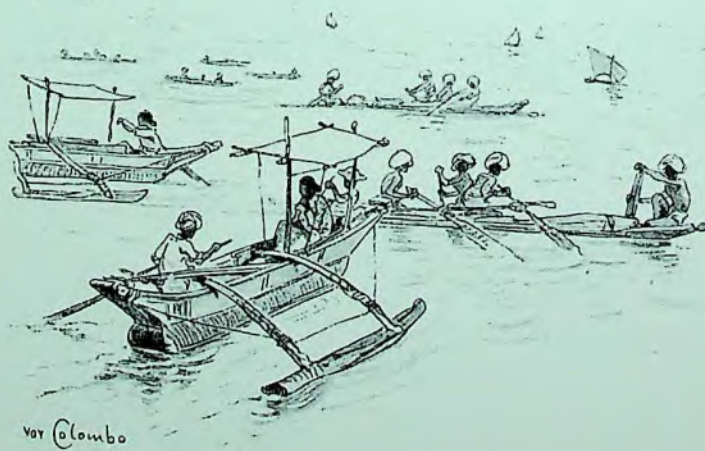


Nur zu rasch flogen all die schönen bunten Bilder an uns vorüber, deren jedes man gern festgehalten, genossen und studirt hätte, und nur mit dem Gefühl des Bedauerns sahen wir in der Abendsonne des 10. Dezember das weisse Colombo in grünen Palmenhainen gebettet vor uns liegen. Verflogen waren die Tage, in denen wir das Schönste bewundern durften, was die reiche Natur auf diesem Planeten geschaffen hat.





Nur zu rasch flogen all die schönen bunten Bilder an uns vorüber, deren jedes man gern festgehalten, genossen und studirt hätte, und nur mit dem Gefühl des Bedauerns sahen wir in der Abendsonne des 10. Dezember das weisse Colombo in grünen Palmenhainen gebettet vor uns liegen. Verflogen waren die Tage, in denen wir das Schönste bewundern durften, was die reiche Natur auf diesem Planeten geschaffen hat.



Madras und Haidarabad.



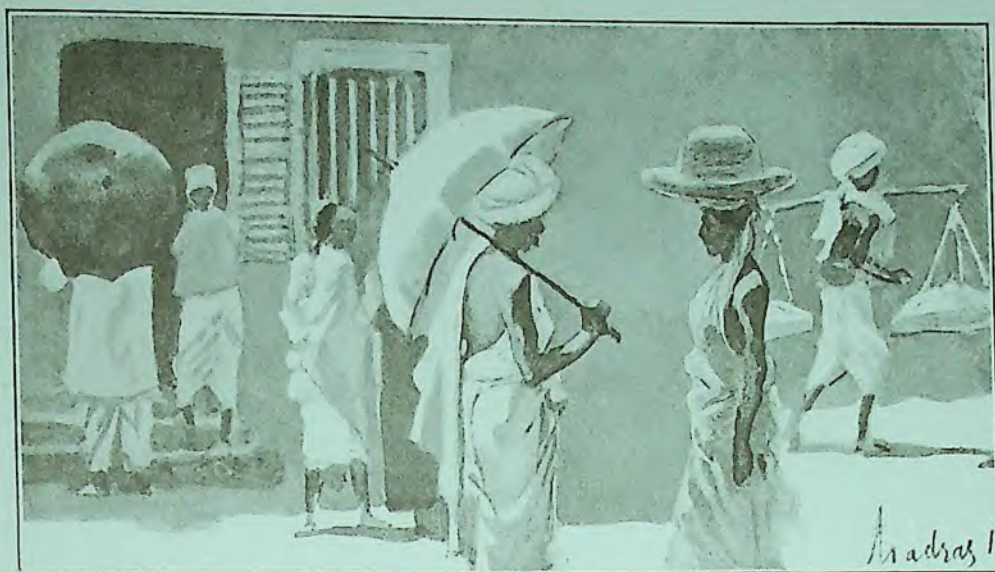
EINE rauhe See trug unser Schiff von Colombo nach Madras. Die letzten Atemzüge eines Cyklon, der in den malayischen Gewässern arg gehaust hatte, wühlten die Bay von Bengalen auf. — Vor Madras bietet eine mangelhafte Mole anlaufenden Schiffen den einzigen Schutz an dieser hafenarmen Küste. Hohl ging die See innerhalb dieses breakwater's und es galt einen wahren Hurras-Sprung von der Schiffstreppe in das wild umherhüpfende Boot des Governor.

Eine grosse nüchterne Stadt mit flachen Häusern und engen Strassen liegt Madras lang hingestreckt an der flachen, kahlen Coromandalküste. Die Residenz des

Governors, inmitten eines herrlichen Waldparkes, ist eine wahre Oase in dieser schattenlosen Ebene. Hoch, kühl und luftig war das umfangreiche Quartier, das uns der gastfreie Statthalter Ihrer britischen Majestät im zweiten Stock seines Palastes bot. Aus dem Schatten einer herrlichen Marmorveranda sahen wir über grüne Baumwipfel auf die blaustrahlende Bay von Bengalen. Ringsumher aus dem Dunkel des Waldparks schimmerten die weissen Gebäude der Residenz, draussen im schonungslosen Brande der Mittagssonne glühte und flimmerte das gelbe Häusermeer von Madras. Es kostete ordentlich Mühe, sich zu vergegenwärtigen, dass, während hier heisse Lüfte uns umgaben, in Deutschland ein eisiger Wintersturm über die kahlen Fluren fegte. Die einzige Ähnlichkeit mit den augenblicklichen Verhältnissen der Heimat

boten die Bälle, die gerade in Madras an der Tagesordnung waren. Doch auch wie verschieden waren jene Bilder von den heimatlichen! Am Abend unserer Ankunft „gaben sich Seine Excellenz der Governor und Lady Connemara die Ehre, zu einem Ball in der banketting hall einzuladen.“ Man tanzte in offener Halle und auf breiten Terrassen. Nach den Tänzen promenirte man mit den in Balltoilette strahlenden und jede wärmende Hülle verschmähenden Damen in den zauberhaften Gärten oder man suchte einen blätterüberdachten flirting corner an plätschernden, vom Mondlicht übergossenen Fontänen. — Von den bunt illuminirten Terrassen sah man in die schwarzen Blättermassen der Bananenhaine. Wie ein Feenschloss hob sich der lichtstrahlende Marmorpalast vom dunklen Blau des Himmels — eine Farbensymphonie in Blau und Weiss — vom fernen, leisen Singen der See begleitet.





Strassenscenen

Unser ganzer Aufenthalt im Governmenthouse von Madras liess uns abwechselnd in den raffinierten Genüssen europäischer Civilisation und den fremdartigsten Eindrücken südindischer Natur schwelgen. Bei der allabendlichen Hornretraite heulten die Schakale ihre unheimliche Melodie, und Scharen von Falken und Geiern umkreisten fortwährend den Palast. Sie fingen mit grosser Geschicklichkeit weit von den Veranden hinausgeworfene Brotkrumen, ohne sie vorher zur Erde fallen zu lassen und hatten eine besondere Freude daran, sich auf den sanft schaukelnden Punkhas vertraulich niederzusetzen und wiegen zu lassen.

Punkhas giebt es in jedem bewohnbaren Raume Centralindiens und Bengalens. Jeder Speisesaal, jede Halle, jedes Schlafzimmer weist den von einem horizontal schwebenden Balken und die ganze Breite des Raumes beherrschenden teppichartigen Fächer auf. Und keinen Korridor eines indischen bungalows kann ich mir vorstellen



in Madras.

ohne die zusammengesunkenen Gestalten der Punkha-Diener, welche bei Tag und Nacht im Halbschlaf wie die Automaten an einem langen Seile ziehend die Punkha schwingen lassen und dadurch alle losen Gegenstände des Zimmers im Wirbelwind hin und her jagen. — Bei den grossen Dinern der Grosswürdenträger und einheimischen Fürsten aber steht hinter den Stühlen der Festgenossen eine lange Reihe tadellos uniformirter Diener, welche mit feierlichem Ernst und im strengsten Takt bunt bemalte graziöse Handpunkhas hin und her pendeln lassen. Dass diese pompöse Staffage — wie all' die übrige elegant gehaltene Dienerschaft — stets barfuss ihres Amtes waltet, ist absolut selbstverständlich.



Der ausgedehnte Park des Governor enthielt einen brillanten Wildstand. Abgesehen von den zahllosen Arten indischen Federvildes, welches die Dickungen, Seen und Waldwiesen bevölkerte, standen innerhalb des Geheges starke Rudel von Antilopen und Damwild.

Die Antilope (*capra bezoartica*, auf Hindustani „Harna“) ist die Hauptwildart der indischen Ebenen. Im Sanskrit wird sie vielfach unter dem Namen „Mrig“ als heiliges Tier in Verbindung mit dem Mond gebracht. Auch heutzutage wird sie noch von Brahminen und Fakirs gezähmt und heilig gehalten. Sie steht in zahllosen Herden mit Vorliebe auf Steppen und Graslandschaften. Der berühmte Zoologe und Jäger Dr. Jerdon will Rudel von Tausenden gesehen haben. Die durchschnittliche Kopfzahl beträgt nach meinen Beobachtungen 10—50. Das gewöhnliche kleine Rudel besteht hauptsächlich aus Gaisen mit zwei oder drei schwachen Böcken; ein alter schwarzer Bock regiert das Rudel und verteidigt seine Rechte gegen die Attentate anderer Böcke bis auf das äusserste. Daher rudeln sich die Böcke mittlerer Stärke zu Herden manchmal von einigen 30 Stück, welche alsdann unstät über die weitesten Strecken schweifen, während die Rudel beiderlei Geschlechtes mit grosser Beharrlichkeit ihren Stand und Wechsel innehalten, und, wenn auch beschossen oder gehetzt, immer wieder den heimatlichen Grund aufsuchen.

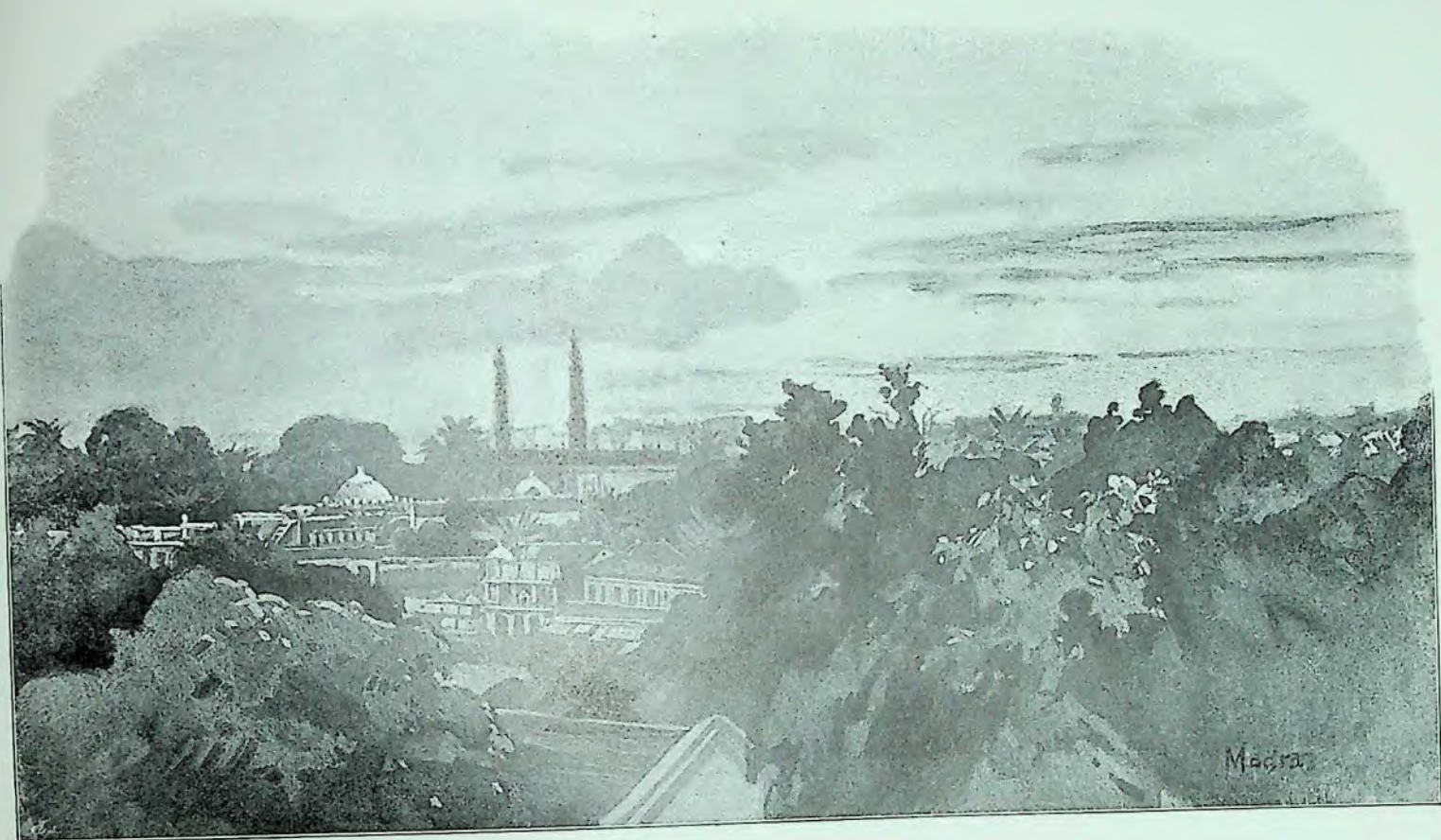
Die Böcke stehen in Grösse und Gestalt etwa zwischen Rotspiesser und Rehbock, die Gaisen dementsprechend zwischen Schmaltier und Ricke. Die Haarfarbe variirt von sandfarbenem Hellbraun bis ins tiefste Schwarzbraun, die Rückendecke starker Böcke ist manchmal fast schwarz (black bucks.) Kehle, Stich, Brustkorb und Bauch zeigen eine schneeweisse Haarfärbung, welche sich an den Seiten des Rumpfes scharf von dem Braun des übrigen Körpers abhebt. Die Läufe sind fein und graziös, der Hals stolz angesetzt, der Wedel ähnelt dem des Rotwildes. Den schön geformten Kopf zieren grosse, dunkelbraune Lichter und spitze Gehöre. Der Bock trägt zwei spiralförmige, mit Ringen umgebene Hörner, welche 4—6 ganze Windungen machen und 20—26 Zoll hoch sind. Die Beobachtung einer Antilopenherde — natürlich auf freier Steppe, nicht im Wildpark — ist für den Waidmann und Tierfreund sehr interessant: Wenn die mit



Hyderabad 27/12 87

Blick von der Residency. (Hyderabad.)

dem Sicherheitsdienst betrauten Gaisen das Herannahen einer Gefahr signalisieren, reckt das ganze Rudel Häuse und Gehöre hoch empor. Dann beginnt das Rudel unter fortgesetztem Schmälen hohe, federnde Bocksprünge auf der Stelle auszuführen, bis es wirklich flüchtig wird. Der Anblick eines solchen hüpfenden und schnellenden Rudels ist höchst überraschend und ergötlich. — Wenn bei einer derartigen Flucht Gaisen sich einfallen lassen, hinter dem geschlossenen Rudel zurückzubleiben, so kehrt der starke Bock um und treibt die Pflichtvergessenen als gestrenger „Whipper-in“ mit energischen Hornstößen in ihr Verhältnis. Rührend ist oft die Fürsorge in der Gefahr für die Kälber, welche nicht flüchtig genug sind, um der Herde folgen zu können. Bock und Gais bleiben — oft unter Nichtachtung der eigenen Gefahr —



bei dem Kalb zurück, werfen es zu Boden und suchen es auf jede Weise zum Andrücken an die Erde zu veranlassen, um es dem Verfolger zu verbergen. Auch angeschossene und hart bedrängte ältere Tiere befolgen häufig diese Taktik. Sie besitzen dabei eine fabelhafte Geschicklichkeit, sich dem Erdboden ganz flach anzupassen und verschwinden völlig im kleinsten Strauchwerk. Sie sollen sich auch bei Gelegenheit in Tümpel oder fließendes Wasser drücken, so dass nur das Geäse herausieht, und sich dort ruhig von Raubtieren, Hunden und Menschen überlaufen lassen.

Spotted deer (*axis maculatus*, auf Hindustani „chital“) ähnelt an Grösse, Körperbau und Haarfarbe unserem Damwild, doch ist er kräftiger und schöner gebaut. An Stelle der Schaufeln unseres Damhirsches trägt der Axis ein durchschnittlich 30 Zoll

Länge erreichendes Geweih, der Regel nach von sechs Enden. Die Stangen sind in schöner Wellenlinie weit hintenübergebogen, die Augsprossen stehen — fast wie das Gehörn der Gazelle — leicht geschwungen senkrecht auf dem Rosenstock. Der Axis steht in Rudeln von 5—20 Stück mit Vorliebe in schattigen Bambus-Waldungen nahe bei fließendem Wasser und ist die denkbar schönste Tier-Staffage für eine tropische Waldlandschaft.

Wir machten an beiden Wildarten eine leidlich gute Strecke, — bei dieser



mühelosen Wildpark-Jagd freilich kein sehr verdienstvolles Waidwerk. Aber heiss war es immerhin, und herrlich mundete hinterher der Thee in schöner Abendluft auf der Gartenterrasse von Guindy-Park.

Sehr unterhaltend war auch das von allen Madras-Gentlemen mit grösster Passion betriebene Polospiel. Es wird hierfür eine besondere Pferderasse, kleine, ungemein wendige und sehr ausdauernde Ponies arabisch-indischen Blutes gezüchtet. Die Tiere sind schon im Ankauf ziemlich kostbar, und da sie sich bei den schnellen Wendungen leicht durch Anschläge Sehnenverletzungen zuziehen, so muss das Pferdmaterial häufig erneuert werden. Natürlich erfordert die Wartung jedes Pony — wie übrigens jede noch so kleine Dienstverrichtung — einen besonderen Diener, denn die religiösen und socialen Satzungen erlauben dem Hindu nur ein ganz scharf abgegrenztes Amt zu versehen.



Ghindy (Madras) 13/11

Ein grosser, durch Fahnen abgesteckter Rasenplatz wird für das Polo in zwei Lager geteilt, deren berittene Parteien sich durch Farben unterscheiden. Mit langstieligen Hämmern bewaffnet, suchen sie unter Beobachtung einer Anzahl von Spielregeln eine Holzkugel in das feindliche Lager zu schlagen, respektive dieses zu verteidigen. Das Spiel erfordert grosse Geschicklichkeit und Übung und ist — bei den rasenden Gangarten, den jähen Wendungen und den häufigen Karambolagen — stets mit einer gewissen Leibes- und Lebensgefahr verbunden. Die Statistik der alljährlich



in England und den Kolonien beim Polo geschehenen Arm-, Bein- und Schädelbrüche legt ein beredtes Zeugnis hierfür ab. In Indien lockt das Spiel jedesmal eine grosse Zuschauermenge heraus; die Natives sind mit einer wilden Passion und einer Teilnahme bei der Sache, gegen die unser enragirtestes Sportpublikum in Charlottenburg bei einem Siege Heydens oder Sydows kalt zu nennen ist.

Von Madras aus knüpften wir durch Vermittelung Captain Wyudham-Quin's, eines Adjutanten des Governor, mit einigen als gute Jäger bekannten Pflanzern in den wilden Gebirgen von Travancore Verhandlungen für eine mehrwöchige Jagd-Expedition

an. Da aber eine Korrespondenz mit diesen weltfernen Gegenden Wochen erfordert — jeder Brief wird von der Bahnstation aus viele Tage hindurch über Land getragen — so beschlossen wir, die Zwischenzeit bis zum Eintreffen einer Antwort mit einem Abstecher nach Haidarabad auszufüllen.

Es war ein Abstecher von 30 Stunden Eisenbahnfahrt hin und ebensoviel zurück! Unsere Fahrt führte uns durch bekannte Gegenden und war in den bequemen Waggons nicht unangenehm, zumal die Temperatur nach den höher gelegenen Gegenden des



Dekkan zu sich mässigte, etwa bis zu dem Durchschnittsgrade deutscher Junitage mit kühlen Nächten.

In Haidarabad, der Hauptstadt des unabhängigen, mit dem Kaisertum Indien nur durch eine Konvention verbundenen Mohammedaner-Reiches wohnten wir beim britischen Minister-Residenten. Mr. C. war ein gemüthlicher, den Freuden dieses Lebens sehr ergebener Junggeselle. Seine Hauptbeschäftigung bestand darin, mit klagender Stimme von Zeit zu Zeit zu rufen: „Koi hay?“ was auf deutsch ungefähr heisst: „Ist Jemand der mich hört, der komme her!“ — und wenn der stets bereite braune Kammerdiener sich lautlos präsentirte, einen Wermuth zu verlangen, was seine Natur anscheinend fortgesetzt benötigte. — Zwei sehr liebenswürdige englische Familien, die als Weihnachtsgäste in Mr. C.'s behaglichen bachelor's home eingetroffen waren, theilten unser corps de logis.

Die britische Residenz ist sehr weitläufig gebaut mit breiter Freitreppe, Sphynxen, Statuen und Säulen, ungefähr in dem Stil, den wir in Europa um den Anfang dieses Jahrhunderts bevorzugten. Auch der grosse Garten macht einen durchaus europäischen Eindruck, und es bedurfte der Staffage der eingeborenen Schildwachen und Diener um uns zu vergegenwärtigen, dass wir in Indien waren.

Aber wie wurden wir mitten hineinversetzt in die bunte Welt des Islam, als wir am anderen Tage mit einem Dolmetscher und zwei bewaffneten Dienern hinter uns zum ersten Male in die Stadt gingen! In den engen Gassen und auf den freien Plätzen ein Getriebe und Getöse, wunderbarer und berauschender, als es ein Märchen-

Haidarabad 22. 12.



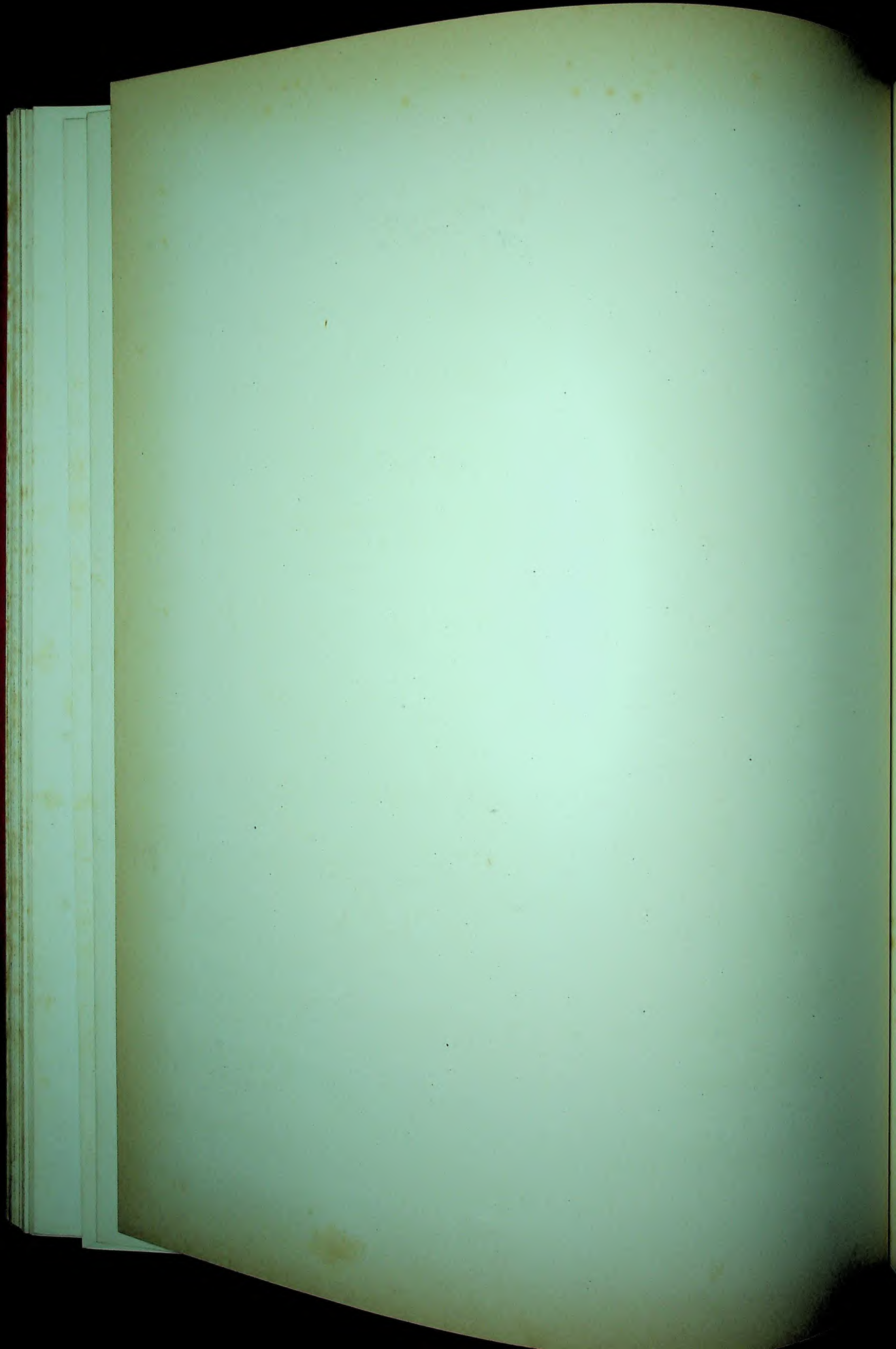
Elefantenbatterie.

dichter ausmalen könnte. Was drängen und stossen sich nicht auf den Strassen Haidarabads für absonderliche Erscheinungen! Und unter welchem Aufwand von Geschrei und Gestikulationen geht Alles und Jedes vor sich!

Den Fremden, der bisher in Indien nur an den Anblick der schlanken Gestalten schüchterner Hindus gewohnt war, überrascht sofort das imposante, selbstbewusste Auftreten der in prachtvollem Waffenschmuck strahlenden Männer von Haidarabad. Kein freier Mann ohne Waffe — dieses Vorrecht geniessen in Indien nur die Unterthanen Seiner Hoheit des Nizam — und wer zum Heere gehört, ist faktisch bis an die Zähne bewaffnet. Der kriegerische Sinn und die Passion für das Waffenhandwerk äussert sich in Haidarabad auch durch die vom ganzen Volk eifrig betriebenen athletischen und ritterlichen Übungen. Da ferner das stehende Heer — etwa 16000 Mann



Strasse in Haidarabad.





Waffenhändler.

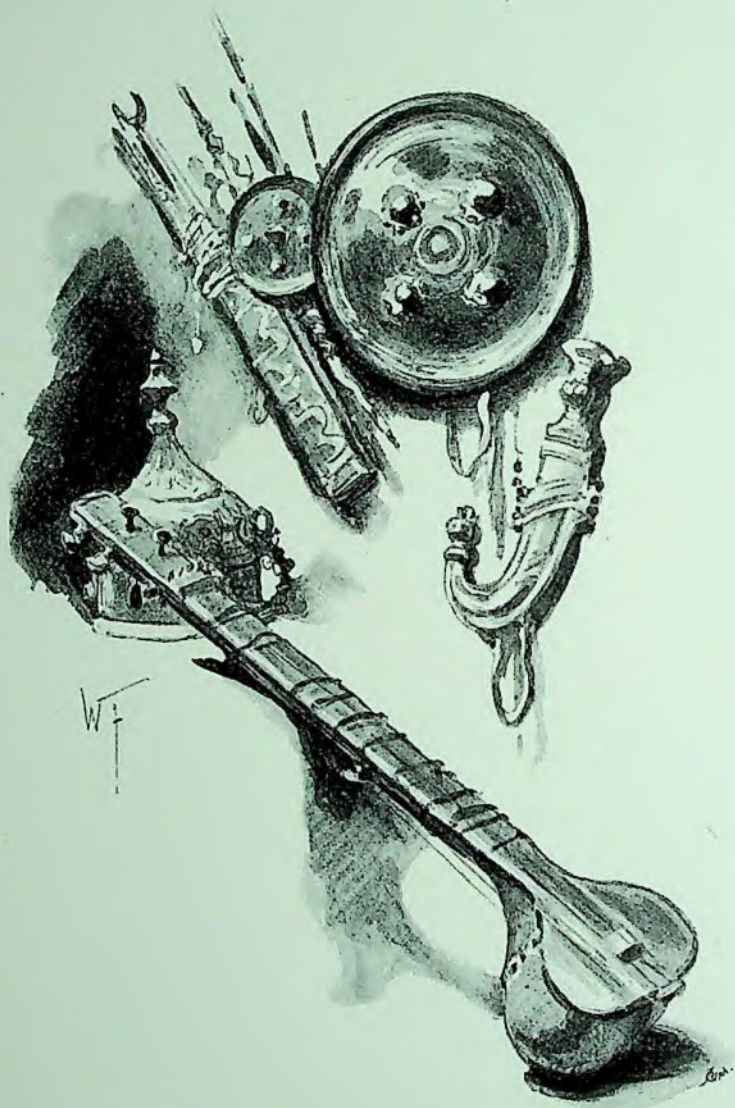


Vor Haidarabad.

regulärer Truppen und unzählige Irreguläre — gut geschult und ausgerüstet ist, so würde im Fall eines äusseren Krieges die Stellungnahme des Nizam für England von ausschlaggebender Wichtigkeit sein.

Doch zurück zu unserer Wanderung durch die Strassen. Es begegnen uns sonderbar geformte hohe Ochsenkarren mit einer Brustwehr. Die Räder bestehen aus massiven Holzscheiben — wir fühlen uns an die Streitwagen der Helden vor Troja erinnert; vielleicht fuhr auch noch

weiland König Porus am Hydaspes, Alexander dem Grossen in solcher Art Streitwagen zur Schlacht entgegen. Auf der Kutsche eines Nabob steht hinten ein schwarzer Kerl, der auf einer Trommel einen Heidenlärm vollführt, wahrscheinlich um seinem hohen Herrn einen Weg durch all das Wirrsal zu bahnen. Die Elefanten und Kamele in den Strassen von Haidarabad machen das noch einfacher — sie rennen eben alles um, was ihnen in den Weg kommt. Dazwischen hindurch winden sich Sänftenträger — ich hätte nicht in solcher Sänfte sitzen mögen, denn die süsse Last war bei den Zick-Zack-Gängen ihrer Träger fortgesetzt in Gefahr, ausgekippt zu werden. In den Bazars bewunderten wir die kostbarsten golddurchwirkten Seidenstoffe, doch unsere Kauflust wurde erst bei den prachtvollen Erzeugnissen der Waffenschmiedekunst rege, welche Branche in Haidarabad zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet ist.



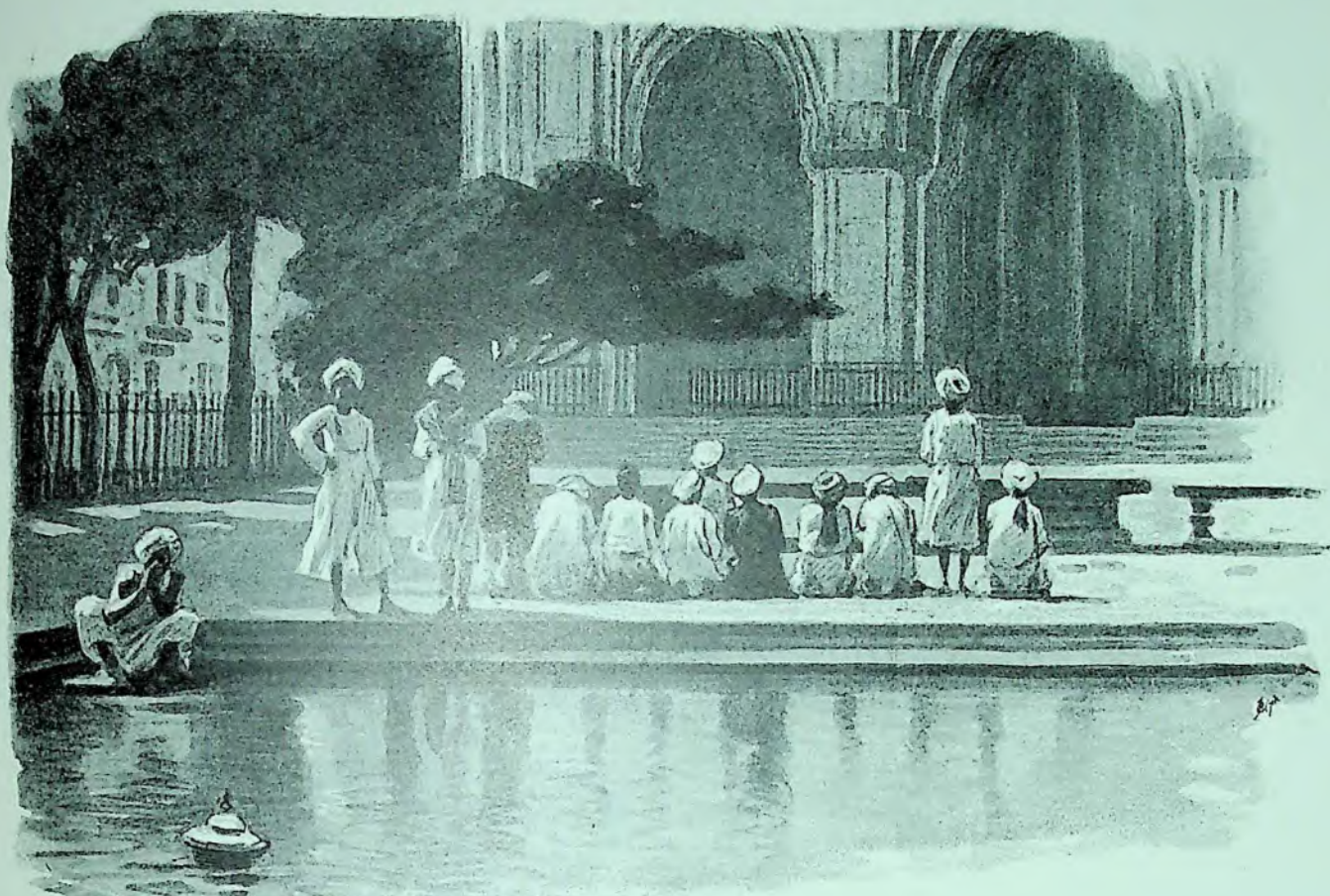
Verhältnisse keine alte Stadt. Sie wurde 1589 von Mogul Kutab Sháh Mohammed Kúli Bahadur gegründet, weil die frühere Residenz, das hoch gelegene Golconda, ein zu rauhes Klima hatte und an stetem Wassermangel litt. Mohammed Kúli baute sich also seine neue Hauptstadt in der Ebene des Musi, welcher dort eine Breite von annähernd 500 Fuss erreicht, und nannte sie zunächst Bhágnazar, auf deutsch „Glückliche Stadt“ nach seiner Geliebten „Bhágnati“ der „Glücklichen“. Als die „Glückliche“ aber glücklich gestorben war, nannte er sie flugs Haidarabad, d. h. „Stadt des Löwen“.

Jetzt zählt die Stadt etwa 360 000 Einwohner fast ausnahmslos mohammedanischen Glaubens. Die Einwohnerzahl des ganzen Reiches, welches mit seinem Vasallenstaat Berar Preussen fast an Flächeninhalt erreicht, beträgt etwa zehn Millionen,

wovon die herrschenden Mohammedaner etwa $\frac{1}{10}$ ausmachen. Das Gros der Bevölkerung sind Maratha brahminischer Religion.

Die Gegend um Haidarabad bietet den Anblick eines wenig angebauten und spärlich bewaldeten Plateaus dar, aus dem zahlreiche einzelstehende Granitfelsen emporstarren.

Die Stadt selbst mit ihrem Häusermeer und den sich daraus erhebenden Moscheen und Palästen, den Zinnen und Bastionen der Stadtumwallung und den grossen Zeltlagern der Karawanen um sie her, ist sehr malerisch. Alle übrigen Bauten



Hyderabad
Vor der grossen Moschee

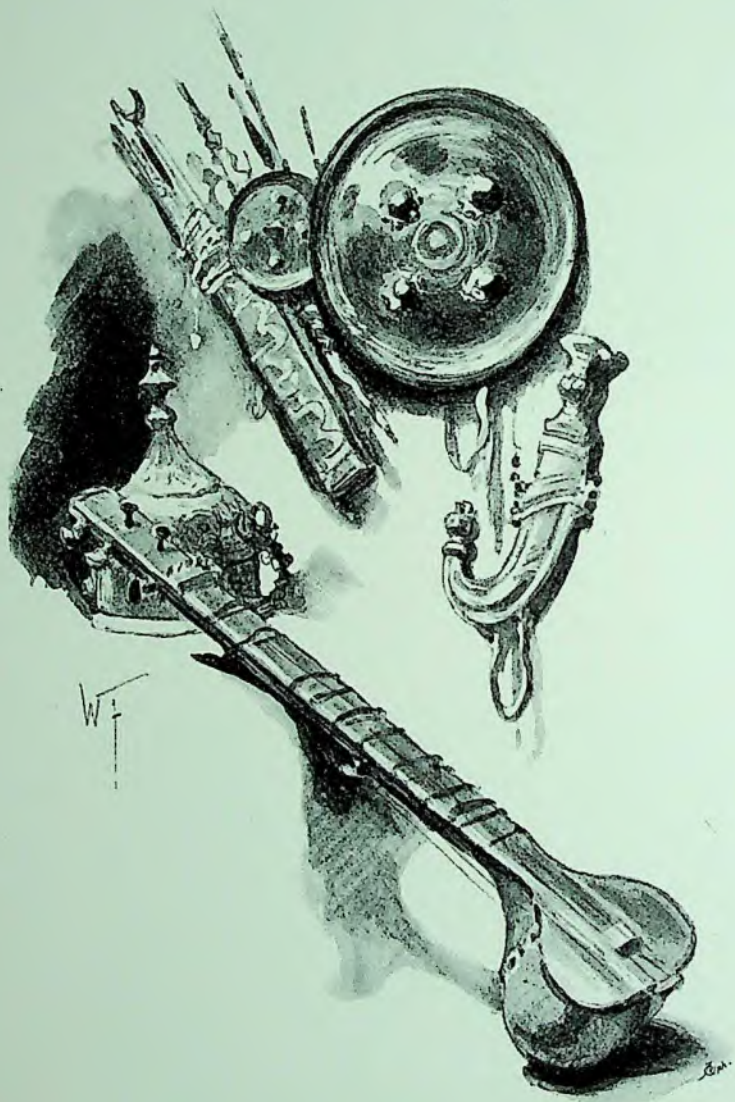
überragen bei weitem die Kuppel und die sich zu fabelhafter Höhe erhebenden Minarets der Haupt-Moschee, welche nach der des heiligen Mekka Jama Masjid benannt ist.

Die Residenz des Selbstherrschers von Haidarabad ist sehr ausgedehnt und luxuriös erbaut, doch viele der Paläste seiner Vettern und vornehmsten Unterthanen, der Nawabs oder Nabobs, übertreffen sie an feudaler Wucht und ehrfurchterweckendem Aussehen. Diese festen alten Familiensitze erinnerten mich unwillkürlich an die burgartigen palazzos grosser italienischer Adelsgeschlechter oder an die mächtigen Schlösser polnischer Starosten. Besonders wenn man bei nächtlichen Festen durch dunkle Thorwege auf die fackelbeleuchteten Höfe fuhr, und die im Waffenschmuck strahlenden Leibwachen der Grossen ihre honneurs erwiesen, glaubte man sich um Jahrhunderte zurück in das Zeitalter der Feudalherrschaft versetzt.

regulärer Truppen und unzählige Irreguläre — gut geschult und ausgerüstet ist, so würde im Fall eines äusseren Krieges die Stellungnahme des Nizam für England von ausschlaggebender Wichtigkeit sein.

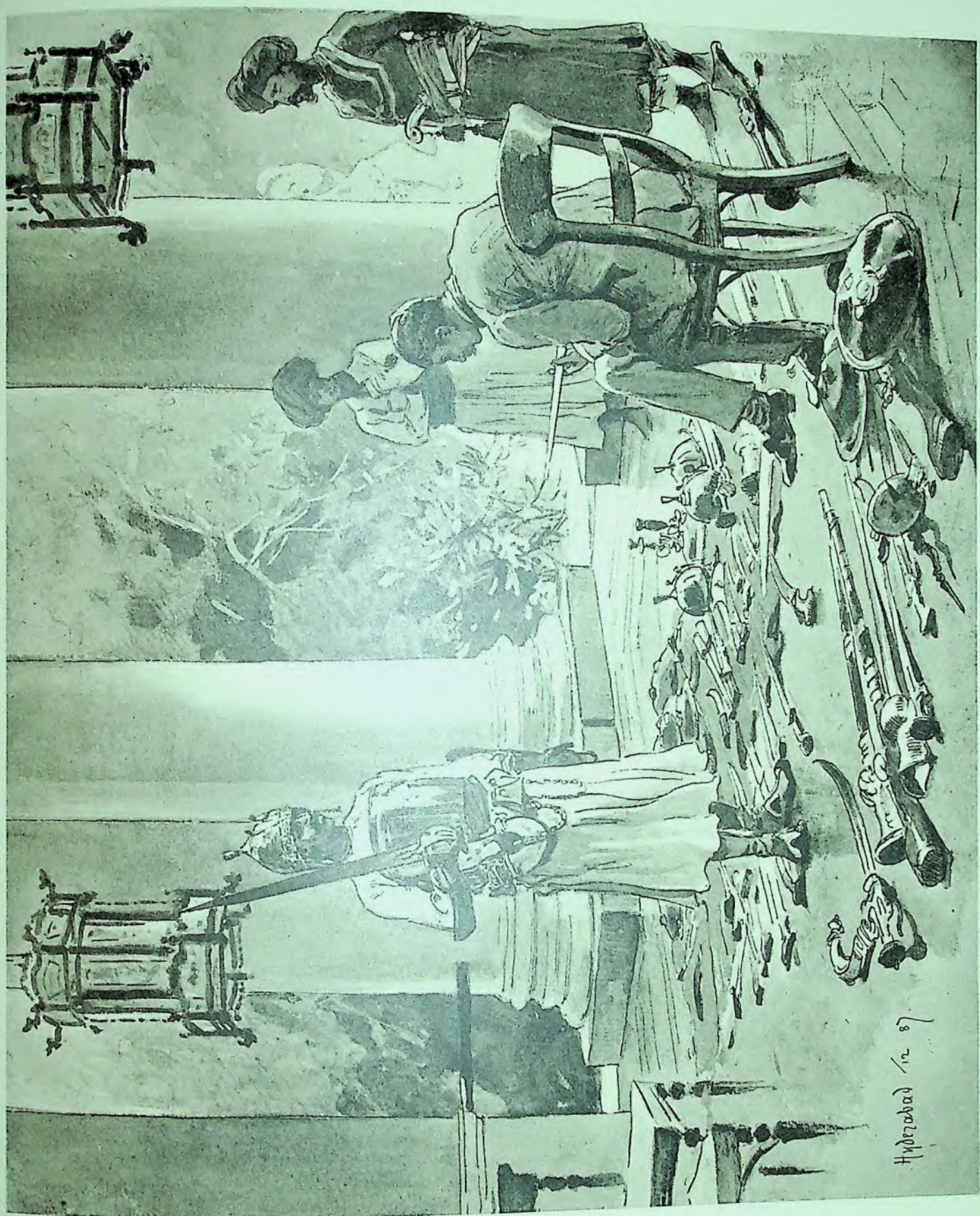
Doch zurück zu unserer Wanderung durch die Strassen. Es begegnen uns sonderbar geformte hohe Ochsenkarren mit einer Brustwehr. Die Räder bestehen aus massiven Holzscheiben — wir fühlen uns an die Streitwagen der Helden vor Troja erinnert; vielleicht fuhr auch noch

weiland König Porus am Hydaspes, Alexander dem Grossen in solcher Art Streitwagen zur Schlacht entgegen. Auf der Kutsche eines Nabob steht hinten ein schwarzer Kerl, der auf einer Trommel einen Heidenlärm vollführt, wahrscheinlich um seinem hohen Herrn einen Weg durch all das Wirrsal zu bahnen. Die Elefanten und Kamele in den Strassen von Haidarabad machen das noch einfacher — sie rennen eben alles um, was ihnen in den Weg kommt. Dazwischen hindurch winden sich Sänftenträger — ich hätte nicht in solcher Sänfte sitzen mögen, denn die süsse Last war bei den Zick-Zack-Gängen ihrer Träger fortgesetzt in Gefahr, ausgekippt zu werden. In den Bazars bewunderten wir die kostbarsten golddurchwirkten Seidenstoffe, doch unsere Kauflust wurde erst bei den prachtvollen Erzeugnissen der Waffenschmiedekunst rege, welche Branche in Haidarabad zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet ist.



Verhältnisse keine alte Stadt. Sie wurde 1589 von Mogul Kutab Sháh Mohammed Kúlí Bahadur gegründet, weil die frühere Residenz, das hoch gelegene Golconda, ein zu rauhes Klima hatte und an stetem Wassermangel litt. Mohammed Kúlí baute sich also seine neue Hauptstadt in der Ebene des Musi, welcher dort eine Breite von annähernd 500 Fuss erreicht, und nannte sie zunächst Bhágnazar, auf deutsch „Glückliche Stadt“ nach seiner Geliebten „Bhágnati“ der „Glücklichen“. Als die „Glückliche“ aber glücklich gestorben war, nannte er sie flugs Haidarabad, d. h. „Stadt des Löwen“.

Jetzt zählt die Stadt etwa 360 000 Einwohner fast ausnahmslos mohammedanischen Glaubens. Die Einwohnerzahl des ganzen Reiches, welches mit seinem Vasallenstaat Berar Preussen fast an Flächeninhalt erreicht, beträgt etwa zehn Millionen,



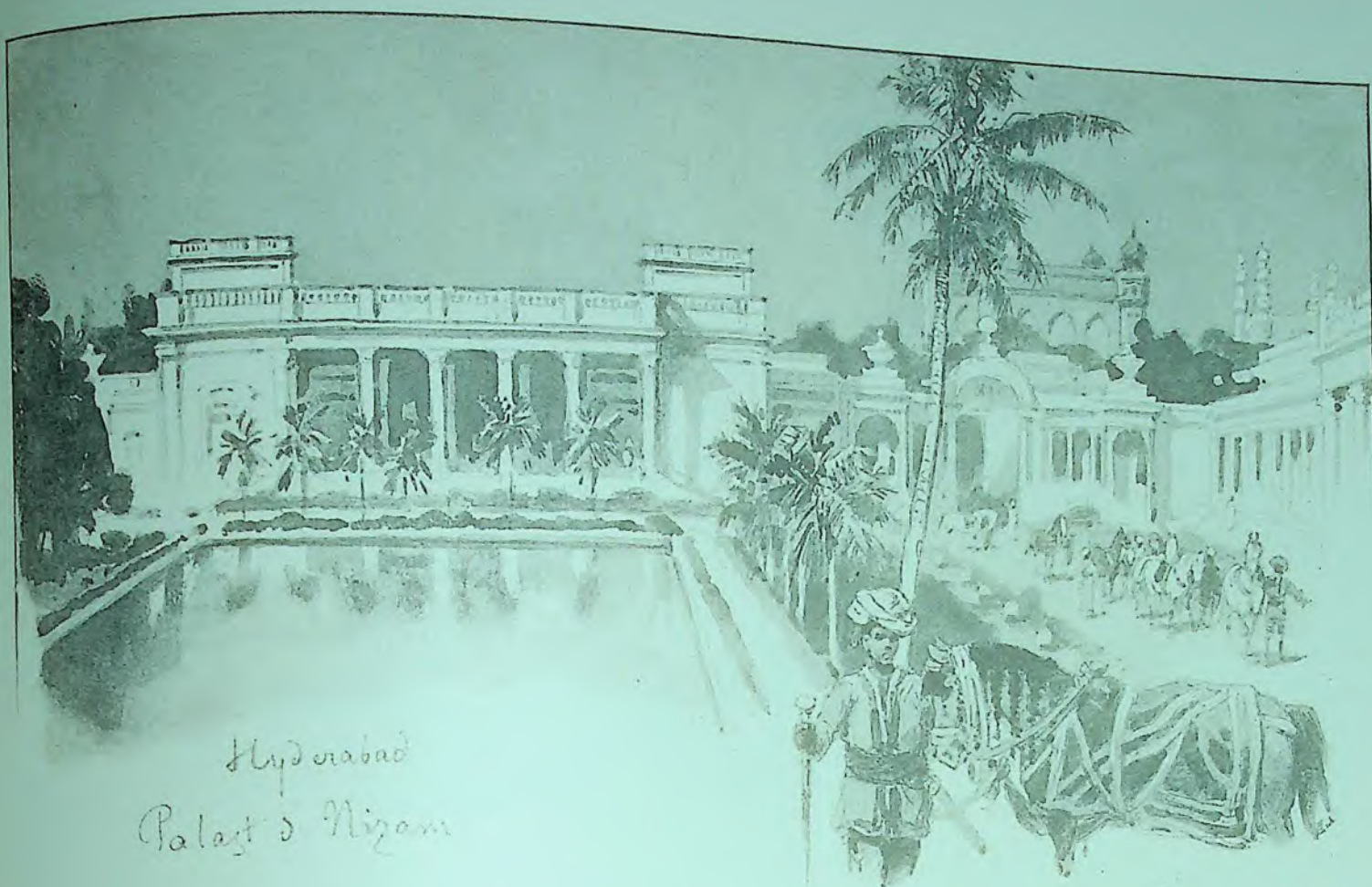
Waffenkauf in der Residency.



Sport und Geselligkeit füllten die Tage unseres Aufenthalts in Haidarabad aus. Die Reihe der Feste eröffnete ein Lunch bei Seiner Hoheit dem Nizam. Wir wurden in einer vergoldeten Glaskutsche abgeholt, welche aussah wie die Galawagen eines kleinen Fürstenhofes der Rokokozeit. Das Frühstück fand in einem offenen Pavillon des Palastes statt, aus dem man den Blick auf eine Reihe grosser Marmorbassins mit herrlichen Fontänen hatte. Die Livree der braunen Lakaien, die Tapeten und das Tischzeug waren aus gelber Seide und Damast. Der Nizam-ul-Mulk (d. h. „Lenker des Staates“) ist ein kleiner, schwächlicher Mann mit müdem Gesichtsausdruck — er soll gegen 1000 Frauen haben.

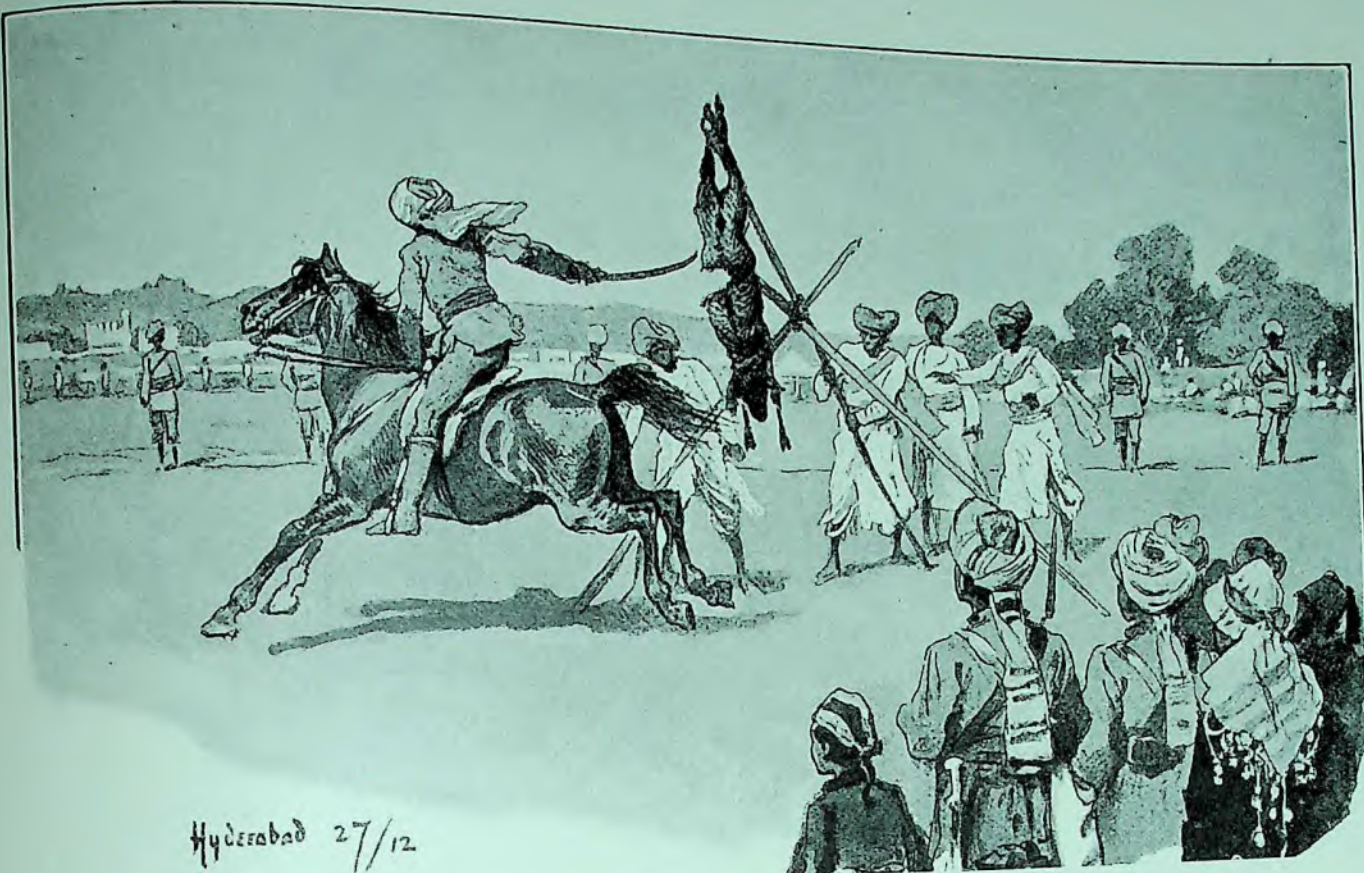
Er trug einen tadellos sitzenden schwarzen Gehrock und als einziges Abzeichen seiner Nationalität einen roten Fez. Die Erscheinung hatte nichts von dem Imponirenden seiner welterobernden Vorfahren noch auch von dem Märchenhaft-Poetischen eines Harun-al-Arasschid. Nizam Mir Mahbub Ali ist 1866 geboren. Die Dynastie seines Geschlechtes wurde Anfang vorigen Jahrhunderts durch Asaf Jah, den Feldhauptmann des Mogul Aurangzeb, begründet. Zum Vicekönig des Dekkan ernannt, benutzte der thatkräftige Asaf Jah die innere Zerrüttung des Reiches von Delhi und die Schwäche seines Souverains, um sich zum unabhängigen König des Dekkan-Reiches zu machen.

Den Eindruck eines Mannes von Kraft und Initiative machte der Flügeladjutant Afsur Tun Ali Beg, zugleich Kommandeur der Garde du Corps. Ich konnte mich des stillen Vergleichs mit merovingischen Königen und ihren Majordomus nicht erwehren. Mit Afsur Tun (d. h. „Kapitän der Garden“) kamen wir übrigens bald auf einen freundschaftlichen Fuss und hatten durch sein lebenswürdiges Entgegenkommen Gelegenheit, eine Menge Interessantes und Sehenswürdiges zu geniessen. Zunächst nahm er uns zu den Manövern der, gemäss der Konvention in Sicondrabad garnisonirenden Haidarabad-Division der britisch-indischen Truppen mit. Der Marstall des Nizam machte uns beritten. Mir wurde ein kleiner Rotschimmelpony zugeteilt, halb so hoch wie ich selbst, der mich aber einen ganzen Tag — meist im Galopp — über das schwierigste Felsen-terrain trug. Diese Pferdchen gehen eigentlich nur Galopp oder Schritt und haben auch nicht die entfernteste Ahnung von Zügelanlehnung oder Schenkelgehorsam. Man muss



ihnen im Gegenteil die Zügel ganz auf den Hals werfen, dieselben nur zur Angabe der Direktion benutzen und die Schnelligkeit der Gangart durch Zuruf, Anklopfen oder sonst mit dem Pferde zu vereinbarende Zeichen bestimmen. Dann tragen sie ihren Reiter aber auch mit absoluter Sicherheit einen senkrechten Abhang von Felsblöcken hinunter und überklettern wie die Gemen Mauern und Verhaue.

Einen brillanten Eindruck machte das Tirailleurgefecht eines aus den nordwestlichen Gebirgen rekrutirten Infanterie-Regiments, welches seine Stammesverwandtschaft mit den Afghanen durch ein schlangenartiges Herankriechen an die feindlichen Stellungen dokumentirte. Auch die Sikh's sind famose Soldaten von recht kriegerischem Aussehen und vorzüglichem Drill. Die Bewegungen und Attacken der bengalischen Lancers waren sehr lose und machten mehr den Eindruck einer „Fantasia“ als den eines ernsthaften Chocs gegen einen ebenbürtigen Feind. Doch ritt der einzelne Mann sein Pferd über Felsgeröll und Aloëhecken mit einer Geschicklichkeit und Überlegung, wie ich sie bei den wegen ihrer Reiterkunst so häufig besungenen Arabern und Mauren nie gesehen habe. Besonders interessant waren für uns die Elefanten-Batterien. Die 12 pfündigen Feldgeschütze sind mit je zwei Elefanten bespannt. Bei den Gebirgs-Batterien trug jeder der riesigen Kerle ein ganzes siebenpfündiges Berggeschütz, welches in Rohr, Laffete und Räder zerlegt auf dem runden Rücken befestigt war. Mit dieser Bürde marschirten sie schnellen Schrittes — so dass man nebenher traben musste — die schmalsten Bergpfade steil in die Höhe, über das loseste Felsgeröll und durch



Sheep-cutting.

goldet vom Lichte der glühend untergehenden Sonne. Aus dem Schleier des Abendduftes ragten geheimnisvoll die Kuppeln und Minarets der Moscheen. — Wir stiegen hinab über schmale Steintreppen durch die Gärten des Serails. Einst schwebten zierliche Füßchen über diese Stufen, wenn die Abendkühle die reizenden Herrinnen des Serails ins Freie lockte, heute huschen Eidechsen und Salamander durch das bröckelnde Gestein und fliegende Hunde — eine grosse Art Fledermäuse — rauschen aufgescheucht empor, wenn wir das Laub der Bogengänge streifen. Die Schatten der Nacht lagern sich über den melancholischen Cypressenhainen, durch die wir wandeln, aus dem dichten Gebüsch schimmern hier und da Mausoleen, in denen ganze Geschlechter der Moguln und Nabobs ruhen. — — — — —

Noch ganz durchschauert von der Melancholie versunkener Grösse erreichten wir wieder die moderne Coach, in der Ali Beg uns hinausgeführt hatte zu den Trümmern der stolzesten Burg seines Volkes. In tiefer Dunkelheit fuhren wir in die von Menschengewühl schwirrenden und tosenden Strassen der Stadt ein, mit sicherer Hand steuerte unser Freund seinen weit ausgreifenden Viererzug durch die Menge, die ihren Liebling, den populären Sportsman, mit freudigem Zuruf begrüßte.

Als wir uns der britischen Residenz näherten, sahen wir vor einem dicken, mit Guirlanden und Lichtern geschmückten Baum ein kleines Feuer brennen. Es beleuchtete einen Kreis dort knieender und dem Baum tiefe Reverenzen erweisender Menschen. Es waren Brahmanen, welche den Aufenthalt einer heiligen Schlange, einer Cobra, in



Golconda.

dicke verschlungene Djungl, wo an ein Durchkommen mit bespannten Geschützen nicht zu denken gewesen wäre. In der Position angekommen, knieten sie auf ein Zeichen ihrer Führer nieder, und in wenig Minuten steht die Batterie auf einem sonst unerreichbaren Punkt zum Feuergefecht fertig, während die Elefanten rasch und ohne Schwierigkeit jeden zur Deckung geeigneten Platz aufsuchen können. Zur Fortschaffung der Hotchkiss- und Nordenfeldgeschütze werden Maultiere verwendet. — — — — —

Eine unvergesslich schöne Fahrt machten wir anderen Tages nach Golconda, der verlassen und langsam in Trümmer sinkenden Hauptstadt, welche beim ersten Einbruch der Moguln in Centralindien als weit vorgeschobene Zwingburg gegründet wurde. Kuli Kutab Sháh, der Ahnherr des Gründers von Haidarabad, war ihr Erbauer und fünf Generationen hindurch beherrschten die Moguln von Golconda aus den Dekkan.

Auf hohem, isolirten Granitfelsen liegt die alte Königsburg. Im Bergfried ruhten einst die fabelhaften „Schätze von Golconda“, ein Name, dessen Klang wohl in manchem Herzen die Erinnerung an alte wunderschöne Märchen der Kinderzeit wach ruft. Heute liegen diese Reichtümer verteilt in den Schatzkammern des Nizam und der Nabobs; der Tower in London, der sonst ein gut Teil der Edelsteine Indiens verschlungen hat, enthält — Dank der politischen Selbständigkeit von Haidarabad — nur verschwindend wenig aus den „Schätzen von Golconda“.

Von den Zinnen der Burg genossen wir eine herrliche Rundschau: Auf weiter, welliger Ebene ringsum Kastelle und Städte — teilweise in Trümmern — alles ver-



Blackbuckjagen mit dem Tschitah.

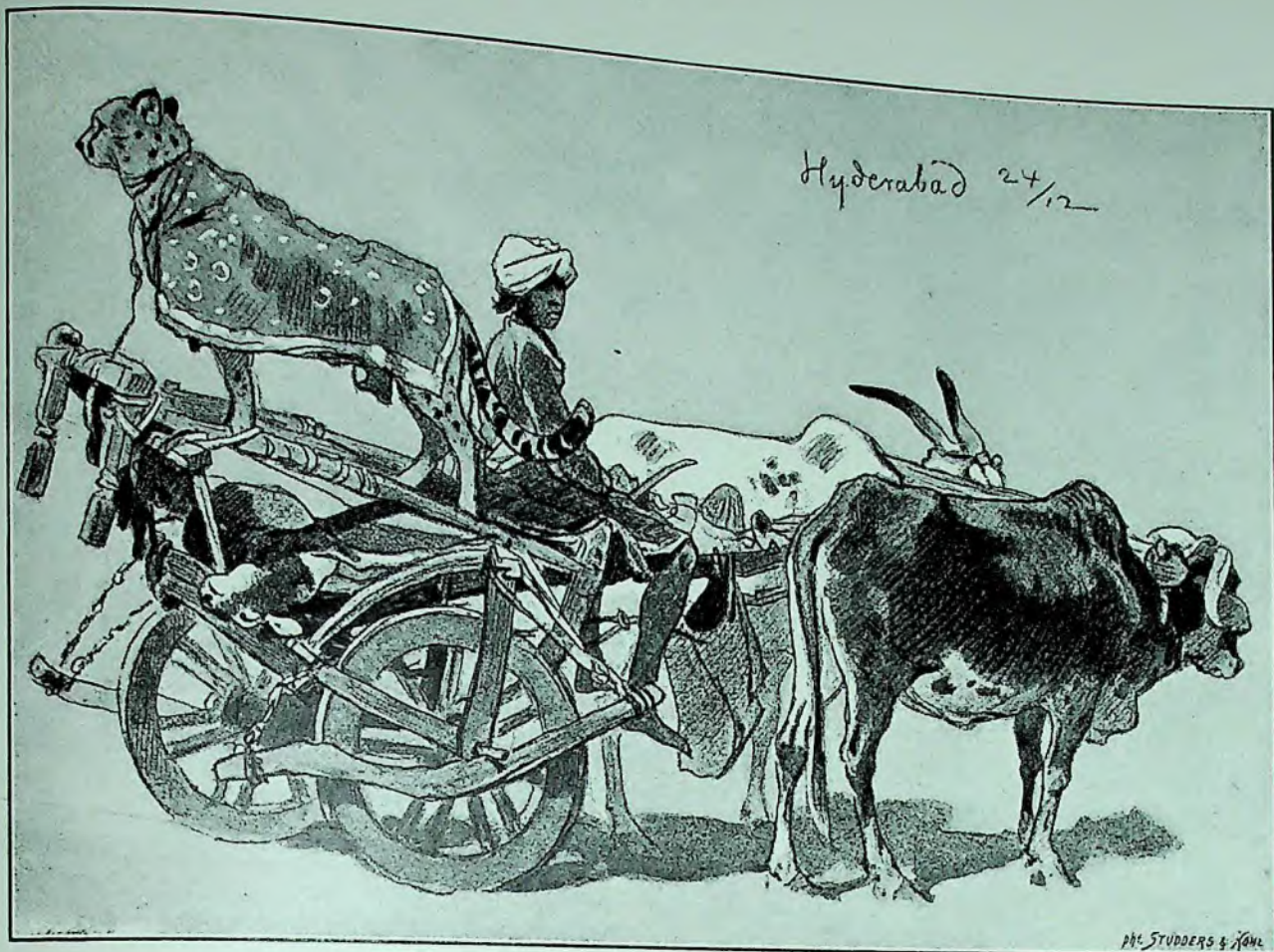
jenem Baum entdeckt hatten. Diese Cobra war gewiss trotz der ihr aufgetroyirten Heiligkeit garnicht wohl bei den Lichtern und dem Rauch, doch sonst kommt ihrer Species die Kanonisirung sehr zu gute. Die englische Regierung hat, um den enormen, durch dieses Reptil verursachten Opfern an Menschenleben zu steuern, eine Prämie auf jede lebend eingebrachte Cobra ausgesetzt. Wenn jedoch ein armer Landbewohner mit seiner Cobra im Sack in die Stadt kommt, um sie der Distrikts-Behörde abzuliefern, so wird ihm seine Beute meist von wohlhabenden Hindus um ein höheres Lösegeld abgekauft, und er lässt sie zum Schaden seiner Stammesbrüder wieder laufen. So geht es mit weisen Gesetzen für die Volkswohlfahrt in Indien — und auch wohl anderswo.

Täglich arrangirte uns Ali Beg, mit dem uns herzliche gegenseitige Freundschaft verband, sportliche Vergnügungen. Wir sahen Hahnen- und Widderkämpfe, erstere nicht auf der Höhe der andalusischen stehend; aber wie zwei Lokomotiven brausten die starknackigen, breiten Widder gegeneinander los und es gab einen dumpfen Knall, wenn die mächtigen Schädel sich trafen. Dann kam hohe Schule auf arabischen Schimmelhengsten und ganz unglaubliche Springproduktionen kleiner Ponies ohne Reiter.



Es folgte der national-arabische Sport „Sheep cutting“. Woldemar Friedrich hat es besser gemalt, als es zu erzählen ist, doch will ich dem Bilde wenige Begleitworte mitgeben. In der Mitte eines Rasenplatzes wird ein schwarzes Schaf aufgehängt, was der in wilden Lançaden vorüberjagende Reiter mit dem Säbel durchteilen muss. Es ist dieses ein besonders beliebter Sport der eingeborenen Offiziere, die mit grosser Kraft und Eleganz das Schaf mit einem Säbelhieb total halbiren. Wir vermochten bei diesem Spiel ebensowenig Lorbeeren zu pflücken als bei dem darauffolgenden „tent pegging“. Ein beinahe meterlanger Pflock wird bis zur Hälfte fest in die Erde gerammt. Man reitet im schnellsten Galopp an demselben vorbei führt, auf die Schulter des Pony herabgebeugt, die Lanze mit gestrecktem Arm möglichst tief über dem Boden und sucht mit einem, durch die Schnelligkeit des Pferdes verzehnfachten Stoss den Pflock an der Lanzenspitze aus der Erde zu heben.

Das aufregendste und interessanteste Schauspiel aber bot uns eine am Morgen des 24. Dezember in der Steppe nördlich Haidarabad unternommene Antilopen-Jagd mit dem Tschitah. Der Tschitah ist ein gezähmter, zur Jagd abgerichteter Leopard. Er wird auf einem flachen Ochsenkarren mitgeführt, um Hals und Pranken mit Stahlbändern und Ketten angeschlossen und — wie die mittelalterlichen Falken — mit einer Lederkappe über den Augen. Wir folgten dem Karren auf Elefanten, um von



dem erhöhten Standpunkte aus dem interessanten Schauspiel in allen Phasen folgen zu können. Wenn eine Antilopenherde in Sicht ist, werden hinter einer Deckung die Ketten des Tschitah gelöst, seine Kappe abgenommen. In leisen, geschmeidigen Bewegungen kriecht der Leopard immer näher an das Rudel heran, um, sobald ein Tier sein Nahen durch einen Schrecklaut signalisirt, in langen Sprüngen direkt auf dasselbe loszuschieszen. Die Herde wartet, von Entsetzen hypnotisirt, den letzten Moment ab, um dann in wilder Flucht davonzujagen. Nun ist es sehr interessant zu beobachten, wie der Tschitah mit Kennerblick den stärksten Bock von der Herde abdrückt, der, sobald isolirt, unsicher und zaghaft in seinen Fluchten wird. Mit ein paar mächtigen Bogensätzen hat ihn der Leopard erreicht, reisst ihn an der Gurgel zu Boden und saugt ihm wie ein Vampyr das Blut aus. Während dieser angenehmen Beschäftigung wird dem Tschitah wieder die Kappe angelegt und er auf dem Karren zu seinem nächsten Run gebracht. Er machte an jenem Tage 3 sehr schnelle Halalis. Ihm mehr zu gewähren ist nicht rätlich, da allzu viel Jagdfreude leicht das künstlich besänftigte Temperament verderben könnte.

Am Abend dieses Tages vereinigte uns ein grossartiges Festmahl bei Nawab Salah Young, cousin du roi, mit der ganzen alteingesessenen Signoria von Haidarabad. Der Vater unseres vornehmen Gastfreundes war einst der allmächtige Prime-Minister des Nizam und galt für den Reichsten der Nabobs. Doch büsste er noch bei Leb-



Hyderabad
 Lt. Salah Young
 (Nawab)

zeiten viel von seiner Macht und seinem unermesslichen Reichtum ein. Trotzdem übertraf die imposante Prachtentfaltung dieses Festes alles bisher Gesehene.

Als unsere schwere Gala-Karosse mit Heiducken und reitender Eskorte auf den illuminirten inneren Hof des altersgrauen Palastes rollte, empfing uns dröhnender Salut, die rotgoldenen Leibtrabanten präsentirten und die Musikbande des Nabob intonirte etwas, was wohl „Heil Dir im Siegerkranz“ vorstellen sollte, aber ebensogut die Marseillaise hätte sein können. Der Hausherr empfing uns — *en véritable grand seigneur* — auf der obersten Stufe der Freitreppe — dem Nizam würde er bis zur untersten Stufe entgegen gegangen sein —. Er trug ein superbcs weites Kostüm aus gelber und violetter Seite, um den Hals und Turban die schönsten Reihen dicker Perlen. Sodann mussten wir die unangenehme Procedur mit uns vornehmen lassen, mit Sandelöl begossen zu werden, wofür wir nachher beim Abschied je zwei zierliche Flacons mit Rosenöl als Kompensation bekamen.

Die Gesellschaft erschien, soweit sie aus den eingeborenen Nabobs bestand, in den fabelhaftesten, aber meist sehr geschmackvoll zusammengestellten Kostümen, mit Schmuck förmlich überladen. Eine derartig blendende Pracht von Rubinen, Saphiren und Smaragden ist sicherlich nie am Hofe Ludwig's XIV. oder Napoléon's III. gesehen worden.

Bei dem Diner sassen die Mohammedaner vor einem Glase Wasser, während uns Champagner servirt wurde. Zum Genuss des darauf folgenden Sorbet und Shiroot begab man sich in einen von Säulenhallen umschlossenen Hof. In ein mächtiges Marmorbecken rauschte eine glockenförmige Fontäne hernieder, in der sich die Illumination des Hofes tausendfach spiegelte. Jenseits der Fontäne aber hatte sich eine Schar von 50 buntgekleideten Nautch-girls, in Europa gewöhnlich Bajaderen genannt, gruppirt, welche die Gesellschaft mit einem nimmer enden wollenden Tanz unterhielt. Die begleitende Musik war monoton, der Tanz bestand eigentlich nur in graziösen Bewegungen der Hand- und Fussgelenke, und die zierlichen Figuren waren unter einer Unlast schwerer Gewänder verdeckt.

Gegen Mitternacht waren wir wieder in unserem home und konnten wenigstens die letzte Stunde dieses schönsten christlichen Festtages, den wir ganz in mohammedanischen Freuden verbracht hatten, als Christen und Germanen feiern.

Weihnachtsabend! Ihr schönen, lieben Kindererinnerungen, die ihr bei dem Klang dieses Zauberwortes heraufsteigt! Es wurde uns doch etwas wehmütig um das deutsche Männerherz, als wir nun, nachdem der Glanz des Nabob-Festes verrauscht, an den Weihnachtsbaum im fernen verschneiten Vaterlande dachten. Als trauriges Surrogat für den lieben „Tanneboom“ hatten wir uns eine kleine Ceder angeputzt, unter derselben lagen auf einem Gebet-Teppich ein paar Geschenke, die wir heimlich für einander besorgt hatten. Unsere englischen Hausgenossen hatten sich zum Teil zu diesem spezifisch deutschen Feste bei uns eingefunden. Eine Art Punsch wurde aus allerhand wenig zusammenpassenden Ingredienzen gebraut, und wir begannen unserer Anwandlung von Heimweh durch Weihnachtslieder Luft zu machen. Da es mit diesen aber doch nicht lange ging, so wurden daraus nach und nach Studentenlieder und die Stimmung erreichte schliesslich eine vaterländische Höhe. Die Stunde war schon recht weit vorgeschritten, als wir unsere Weihnachtsgäste in feierlichem Zuge durch die



VI.

Jagdzug durch Travancore.

SYLVESTER fand uns wieder in Madras. Die erste Stunde des ereignissvollen Jahres 1888 erlebten wir auf der Plattform von Government-house. Es war eine herrliche Nacht, die Sterne am dunklen Himmelszelt von wunderbarer Klarheit, die ferne Stadt illuminirt und die Bay von Bengalen rauschte eine leise, ernste Melodie. Statt des im Norden obligaten Sylvesterpunsch — der Weihnachtspunsch war noch in zu frischer Erinnerung! — erquickte

stillen Hallen der Residenz zu den Gemächern geleiteten, in denen die Damen schon lange in Besorgniss ihrer Eheherren warteten.

Am ersten Weihnachtsfeiertage gingen wir in die kleine Kirche der anglikanischen Eurasians. (Das scheussliche Wort Eurasian ist nach der bei den Engländern beliebten zusammendrückenden Wortbildungs-Methode aus Europa-Asian entstanden und bezeichnet die Mischrasse von Europäern und indischen Natives, sobald das indische Blut überwiegt.) Meine Weinachtsandacht wurde wesentlich beeinträchtigt durch eine direkt über meinem Kopf hin und her schaukelnde Punkha, deren Bewegungen ich fortgesetzt mit den Augen folgen musste. Punsch ist aber auch kein Getränk für Central-Indien.

Ein paar Tage darauf verliessen wir die Metropole des indischen Islam nach herzlichem Abschied von unseren englischen Freunden und von dem famosen Ali Beg.

Ich bin gespannt, ob die Geschichte noch einmal von ihm sprechen wird. Er hat alles Zeug zu einem Führer seines Volkes. Wenn er auch gewissermassen „parvenu“ ist — denn er gehört nicht zu den grossen Familien der Nabobs — so scheint mir doch sein Horoskop auf einen „arrivé“ zu deuten.



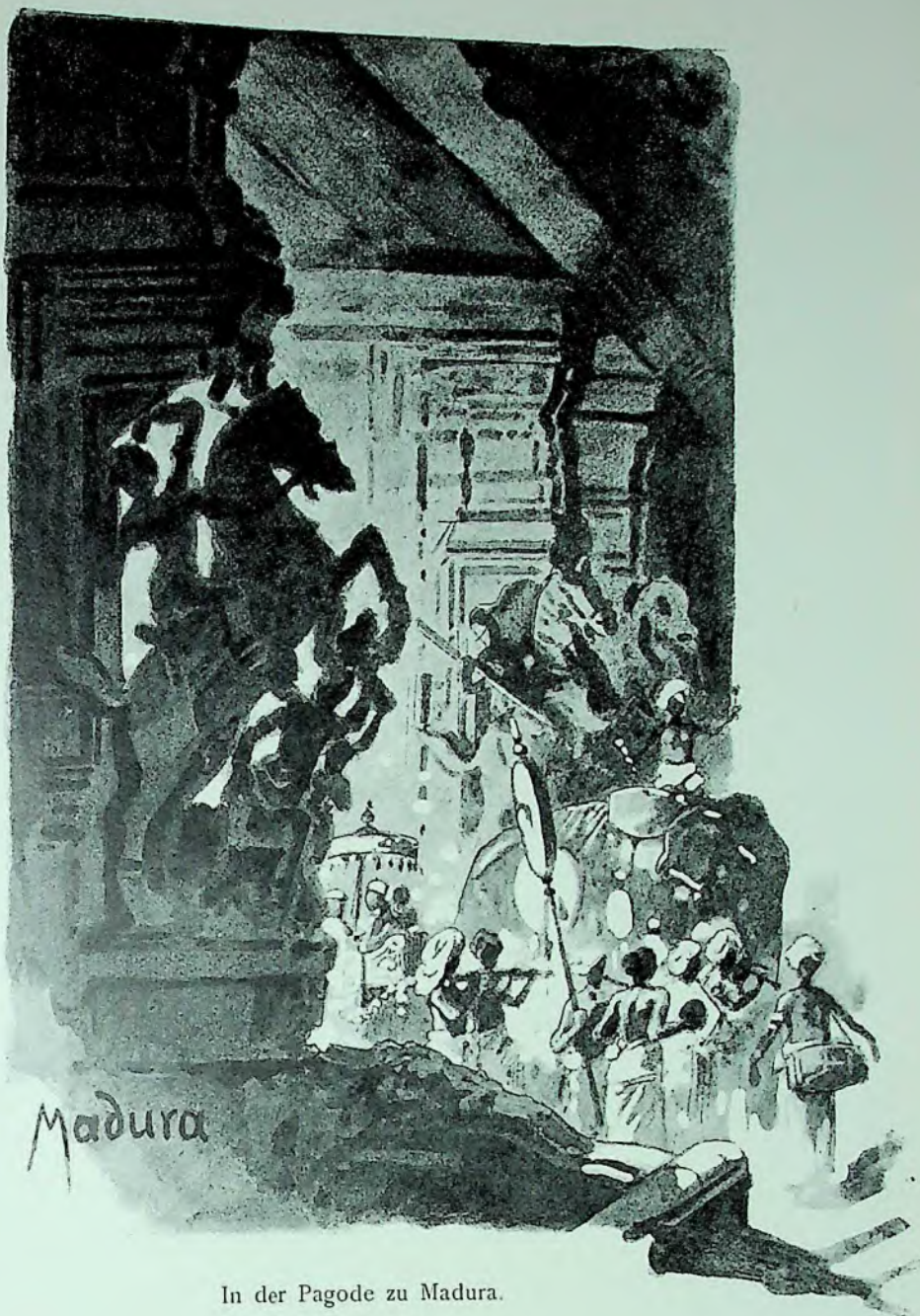
Ali Beg

„grossen Pagode“, der umfangreichsten von ganz Indien, zugeschrieben, in der — nach brahmanischer Auffassung — der Gott Shiva in höchst-eigner Person seinen Wohnsitz aufgeschlagen haben soll.

Im Anfang des XIV. Jahrhunderts brachen die mohammedanischen Eroberer ins Land. Der brahmanische Kultus wurde allerorts mit der grössten Grausamkeit verfolgt und die grosse Pagode sollte dem Untergang geweiht sein. Der Aussenwall mit seinen vierzehn Türmen wurde niedergelassen, und die zahlreichen, Zwecken des Kultus dienenden Gebäude rings um den Tempel dem Erdboden gleich gemacht. Was die gleichzeitige Zerstörung des eigentlichen — inneren — Tempels hinhielt, darüber berichtet die Geschichte nichts. Die brahmanische Legende schreibt seine Erhaltung dem direkten, rettenden Eingriff des Gottes Shiva zu. Jedenfalls wendete sich das Kriegsglück und nach Vertreibung der fremden

Tempelschänder bauten Shivas Priester eine neue Mauer mit vier hohen Thorbögen auf. — Der ganze Tempel hat noch heute die Ausdehnung einer kleinen Stadt. Sein Kern und ältester Bestandteil ist die „Halle der 1000 Säulen“ (in Wirklichkeit 997) welche zwar ganz unregelmässig, aber trotzdem sehr harmonisch gruppiert sind. Die „grosse Pagode“ enthält nicht weniger als neun „gopuras“ — turmartige Bauten, die man in Europa irrtümlicherweise gewöhnlich mit „Pagode“ zu bezeichnen pflegt. —

Wir betraten den riesigen Bau. In ihm war Alles voll Leben und Lichterglanz. Hohe Säulenhallen umgaben mondbeschienene Cisternen, in denen die Frommen religiöse Waschungen vornahmen; überall murmelnde Priester und Gruppen leise singender Beter, deren jeder ein Lichtchen bei sich führte. Rosenguirlanden schmückten jedes Götzenbild; und aus grossen, ganz mit Jasminblüten gefüllten Becken quoll süsser Wohlgeruch. Es lag ein unbeschreiblicher Hauch von Mystik über diesem nächtlichen Gottesdienst.



In der Pagode zu Madura.



uns ein eisig kalter Whisky-peg, zu dem wir einen extra guten Shiroöt schmauchten. Ich möchte diese beiden sonderbaren, jedem globe trotter aber sehr geläufigen Bezeichnungen erklären: „peg“ heisst zu Deutsch „Nagel“, bezeichnet aber ein Gemisch von Branntwein und Wasser, weil jede dieser lieblichen Mischungen — besonders wenn zu stark präpariert und zu kalt getrunken — ein „Nagel zum Sarge“ sein soll. „Shiroöt“ ist der Name für die einheimischen Cigarren; die besten sind die „Trichy“, d. h. die um Trichynopoli gewachsenen und die jetzt auch bei uns eingebürgerten Malabar-Shiroots. Dem diese Genüsse ungewohnten Europäer schmecken sie allerdings zu Anfang ganz gräulich, aber Habana-Cigarren vertragen das indische Klima nicht und in der Not — raucht jeder Europäer in Indien Shiroots.

Die wenigen Tage in Madras benutzten wir, um uns für den nun bevorstehenden Jagdausflug nach Travancore auszurüsten und zu verproviantieren. Am 3. Januar nahmen wir gerührten Abschied von den gastfreien Connemara's und dem uns lieb gewordenen Governmenthouse und dampften mit einem beträchtlich erweiterten Gepäck — es enthielt allein etwa 60 Kooli-Ladungen an Reis, Cakes, Whisky, und Konserven — gen Süden ab.



Unser Weg führte uns zunächst nach Madura in Süd-Indien, wo uns die vorausgesandten Diener beim Empfang mit Ketten gelber Rosen bekränzten, um ihrer Freude über unsere glückliche Wiedervereinigung Ausdruck zu geben. In Ermangelung eines Unterkommens in der Stadt hatten sie im Stationsgebäude Quartier gemacht. Da dieses aber nichts sonderlich Verlockendes hatte und die Nacht warm und mondhell war, so bummelten wir Drei nach unserem Abendessen durch die stillen Strassen der Stadt.

Madura ist seit unvordenklichen Zeiten die politische und religiöse Kapitale Südindiens gewesen. Die durch Tradition erhaltene Stammtafel der Pandyan-Könige reicht weit über die christliche Zeitrechnung hinaus. Alle Erinnerungen an Maduras grosse Zeit, welche in Bauten und Monumenten noch erhalten sind, sind mit dem Namen des mächtigen Königs Tirumala verknüpft. Ihm wird auch der Bau der



Bergwald Travancore.

Als der erste Schimmer des Frühlichts den Mond erbleichen liess, erloschen die zahllosen Lichter der Pagode. Der Schall von Pauken und Cymbeln lockte uns zu dem nächstgelegenen Thore. Eine wundersame Procession zog soeben durch den hohen Bogen desselben in die Tempelhallen: Voran eine Unmenge Volks mit Standarten und Blumenguirlanden, dann drei bunt bemalte, mit Decken reich geschmückte Elefanten. Auf dem ersten sass ein Kesselpauker, welcher mit der folgenden Musikbande rauschende Weisen ertönen liess. Die beiden anderen Elefanten trugen in reichverzierten Türmen heilige Geräte, Priester geleiteten die würdig dahinwandelnden Tiere zu beiden Seiten. Es folgten zwei glitzernd bunte Wagen in denen je drei mit Flitterschmuck und Blumen geputzte Kinder sassen. Schirm- und Fächerträger um sie her, zum Schluss wieder eine dichte Menschenmenge. Der Zug bewegte sich zu einer der Cisternen, aus denen die geschmückten Kinder — welche auserlesene Sprossen der Brahminenkaste waren — Wasser für Zwecke des Kultus schöpften. Es war ein Stück echt indischen Lebens, das wie ein Traumbild langsam an uns vorüberzog.

Bei Tageslicht konnten wir erst die fabelhafte Pracht der inneren Ausschmückung des Tempels ermessen. Die dort vorhandene figürliche Bildhauerarbeit ist — was Massenhaftigkeit sowie Feinheit der Ausführung anbetrifft — geradezu unbeschreiblich. Die Bildhauer einer ganzen Nation und Epoche scheinen hier ihrer Phantasie freien Lauf gelassen zu haben. Die kostbarsten Bildwerke des Tempels sind die überreich geschmückten Schreine des Gottes Sundaeswara und seines Weibes Minakshi.

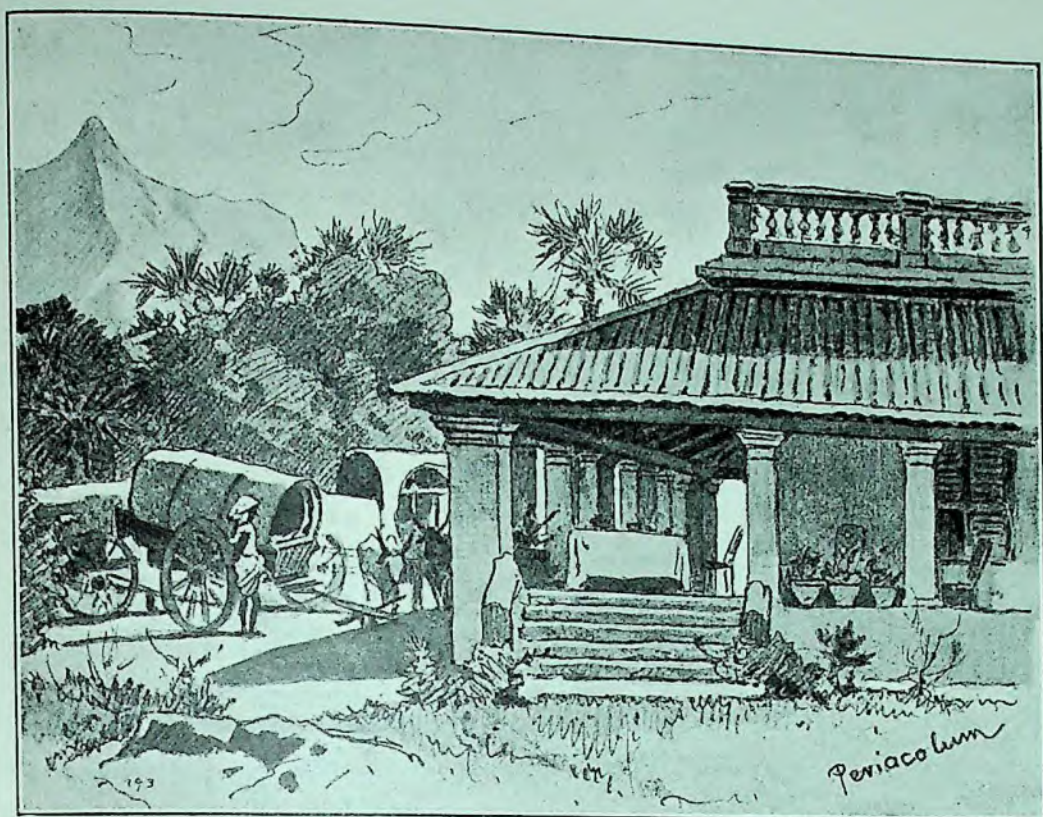
Eine kurze Eisenbahnfahrt brachte uns von der Pagodenstadt nach unserer Endstation mit dem umständlichen Namen Amayanaykanoor, wo wir für Monate dem Institut der Eisenbahnen und auch sonst noch vielen Annehmlichkeiten der Kultur Valet sagen sollten. Aber wir thaten das von Herzen gern, denn nun sollte ein freies Jägerleben in den Waldgebirgen von Travancore beginnen. Schon die Wagen, die uns und unsere Habe nach den Jagdgründen bringen sollten, waren höchst ursprünglicher Art. Sie bestehen aus einem länglichen Fass ohne Deckel, das schräg auf einem rechtwinklig zu der einzigen Achse stehenden Langbaum ruht, und in welches man von unten, wie die Brote in den Ofen, hineingeschoben wird. Die unbewegliche Deichsel (zugleich Langbaum) trägt vorn ein breites Querscheit. An dieses werden die Zugtiere mit den Hörnern lose befestigt und dann geht die Reise los, indem die Zebus mit ihren Buckeln das Querscheit vorwärts schieben. Diese zweirädrigen, nationalen Karren heissen Bandies. Da jeder von uns Dreien seinen eigenen Wagen mit Decken, Kopfkissen, Büchern und Cigarren hatte, so liess es sich schon eine Weile aushalten, zumal wir häufige stops machten und oft zu Fuss gingen. Aber für unsere unglücklichen Diener, die, zu dreien wie die Heringe in ein bandy verpackt, dieses bei ihrer Indolenz nur unter stärkster Provokation verliessen, mag es eine üble Reise gewesen sein. Es folgten als No. 5—10 grössere bandies, welche Gepäck, Zelte, Proviant und Munition führten. Die Öchsein liefen fortwährend Trab, natürlich nur durch das unausgesetzte Schreien und Schlagen des in der vorderen Fassöffnung — beinahe uns auf dem Kopfe sitzenden Tamils zu dieser Leistung angehalten.

Vier bis sechsmal wurden täglich die Zugtiere gewechselt, was immer in no time geschah, da Tags zuvor ein laufender Bote den Relaisdienst auf unserer Route eingerichtet hatte. Derselbe Bote hatte auch die an unserer Strasse belegenen dahk-

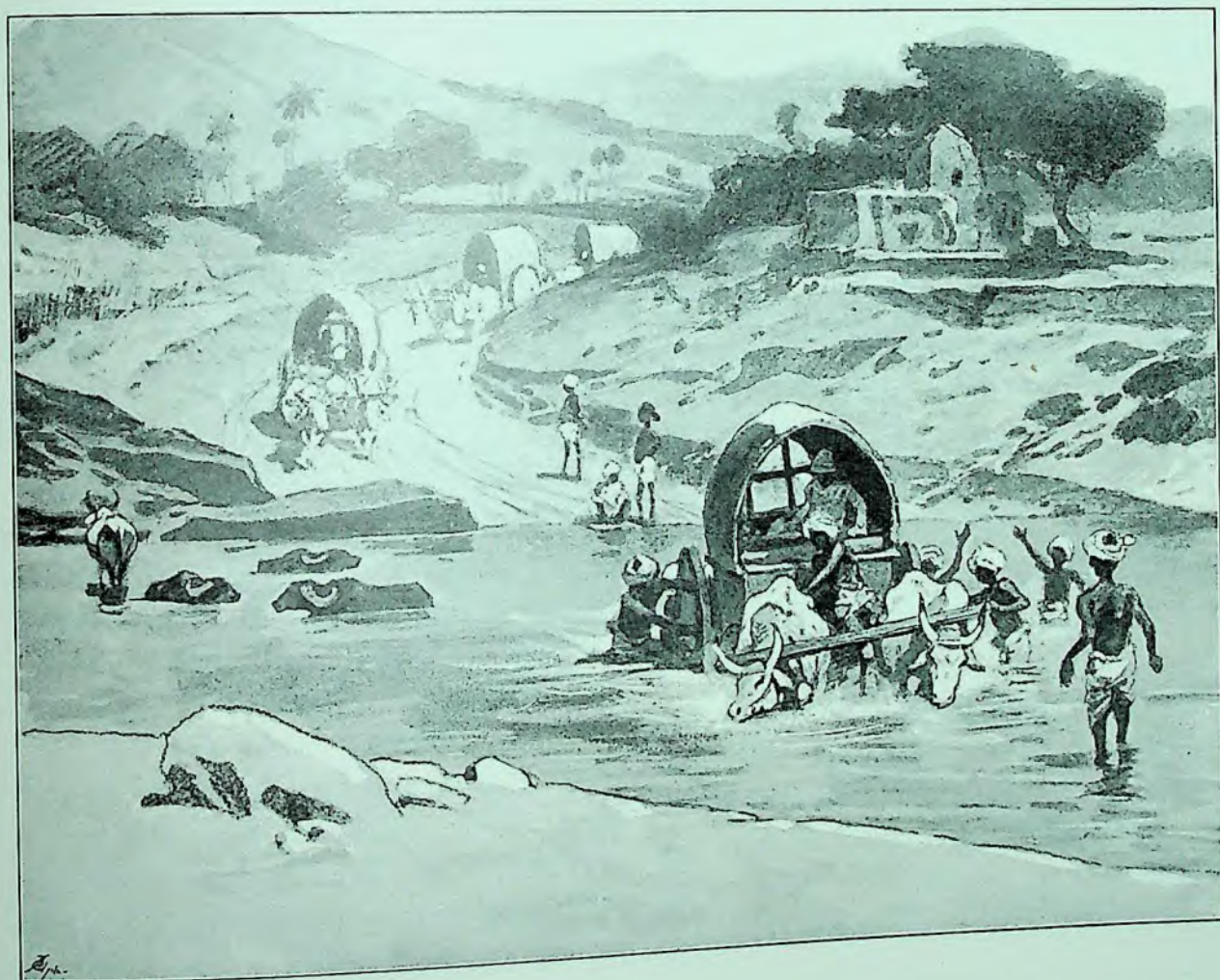


bungalows zu unserer Aufnahme für die nächsten Nächte herrichten lassen. Es sind das von der Regierung an den Haupt-Verkehrsstrassen des Innenlandes angelegte Unterkunftshäuser für europäische Reisende. Sie enthalten gewöhnlich nur zwei bis drei Räume mit einer primitiven Kochvorrichtung und einigen Bettstellen und Tischen. Für alles Andere, Verpflegung und Bedienung selbst zu sorgen, ist der indische Tourist stets gewöhnt, und wir konnten uns mit den Mitteln unserer trefflich ausgerüsteten Expedition in diesen bungalows stets sehr behaglich einrichten.

Unser Weg führte durch gut angebautes Hügelland. Schattige, weitästige Banianenbäume rahmten die Strasse ein. Dieselbe war fortwährend belebt, doch hatte das Verkehrsleben nicht die entfernteste Ähnlichkeit mit den Bildern civilisirter Landstrassen. Travancore ist selbst von der nationalen Kultur der benachbarten, süd-



Dhak-bungalow.



indischen Städte fast unberührt; die Tamils jener Gegenden nähern sich, je weiter man in das Gebirge vordringt, immer mehr dem Urzustande. In den Cardamum-Hills, denen wir zustrebten, soll es noch ganz wilde, nur in der Djungl lebende Menschen geben.

Die Dörfer an der Landstrasse bestanden durchweg aus schilfgedeckten Lehmhütten allereinfachster Konstruktion. Die Männer waren gewöhnlich nur mit einem Hüftschurz bekleidet und die Frauen trugen an Stelle der bei den städtischen Hinduweibern üblichen Jacken nur ein lose um den Oberleib geschlungenes Tuch. Die Kleidung der Kinder bestand meist nur aus einem Amulett. In einem Dorfe begegnete uns ein Leichenzug, was uns allerdings erst später zum Bewusstsein kam, da er absolut nichts von der düsteren, äusseren Erscheinung der unsrigen hatte. In der Mitte eines vielfarbigen Menschentrupps wurde eine bunte, mit Blumen und grossen Blättern behangene Sänfte getragen. Ein junges Mädchen lehnte unbedeckt in derselben, in halbaufrechter Stellung, rot gekleidet und reich geschmückt, in der erhobenen Hand eine Blume haltend. Wir hielten das Ganze zuerst für eine festliche Procession, in der uns das Mädchen als Symbol einer Gottheit gedacht erschien — doch sie war tot und nur künstlich in diese Stellung gebracht, um einen heiteren Eindruck zu hinterlassen. Auch die Musik trug dazu bei, der Auffassung Ausdruck zu geben, dass es ein Glück sei, jung zu sterben. Uns machte der Zug freilich darum einen doppelt wehmütigen Eindruck.

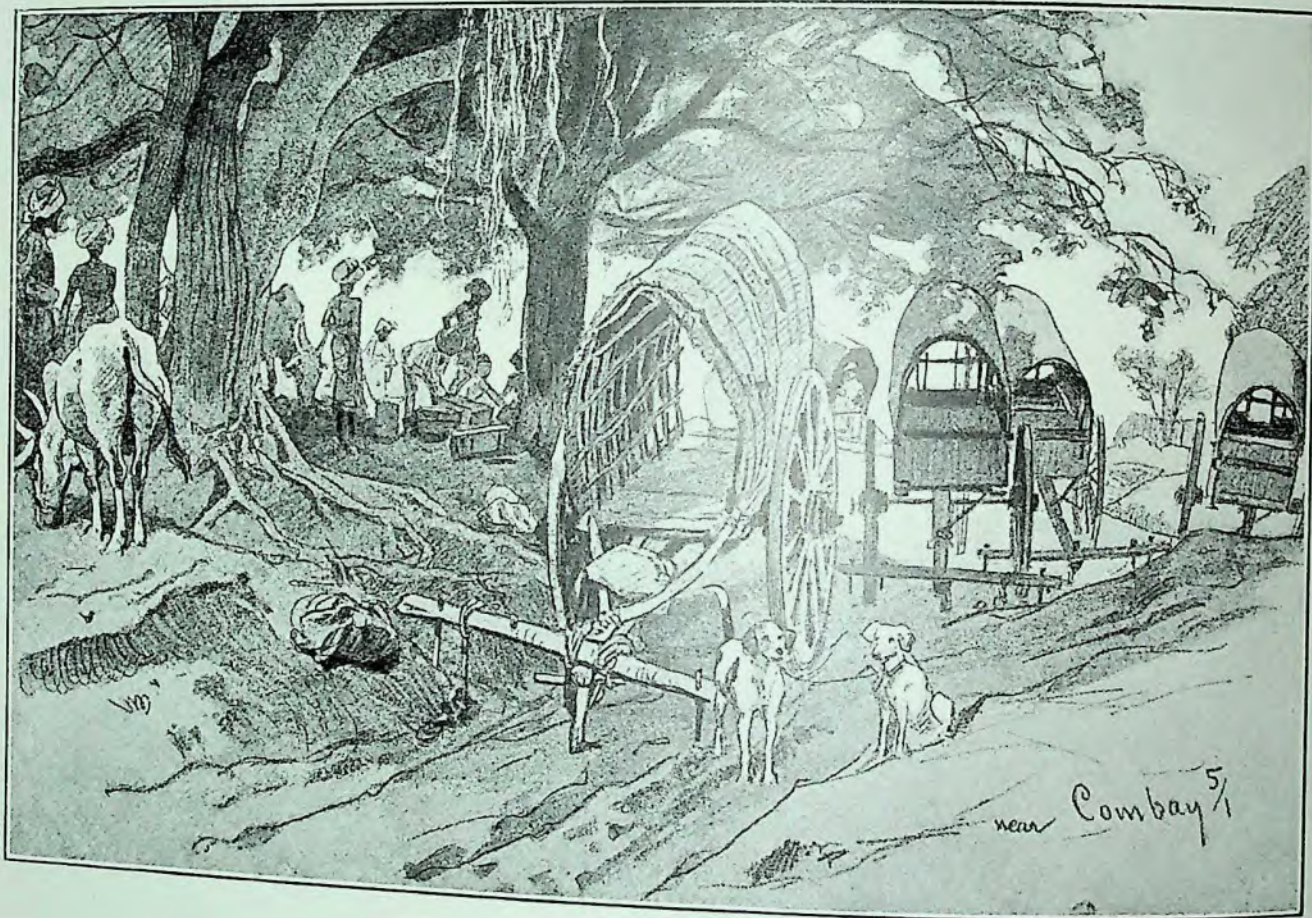
Zu wirklicher Heiterkeit stimmend und manchmal von geradezu zwerchfellerschütternder Komik waren die zahlreichen Affenfamilien, die an der Strasse hockten oder sich königlich mit Turnübungen an den langen Luftwurzeln der Banianenbäume amüsirten. Mit beispielloser Gewandtheit voltgirten sie von Ast zu Ast, über die Strasse und wieder zurück, begleitet von dem bewundernden Geschrei massenhafter Papageien, die es sich in den weitverzweigten Wipfeln bequem gemacht hatten.

Sehr ergötzlich waren immer die Flussübergänge. Die Furten, deren wir mehrere zu passiren hatten, waren ziemlich flach. An den Ufern wartete stets eine Anzahl nackter Kulis, die unter fortwährendem wüsten Geschrei die Wagen einzeln durch den Fluss schoben. Wir gewährten uns unterdessen meist die wonnige Abkühlung, barfuss mit weit heraufgestreiften Beinkleidern etwas in dem Fluss zu lustwandeln. In diesen Gebirgswässern ist das ein unbedenkliches Vergnügen, was in den Flüssen der Ebenen der Alligatoren und anderer unfreundlicher Wassertiere halber nicht ratsam gewesen wäre. Auch die Märsche zu Lande, die wir bei starken Steigungen und felsigen Wegstrecken als Nachhut hinter unserem Wagenzug zurücklegten, waren — namentlich nach Sonnenuntergang — ein grosser Genuss. Gewürzt wurden diese bewaffneten Spaziergänge — denn wir legten jetzt für Wochen Gewehr und Jagdmesser kaum des Nachts ab — durch die Jagd auf allerhand Federwild. Da gab es Wachteln, blaugraue Holztauben, Steinhühner, Spechte aller Farben und Schattirungen, reizende, winzig kleine Paradiesvögel, crow pheasants (eine blau gefiederte Krähenart mit langem Fasanenstoss) und unzählige Spielarten von Geiern, Falken und Stössern. Dort legten wir den Grund zu der schönen Kollektion von Vogelbälgen wehmütigen Angedenkens, die nachher mit Stumpf und Stiel und Arsenikseife von den weissen Ameisen verspeist wurde. —



Kinderguppe an der Landstrasse.

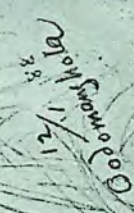
Am Abend des dritten Tages nach dem Start von Amayanaykanoor erreichten wir das dahl-bungalow von Ootamanpolliam, wo uns Mr. Maltby, der für die nächsten Wochen unser Führer sein wollte, erwartete. Mr. Maltby ist ein wohlsituierter Theefarmer, der nebenbei das Amt eines Hauptmanns der Landgendarmerie und Aufsehers über die Cardamum-Pflanzungen des Sultans von Travancore bekleidet. — Mosquitos und allerlei Gewürm raubten uns die Nachtruhe und brachen wir am nächsten Morgen schon vor Sonnenaufgang nach dem Gebirge auf. Nach zweistündiger Fahrt war die Strasse zu Ende. Der Inhalt der sechs Gepäck-bandies wurde in sechzig Lasten geteilt, welche zusammen auf einem Rasenplatz inmitten der erwartungsvoll im Kreise hockenden



sechzig Kulis aufgebaut wurden. Nun hatten wir ein, sich in der Folgezeit bei jedem Lagerabbruch wiederholendes Schauspiel. Auf das Signal: „an die Lasten“, stürzten sich alle Kulis unter Vermeidung der Reissäcke, Deckenballen und anderen umfangreichen Gepäckstücke auf die, etwa zehn Trägerlasten ausmachenden Patronenkasten und Büchsenkoffer. Es kam ein Moment des Stutzens, der Verwirrung, eine allgemeine Katzbalgerei — und nicht eine Minute war verflossen, da ruhten alle die weichen Reissäcke und Deckenballen auf den Häuptern ihrer Träger, die kleinen Patronenkasten aber standen wieder vereinsamt mitten auf dem Rasenplatz und zehn lastenlose Kulis suchten sich dem gleich sehr dringlich werdenden Ersuchen ihres Obmanns zur Aufnahme dieser scharfkantigen Bürden zu entziehen. Jetzt hiess es



Sandam parah



Wächterhütte.



Standquartier Ootamanschola.

klettern, und steil war der Pfad und heiss die Sonne. Noch ein Rückblick auf das durchquerte Hügelland von der etwa 4000 Fuss betragenden Passhöhe und hinein ging es aus der brennenden Sonnenglut in die schattigen Hallen des Urwaldes und in die herrliche Bergwelt der Cardamum-Hills. Durch hochstämmigen Wald, was in Indien eine Seltenheit ist, ritten und marschirten wir fast ohne Aufenthalt bis zum Abend. Es war ein langentbehrtes Vergnügen, in schöner Bergluft tüchtig zu wandern; die Nerven spannten sich förmlich im Verlangen nach Bewegung und frischer Waidmannsthätigkeit. Als die Sonne zur Rüste ging, erreichten wir Ootamanschola, unsere Operationsbasis für die nächsten Wochen. Oota ist ein wahres Waldidyll, der denkbar reizendste Aufenthalt für einen Naturfreund. Auf einer vorspringenden Bergnase liegt das kleine Blockhaus, dessen einziger Raum uns fortan als gemeinsames Wohn- und Speisezimmer dienen sollte. Von da sieht man in tiefe Thäler und über schön geschwungene Bergrücken, und überall labt sich das Auge an dem erfrischenden dunklen Grün der Wälder und dem helleren der Wiesenmatten. In dieser herrlichen Natur sollten uns also nun die Freuden des Jägerlebens blühen.

Wir richteten uns häuslich ein. Die Kulis bauten schnell und geschickt für uns rings um das Blockhaus kleine Hütten aus jungen Baumstämmen, Rohr und Laub. Auf die aus Schilf geflochtenen Lagerstätten wurde Gras gehäuft, darauf eine Decke und es war das herrlichste Bett der Welt. Ein leicht gezimmerter Tisch vollendete die Einrichtung unseres Wigwams. Das Klima war herrlich, die Luft frisch und nervenstärkend, doch warm genug, um draussen zu kampiren. Dieser fortgesetzte Aufenthalt im Freien war so erquickend, der innige Verkehr mit der Natur von



Pfaden des verschlungenen Geästs mit einer Geschwindigkeit, dass es oft schwer fällt, ihnen unten auf der Erde zu folgen. Von Affenarten fanden wir in den Travancore-Hills hauptsächlich den olivenbraunen Madras monkey (*macacus radiatus*) und den schwarzen, rotbärtigen Lion-Monkey (*inuus silenus*). Beide langschwänzige Arten leben in zahllosen Familien in den Wipfeln der hochstämmigen Bäume und wurde die Jagd auf sie wegen ihres bei den Tamils sehr beliebten Wildprets immer von unseren shikaris eifrig befürwortet. Doch waren uns die unheimlich menschenähnlichen Geberden der verwundeten und verendenden Affen derartig unangenehm, dass wir bald von diesem Sport wieder abliessen. Der graue Langur (*presbytes*) mit dem schwarzen Gesicht, welcher die cultivirten Gegenden ganz Indiens bevölkert oder vielmehr ausraubt und — zum Schaden des armen Landmanns — heilig gesprochen ist, kommt in den Wäldern fast gar nicht vor. Interessant ist bei den erstgenannten beiden Arten der Familiensinn und die sich bis zur Offensive gegen den Menschen versteigende Brüderlichkeit. Man wurde häufig, wenn man einen Affen geschossen



gewaltigem Zauber. Von hinreissender, täglich von Neuem überraschender Schönheit waren die thaufrischen Morgen und die warmen Farbentöne des Abends im Walde.

Wir bildeten mit unseren sechzig Kulis und deren Familien die bevölkertste Kolonie weit und breit. Sonst leben die Tamils dieser Gebirge immer nur zu wenigen Familien in versteckten — manchmal hoch oben in den Baumkronen belegen — Schilfhütten, welche die unseren an Solidität kaum übertrafen. Mit Jagd beschäftigen sie sich nur wenig, hauptsächlich, weil ihnen die Waffen fehlen, nur einzelne professionelle shikaris (d. h. Jäger) stehen als Führer und Fährten-sucher im Dienst der dort angesiedelten Farmer. Die Mehrzahl findet ihre Beschäftigung in den Cardamum-Pflanzungen des Sultans, welche überall, wo hochstämmiger Wald sich findet, im Schatten der Bäume angelegt sind. Cardamum ist ein im ganzen Orient sehr gesuchtes Gewürz, das von Südindien und Ceylon aus weit versandt wird. Die Blattstengel sind mannshoch; die kleinen Schoten und Knollen sitzen ganz unten am Erdboden. Die Pflanze

verlangt einen Feuchtigkeit haltenden Boden und Schatten, weswegen man sie am besten im Hochwald nach Auf-räumung des Unterholzes und Unkrauts kultiviert. Wo dieses nicht geschieht, ist der Waldboden von dichten Schling-pflanzen oder den üppigsten Farren bedeckt, welche an feuchten Stellen die Höhe kleiner Bäume erreichen. Um die Stämme der alten Baumriesen rankt wilder Pfeffer hoch empor. Die Baumkronen sind derart ineinander ver-ästet, dass man selbst zur Mittagszeit in einem schattigen Waldesdom dahinwandelt.

Eine mannigfaltige Tierwelt bevölkert die Wald-region. Das Hochwild — wozu ich hier entsprechend dem Begriff des englischen „big-game“ Elefant, Bison und Sambar rechne — hat seine Standorte meist in der dicken Djungl und den Graslandschaften. Die Bäume des Hoch-waldes aber beherbergen zahllose Arten von Affen, Mardern und Eichhörnchen (squirrels). All' diese hoch-geborenen Tiere bewegen sich auf den nimmer endenden





Gebirgslandschaft von Ootamanschola.

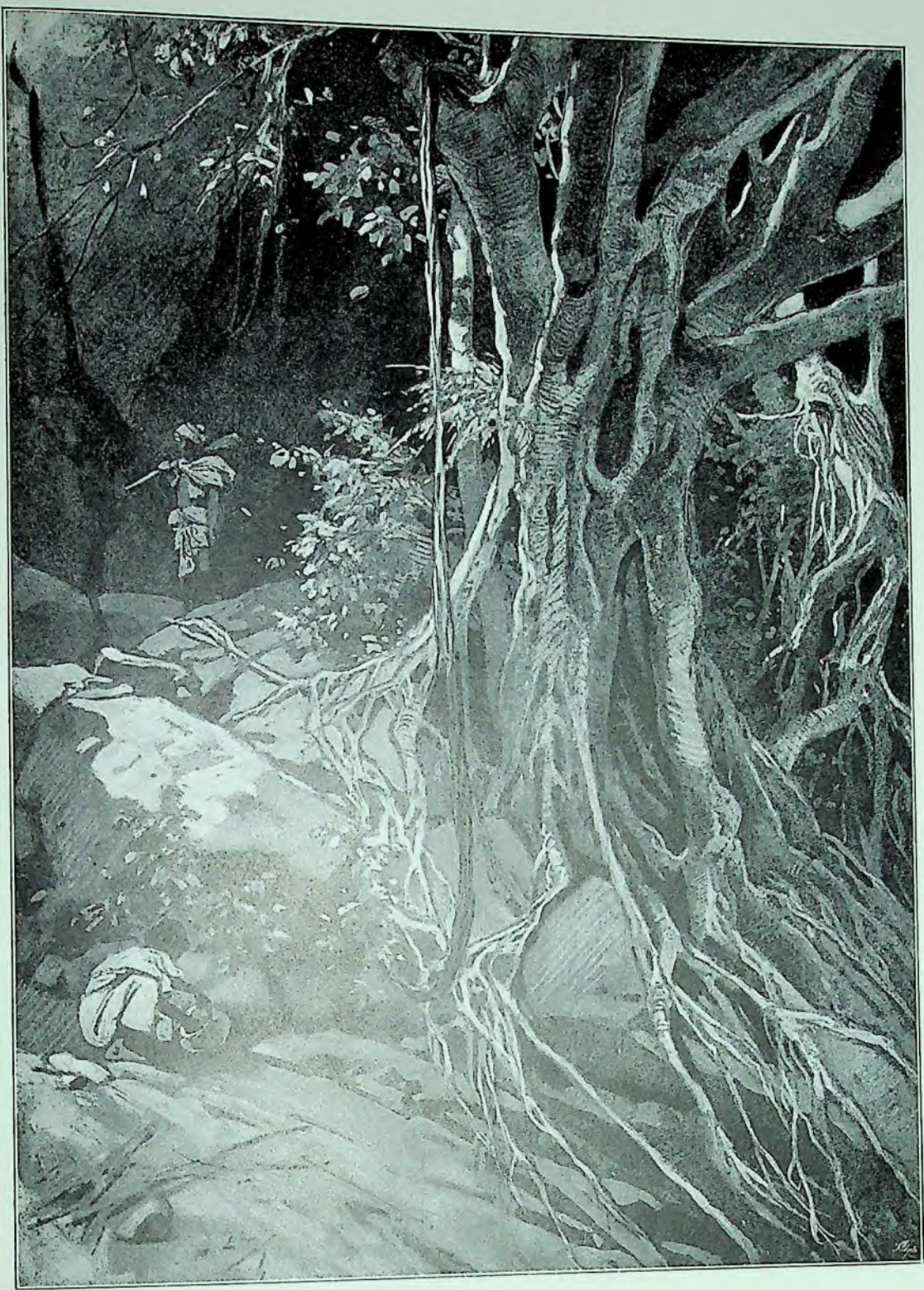
hatte, von seinen Angehörigen, soweit der Hochwald reichte, oben in den Ästen verfolgt und mit Früchten und Ästen heftig bombardiert. Noch dreister sollen sie gegen ihren Hauptfeind, den Leoparden vorgehen, der häufig gezwungen wird, seine Beute vor den Angriffen der Stammesgenossen preiszugeben, welche auf den Klageruf des Opfers von allen Seiten durch die Baumkronen herbeieilen. Die Marder- und Wieselarten *Travancores* unterscheiden sich kaum von den europäischen — soweit meine Erfahrung reicht — auch sah man sie in unseren Jagdgründen selten. Eine sehr häufig vorkommende und für den südindischen Wald besonders charakteristische Tierart sind die *squirrels* (*sciurus*). Sie haben im Allgemeinen die Figur unserer Eichhörnchen, doch übertreffen manche Arten das Eichhörnchen an Grösse um das Doppelte und Dreifache. Da gab es das braunrote squirrel mit dem prächtig orangefarbenen Bauch und der buschigen Rute, das langschwänzige Wald-squirrel, graubraun mit gelbem Bauch, das schwarze hill-squirrel mit rötlichem Bauch — kurz, endlose Spielarten in allen Schattierungen der Haarfarbe, vom grünlichen Grau der Baumstämme bis zum leuchtendsten Dunkelrot.

Die Zahl der befiederten Bewohner des Urwaldes ist Legion. Ihrem Abendkonzert im dunkelnden Walde zu lauschen, war immer ein Hochgenuss. Das Gurren der Tauben, das Gackern des buntbeschwingten *djungl-cock*, die klagende Weise des *rain-piper* und das leise, sanfte Flöten der kleineren Sänger mischten sich zu Harmonien ganz eigentümlichen Zaubers.

Des Nachts aber, wenn wir in unseren Schilfhütten lagen und draussen sich mit der Dunkelheit tiefe Stille über der Natur gelagert hatte, hörte man von Zeit zu Zeit das dumpfe „Hu hu hu“ der Affen durch den Wald hallen, oder das ferne Krachen der *Djungl* verkündete, dass eine Herde Elefanten durch dieselbe den Weg zur Tränke nahm.

Ootamanschola war nun für die nächsten Wochen unsere Centralstation, nach der ein geregelter Etappendienst den Nachschub an Proviant und Postsendungen von der civilisirten Welt aus leitete, und von wo aus wir fortgesetzt Jagdausflüge von einem und mehreren Tagen unternahmen. Massgebend für dieselben waren die in Oota täglich einlaufenden Nachrichten von Farmern und Erkundungsberichte unserer *shikaris* über hier oder dort gespürte Wildarten. Dann rückten wir geschlossen oder einzeln mit je einem *shikari*, einem Diener und ein paar Kulis aus, um entweder die Gastfreundschaft einsamer Theefarmer in Anspruch zu nehmen oder an irgend einem geschützten Ort bei gutem Wasser ein kleines Filial-Hüttenlager aufzuschlagen.

Wild gab es ja, wie schon gesagt, die schwere Menge in unseren weiten Jagdgründen, aber es war nicht leicht, ihm beizukommen. In den enormen Wäldern, in dem Gewirr von umgestürzten Bäumen und Alles überwuchernden Schlingpflanzen und besonders an den mit ganz fabelhaft hohem Gras bedeckten Bergabhängen verschwendete man oft Stunden und halbe Tage, um sich an das gespürte und oft schon genau mit dem Fernglas beobachtete Wild heranzupirschen — denn Treiben oder Drücken ist in jenen Revieren ein Unding. Wer noch nicht selbst in der *Djungl* oder in den Pampas gejagt hat, macht sich keinen Begriff von der Schwierigkeit, dort einen Schuss anzubringen. Die fortgesetzten Umwege und Widergänge in der *Djungl*, das Aufhören jeder Orientierung in den Graslandschaften lassen den geübtesten Indian-sportsman oft



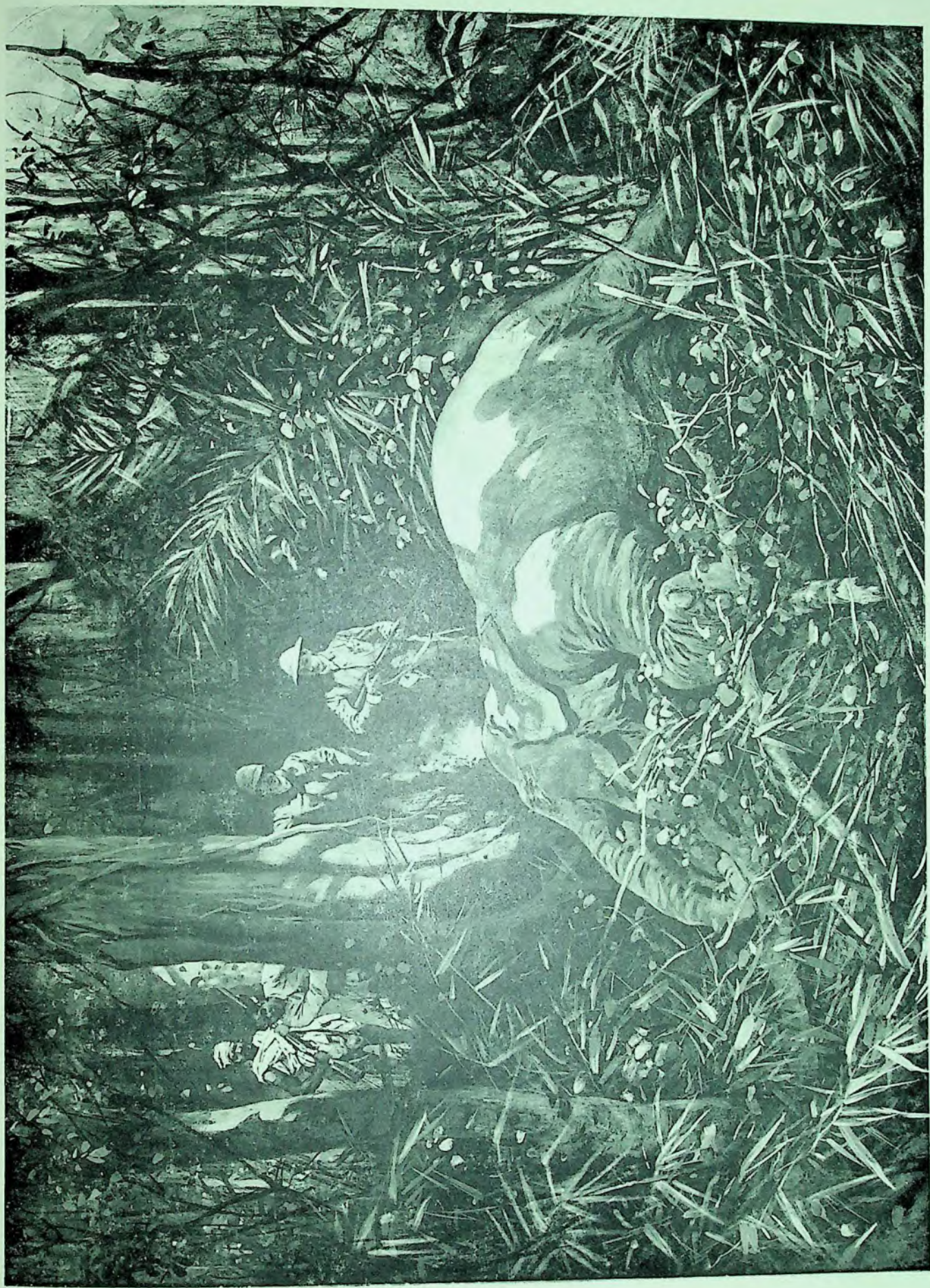
Lager am Periyar-river aufgebrochen, um auf Büffel, die in der Gegend gespürt waren, zu pirschen, ein shikari und ein Kuli mit dem unentbehrlichen Proviantkorb begleiteten mich. Nach stundenlangem vergeblichen Pirschgang durch endlose Graslandschaften machten wir in einer kleinen Schola (d. h. Waldparzelle) am Periyar Halt, um abzukochen und die heissen Mittagsstunden im Schatten zu rasten. Da verkündet das untrügliche Zeichen des krachenden Waldes das Nahen von Elefanten. Ich schiebe mich, flach auf der Erde liegend, in einen Busch, von dem aus ich die Flussufer beherrschen kann, und mache mich schussfertig. Langsam tritt eine Herde von sieben Elefanten,

die dem erstrebten Punkt genau entgegengesetzte Ecke erreichen. Und kommt man nach stundenlangen Mühen glücklich zu Schuss, so bringt man sicherlich nur das zur Strecke, was im Feuer liegt. Ein Stück Wild, das noch ein paar Fluchten machen kann, ist unwiederbringlich verloren. Schon die erste Flucht entzieht gewöhnlich das krank geschossene Stück dem Auge, denn Dschungl und Gras sind meist so dicht, dass man bei einer Elefantenherde auf wenige Schritte vorbeigehen kann, ohne sie zu bemerken. Schweisshunde giebt es in Südindien nicht, resp. das Klima nimmt ihnen sofort die Nase. Eine persönlich auszuführende Schweisssuche ist durch die Vegetation unmöglich. Die Eingeborenen aber hegen eine tiefe Abneigung dagegen, angeschossenem Wilde nachzugehen. So kam es denn, dass wir in Travancore manchen guten Schuss als erfolglos registriren mussten, der in Deutschland sicher etwas zur Strecke geliefert haben würde, und dass unser Gesamtergebnis schliesslich klein erschien im Verhältniss zu der Ausdehnung und dem Wildreichtum unserer Jagdgründe und zu der aufgewendeten Zeit und Mühe. —

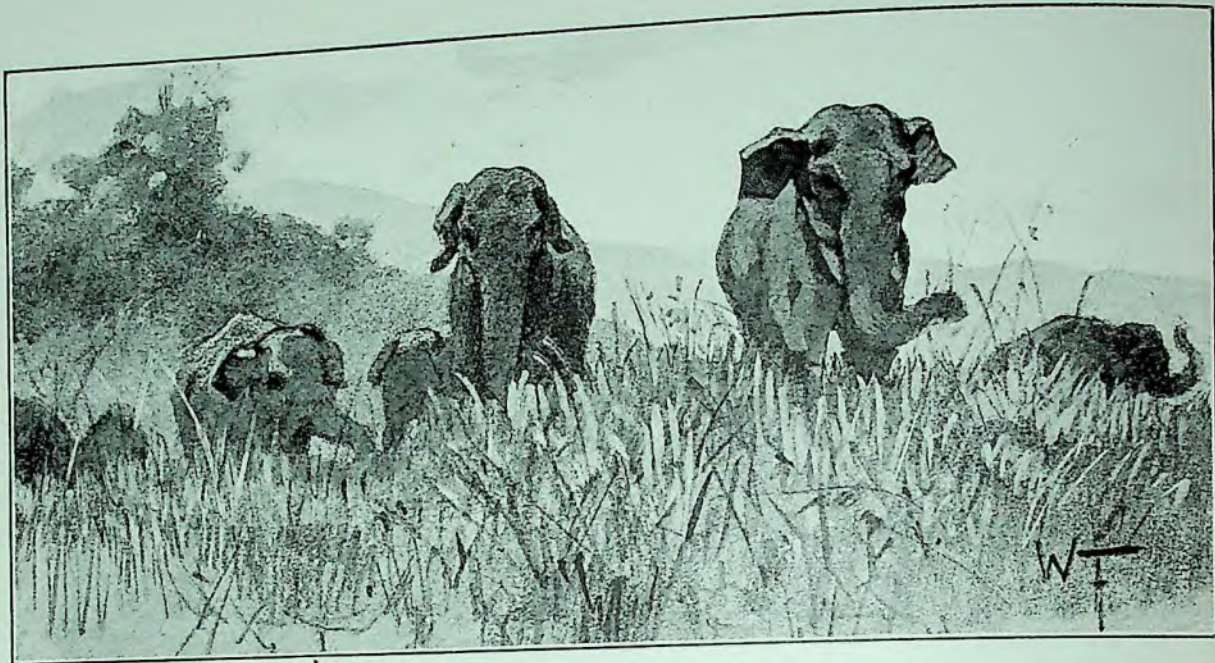
Mit „reissenden Tieren“ kamen wir zunächst gar nicht in direkte Berührung, denn Tiger und Panther, deren es in Travancore auch die seltenen schwarzen giebt, halten sich äusserst heimlich und durfte sich unsere Jägerphantasie nur an ihren Fährten erhitzen. Dagegen verging kein Tag, an dem wir nicht Elefanten gesehen hätten. Ihnen und den in Travancore ebenfalls noch zahlreichen Bisons galten daher auch unsere Unternehmungen — d. h. nur den Tuskers und den Bullen, denn ein guter Jäger schiesst auch in Indien ungern weibliches Wild.

Die wilden Elefanten von Travancore stehen meist in Herden von fünf bis fünfzehn Stück zusammen; Herden — wie sie der berühmte Elefantenjäger Sanderson angiebt — von dreissig bis fünfzig Stück, habe ich nie gesehen. Jede dieser Gruppen soll eine Familie darstellen — etwa drei bis fünf alte Elefanten mit ihren Kindern und Grosskindern — und mehrere solcher Familiengruppen sollen wieder einen grösseren — manchmal auf Meilen getrennten Verband bilden, der aber dennoch stets nach gleichen Grundsätzen operirt und dieselbe allgemeine Richtung der Bewegungen einhält. Flankirt werden diese grossen Herden von einzeln stehenden männlichen Elefanten — teils halbwüchsigen, von ihren stärkeren Vettern aus Eifersucht von der Herde abgeschlagenen, teils den schon erwähnten greisenhaften „rogues“. Die Leitung der Herde hat stets ein weiblicher Elefant. Die Logik dieser Rangordnung liegt klar zu Tage, denn nur sie wissen Länge und Tempo der Märsche, Übergänge und Ruheplätze den Fähigkeiten und Bedürfnissen der Kälber entsprechend zu bestimmen. Die Fürsorge für die Kälber ist überhaupt bei allen Gelegenheiten für die Herde massgebend, und sollen die Kälber getöteter oder weggefangener Mütter von anderen Elefanten als Adoptivkinder aufgezogen werden. Jedenfalls ist mir von erfahrenen indischen Jägern versichert worden, dass nach Geburt eines Kalbes die ganze Herde zwei bis drei Tage an dem Ort der Niederkunft Halt macht. Dann ist das Kalb auf leichten Wegen marschfähig. Beim Durchschwimmen tiefer Flüsse wird es zuerst noch von der Mutter mit dem Rüssel unterstützt oder das Kalb klammert sich mit den Vorderbeinen an der Schulter der Alten fest.

Einst wurde mir Gelegenheit, den Flussübergang einer kleinen Elefantenherde in nächster Nähe zu beobachten. Ich war bei Tagesanbruch aus meinem



Das grösste Wild.



darunter zwei Kälber, aus dem Dickicht. Ein Tusker (d. h. ein alter Elefant mit Stosszähnen, tusks) war nicht darunter und ich lege die gespannte Büchse bei Seite. Nun rekognoscirten die Alten die Uferränder, wählten schliesslich eine sanft abfallende Stelle zum Abstieg und liessen die Kälber immer zwischen zwei Alten — wie den Touristen zwischen zwei Führern — absteigen. Der Strom war flach, aber reissend, die Kälber hatten kein rechtes Zutrauen zu der Passage und es bedurfte wiederholten Umkehrens und vielfacher ermahrender Püffe seitens der Mütter, um sie hinüber zu bugsiren. Am jenseitigen steilen Ufer bogen und brachen die Alten eine Anzahl junger Bäume um und stellten dadurch für die Kälber eine Art Rampe her. Sehr befriedigt und offenbar in der heitersten Laune verschwand die Herde drüben in der Djungl.

Sehr amüsan ist es, die Spiele der Elefanten im hohen Gras durch das Fernglas zu beobachten. Sie jagen sich, bewerfen sich mit Erde und Grasbüscheln, rennen sich auch gegenseitig über den Haufen. Besonders erregen aber verlassene Jagdhütten ihre heitere Spiellaune. Wir passirten wohl keinen ehemaligen Lagerplatz, wo nicht die deutlichen Merkmale ihrer Ausgelassenheit zu finden gewesen wären. — Aber so harmlos auch eine ungestörte Herde ist, so unangenehm kann sie werden, wenn sie sich plötzlich angegriffen sieht. Ich halte den Elefanten, besonders den einsamen „rogue“ oder eine Alte mit einem neugeborenen Kalb für das gefährlichste Wild Indiens — nächst dem Rhinoceros. Sie sind besonders durch die Beharrlichkeit ihrer Angriffe gefährlich und sollen oft ihren Jäger stundenlang von Baum zu Baum bis zur äussersten Ermattung jagen, falls es diesem nicht gelingt, einen guten Schuss von der Seite in das Gehör abzugeben, von wo ein breiter Kanal direkt zum Gehirn führt. Auf die Front des Schädels kann man — falls die Kugeln nicht gerade die Stelle des Rüsselansatzes oder die winzigen Lichter trifft — nach Belieben feuern, ohne ihm viel mehr als eine leichte Gehirnerschütterung zu verursachen. Ich habe Elefantenköpfe gesehen, in deren enormen Stirnknochen die Eindrücke vieler Kugeln zu sehen waren. Kein Geschoss war — nach Durchschlagung der dem Stirnbein vorgelagerten dicken Leder- und Fettpolster — bis auf die Hälfte der Knochenstärke eingedrungen.

Glücklicherweise ist der Elefant aber mit ziemlich schlechtem Gesichts- und Gehörsinn begabt und nur das überaus feine Witterungsvermögen macht ihn zu solch gefährlichem Gegner. Hat der Elefant seinen Feind gefasst, so pflegt er sich über denselben zu wälzen, resp. auf ihm zu knien, wobei einem der Atem für alle Zeiten vergehen soll. Die vielfach dargestellte Kampfarm mit dem Rüssel und auch die mit den Stosszähnen soll äusserst selten von ihm angewendet werden. Viele indischen Jäger verweisen diese in das Gebiet der Fabel. Es ist aber jedenfalls ein sehr gefährliches Unternehmen, auf einen Elefanten in einer grossen Herde zu feuern, ohne irgend ein sicheres Reduit zu haben, da einen dann gewöhnlich die ganze Herde in feindlichster Absicht annimmt oder zum Mindesten derartig durcheinander fährt, dass man sehr leicht auf die Füsse getreten werden kann.

Häufig geschah es, dass man, vom Pirschgang in der Abenddämmerung zurückkehrend, im hohen Grase unvermutet dicht an oder gar mitten in eine äsende Elefantenherde geriet. Die riesigen Körper nahmen sich bei dem unsicheren Licht in wogenden Grase ganz mammutartig aus. Dann konnten die Eingeborenen gar nicht genug zur Vorsicht raten und vor dem Schiessen warnen. Man blieb möglichst unbeweglich stehen und der shikari veranlasste die Herde durch ein leichtes Schnalzen mit der Zunge zu langsamem Antreten und Abziehen.

Einmal hatten wir einen starken Tusker gespürt, welcher sich allein in einem tiefen Waldgrund aufhielt. Nachdem wir, d. h. der Herzog mit seinem Jäger und ich mit meinem shikari, ihm mehrere Stunden im dichtesten Dickicht nachgekrochen waren, kamen wir auf etwa zwanzig Schritt an ihn heran. Er amüsierte sich damit, sich in dem Sumpf zu suhlen und allerhand Bäume klein zu machen. Plötzlich musste der alte Herr trotz aller angewandten Vorsicht Wind bekommen haben. Die Störung schien ihn nur zu ärgern, denn er brach wie ein Donnerwetter durch die splitternde Djungl gerade auf uns los. Wir drei Europäer rissen die Büchsen an die Schulter, während der shikari unter Mitnahme meines zweiten Gewehrs — wie weiland Pallas Athene bei ihres letztem Kampf — am nächsten Baum in die Höhe kletterte. Noch vergingen einige Sekunden banger Erwartung, denn der dichteste Vorhang von Schlingpflanzen deckte unseren Angreifer — da — ein schmetternder Trompetenton und fast über unseren Häuptern erschien der dicke schwarze Kopf mit hoch erhobenem Rüssel aus dem Blättergewirr. Wie auf Kommando feuerten wir ihm auf kaum fünf Schritt sechs Kugeln mitten ins Gesicht, was ihn zu unserem Glück veranlasste, kurz Kehrt zu machen und krachend durch die Mitte abzugehen. Noch einmal erblickten wir ihn im Moment auf etwa hundert Schritt Entfernung und sandten ihm noch je eine Kugel nach. Als unser mutiger shikari von seinem Hochstand wieder herabgeklettert war, waren wir an die Schweissjagd. Auf den breiten Blättern der Djunglpflanzen lag Schweiss in grosser Menge, als ob er mit der Giesskanne gegossen worden wäre. Doch bald hörte man keine Schweissfährte auf, die „Himmelsspur“ war wegen der vielfach gekreuzten Elefantenfährten nicht mehr zu bestimmen, und so mussten wir schliesslich schweren Herzens die Schweissjagd aufgeben. Auch die Nachsuche am anderen Tage war resultatlos und die verächtlichen tusks, die wir in so bedrohlicher Nähe gesehen hatten, waren verloren. Der Herzog wurde schon zwei Tage darauf für diesen Misserfolg entschädigt. Er gelang ihm, an die Breitseite eines Elefanten bis auf wenige Schritte heran-



Camp Bodanaikametu.

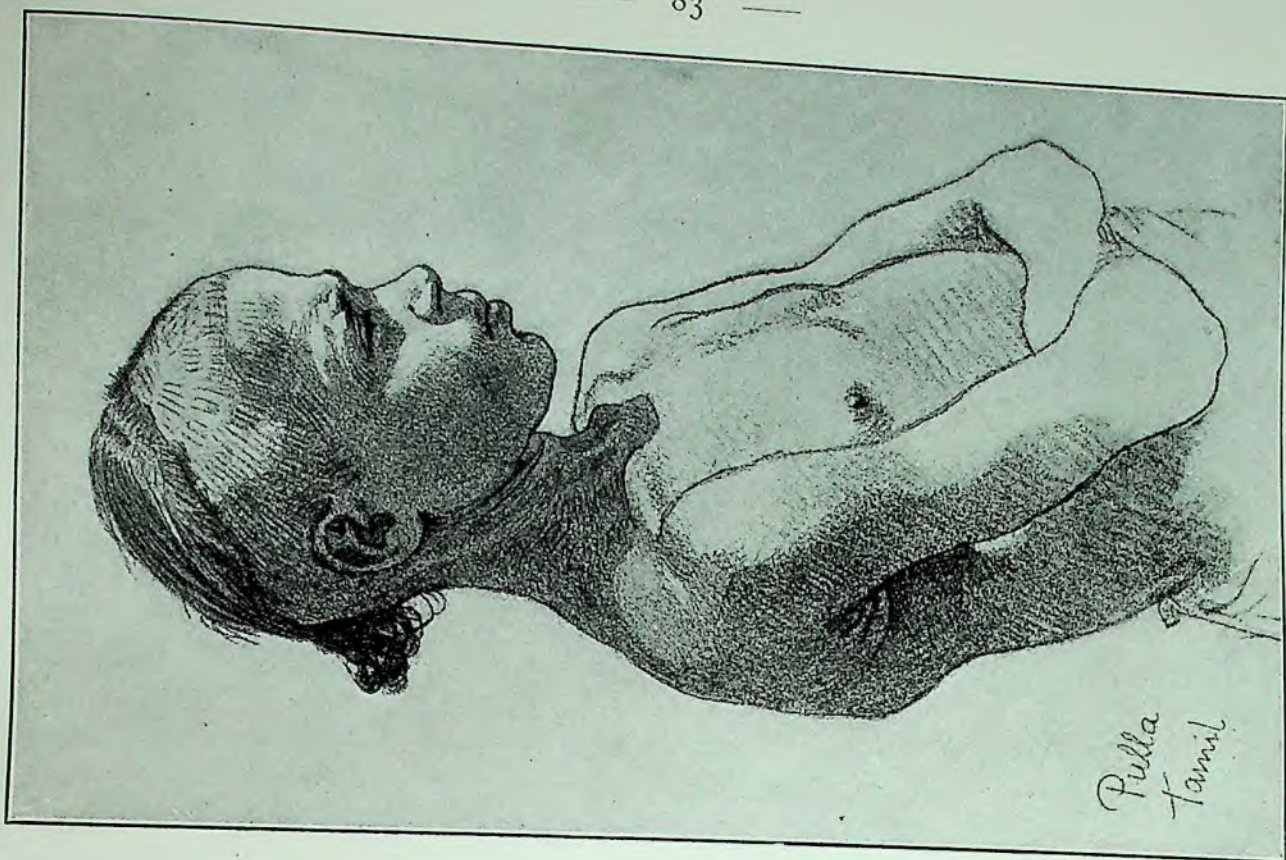


zukommen und ihm eine wohlgezielte Kugel aufs Ohr zu geben. Langsam neigte sich der Riese zur Seite und brach dumpfen Falles zusammen.

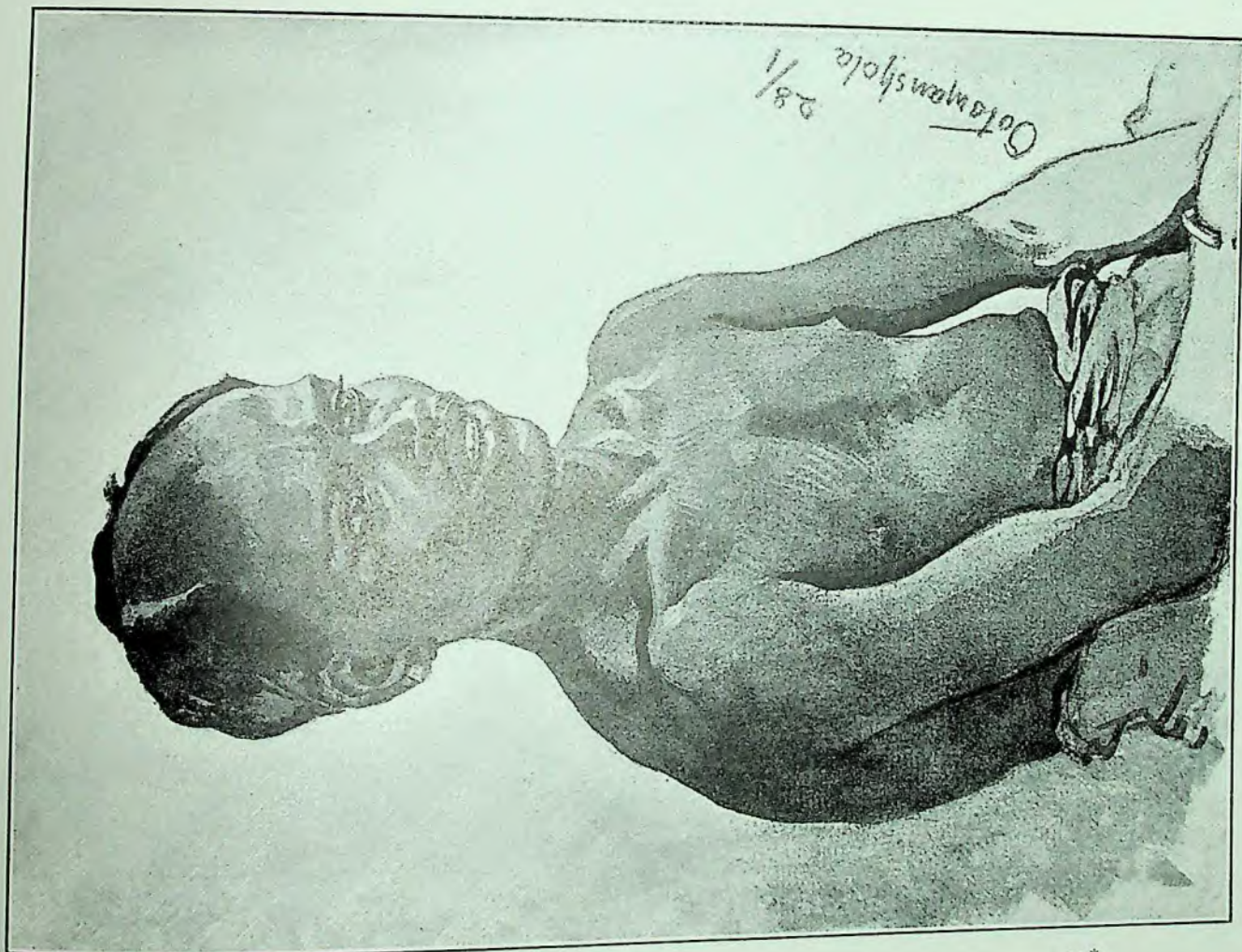
War schon die Elefantenjagd durch die Vegetation der Djungl in hohem Maasse erschwert, so war die auf den Bison, dessen blanke Kopfszier neben dem Gehörn des Himalayan ibex die begehrteste Trophäe für den indischen Jäger bildet, durch die damaligen Grasverhältnisse fast unmöglich gemacht. Das Gras hatte überall weit über Manneshöhe erreicht und die Büffelherden standen fast nur in den Pampas. Dieselben sollen manchmal bis zu zwanzig Tieren stark sein, ich habe nie mehr als fünf in einer Herde zusammenstehend gesehen. Die alten Bullen haben — wie die starken männlichen

Exemplare der meisten Wildarten — den Hang zur Einsamkeit und nennt man sie „solitary bull“. Der indische Bison (eigentlich „gaur“, *gavaeus gaurus*) ist grösser und kräftiger als der amerikanische Büffel. Die Schulterlinie ist sehr tief und die Läufe kurz, die Hinterhand fällt auffallend ab, seine Höhe bis zur Schulter beträgt sechs bis sieben Fuss, seine Länge von der Nase bis zum Schwanz neun bis zehn Fuss. Er trägt ein rotbraunes zottiges Kleid, von dem sich die weissen Läufe schön abheben. Der Bull hat einen massigen Buckel mit dicker Mähne und nach innen zusammengebogene Hörner, welche in doppelter Fauststärke am Schädel ansetzen und in zwei geschwungenen Spitzen endigen. Dieselben sind unten schwarz, an der Spitze weiss und wunderschön blank, als ob sie sorgfältig polirt wären. Die Hörner der Kühe sind kürzer und weniger gebogen. Der Bison findet sich in allen Gebirgslandschaften Indiens, vom Fusse der Himalayas bis Cap Comorin, doch hat der Ehrgeiz der englischen Waidmänner seine Reihen bedenklich gelichtet, trotzdem er noch scheuer und mit feineren Sinnesorganen begabt ist, als sein amerikanischer Vetter. Auch ist er schnell und überwindet steile Abhänge mit einer für seine Körpermasse fabelhaften Geschicklichkeit. Unter Umständen stellt sich der Bull seinem Verfolger und attackirt ihn mit rasender Wut. Der Tiger soll dem Rencontre mit dem bull-bison geflissentlich aus dem Wege gehen und nur krank geschossene Exemplare gern angreifen, aber selbst dann soll der Ausgang des Kampfes oft für den Tiger verderblich sein. Sterndale sagt: „Die Jagd auf den Bison erheischt die vereinigten Eigenschaften des Steinbock-, Hirsch- und Tiger-Jägers“. — Wir vereinigten diese Eigenschaften jedenfalls nicht, denn keines der strahlenden schwarz-weissen Gehörne ziert die Halle von Primkenau, noch auch die Wand meines Kämmerleins.

Nach zweiwöchigem Aufenthalt im Gebiet von Ootamanschola traten wir einen mehrtägigen Marsch gegen Norden nach der sogenannten High Range an. Das ist der mittelste mächtige Gebirgsstock der Travancore hills. Die bedeutendste Erhebung



Fulla
Famil



Ootamanschola
28/1

Typen aus Ootamanschola.

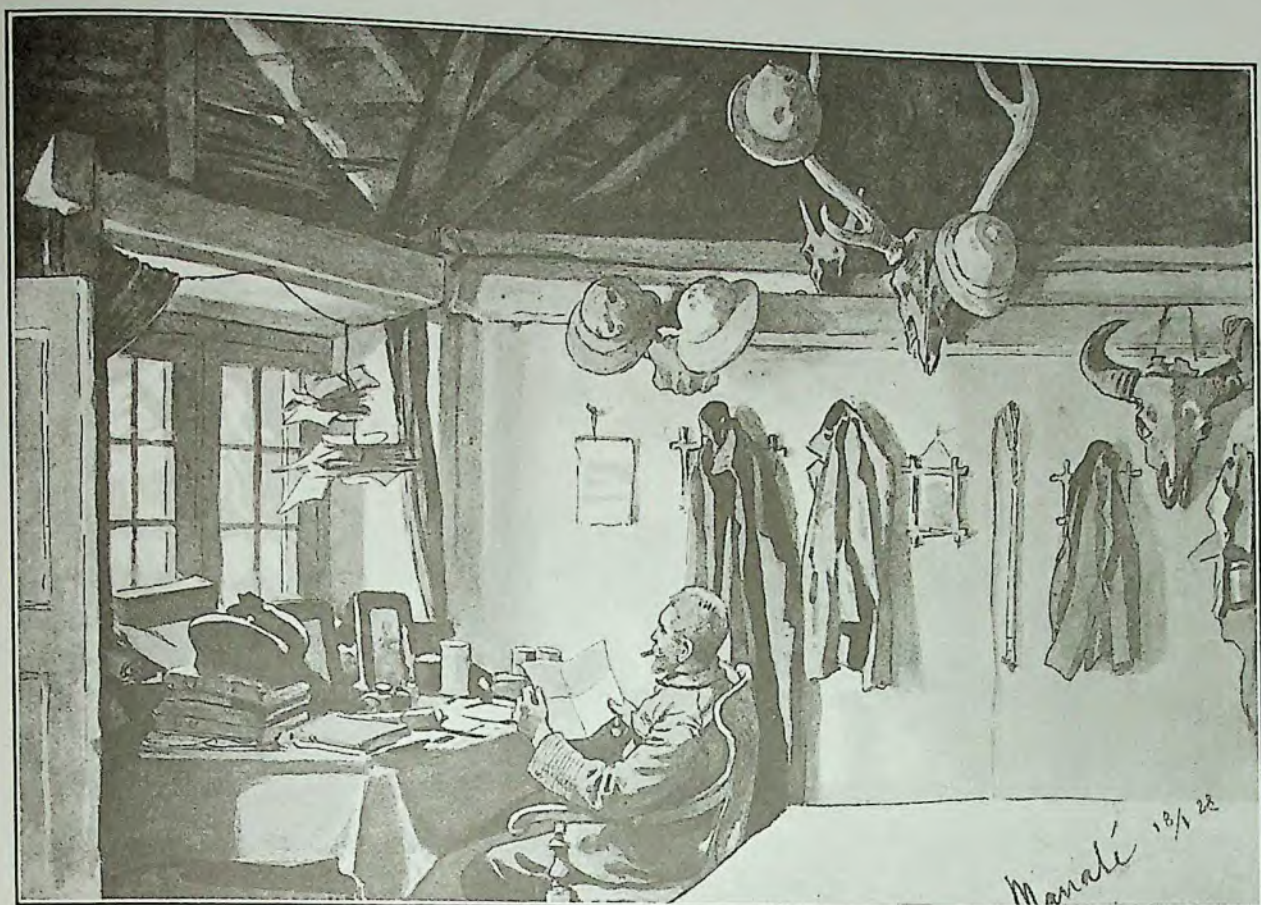


zukommen und ihm eine wohlgezielte Kugel aufs Ohr zu geben. Langsam neigte sich der Riese zur Seite und brach dumpfen Falles zusammen.

War schon die Elefantenjagd durch die Vegetation der Djungl in hohem Maasse erschwert, so war die auf den Bison, dessen blanke Kopfzier neben dem Gehörn des Himalayan ibex die begehrteste Trophäe für den indischen Jäger bildet, durch die damaligen Grasverhältnisse fast unmöglich gemacht. Das Gras hatte überall weit über Manneshöhe erreicht und die Büffelherden standen fast nur in den Pampas. Dieselben sollen manchmal bis zu zwanzig Tieren stark sein, ich habe nie mehr als fünf in einer Herde zusammenstehend gesehen. Die alten Bullen haben — wie die starken männlichen

Exemplare der meisten Wildarten — den Hang zur Einsamkeit und nennt man sie „solitary bull“. Der indische Bison (eigentlich „gaur“, *gavaeus gaurus*) ist grösser und kräftiger als der amerikanische Büffel. Die Schulterlinie ist sehr tief und die Läufe kurz, die Hinterhand fällt auffallend ab, seine Höhe bis zur Schulter beträgt sechs bis sieben Fuss, seine Länge von der Nase bis zum Schwanz neun bis zehn Fuss. Er trägt ein rotbraunes zottiges Kleid, von dem sich die weissen Läufe schön abheben. Der Bull hat einen massigen Buckel mit dicker Mähne und nach innen zusammengebogene Hörner, welche in doppelter Fauststärke am Schädel ansetzen und in zwei geschwungenen Spitzen endigen. Dieselben sind unten schwarz, an der Spitze weiss und wunderschön blank, als ob sie sorgfältig polirt wären. Die Hörner der Kühe sind kürzer und weniger gebogen. Der Bison findet sich in allen Gebirgslandschaften Indiens, vom Fusse der Himalayas bis Cap Comorin, doch hat der Ehrgeiz der englischen Waidmänner seine Reihen bedenklich gelichtet, trotzdem er noch scheuer und mit feineren Sinnesorganen begabt ist, als sein amerikanischer Vetter. Auch ist er schnell und überwindet steile Abhänge mit einer für seine Körpermasse fabelhaften Geschicklichkeit. Unter Umständen stellt sich der Bull seinem Verfolger und attackirt ihn mit rasender Wut. Der Tiger soll dem Rencontre mit dem bull-bison geflissentlich aus dem Wege gehen und nur krank geschossene Exemplare gern angreifen, aber selbst dann soll der Ausgang des Kampfes oft für den Tiger verderblich sein. Sterndale sagt: „Die Jagd auf den Bison erheischt die vereinigten Eigenschaften des Steinbock-, Hirsch- und Tiger-Jägers“. — Wir vereinigten diese Eigenschaften jedenfalls nicht, denn keines der strahlenden schwarz-weissen Gehörne ziert die Halle von Primkenau, noch auch die Wand meines Kämmerleins.

Nach zweiwöchigem Aufenthalt im Gebiet von Ootamanschola traten wir einen mehrtägigen Marsch gegen Norden nach der sogenannten High Range an. Das ist der mittelste mächtige Gebirgsstock der Travancore hills. Die bedeutendste Erhebung



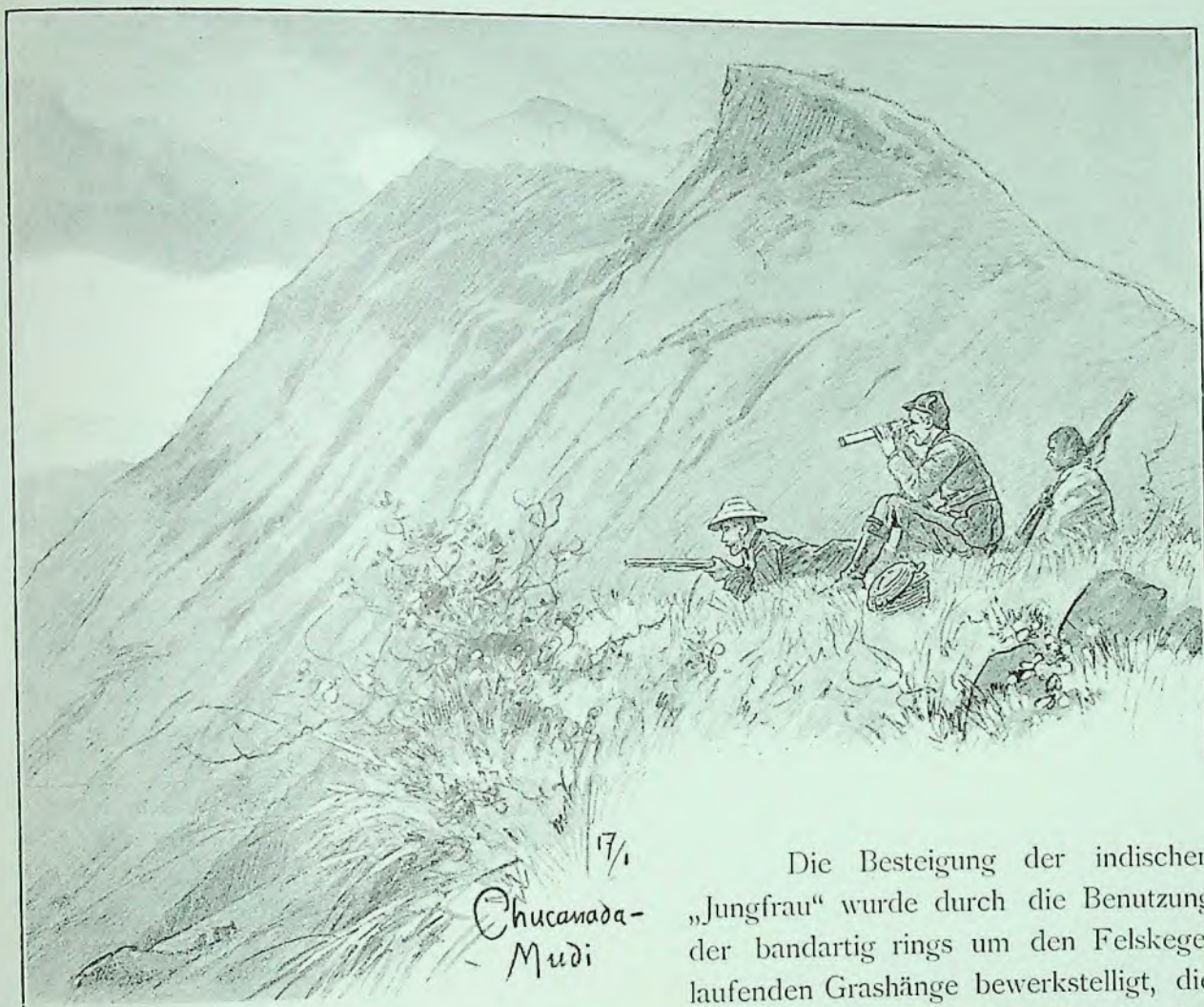
Herzogs muntere Weisen auf dem Jagdhorn ertönen; die Wände der High Range gaben das Echo zurück und die Schakale stimmten in die deutschen Klänge ein.

Die Nächte brachten oft schwere Kämpfe mit allen möglichen Arten von Fledermäusen, Ratten und sonstigem Ungeziefer, welche sich bei dem oberflächlich gerodeten Untergrund unserer Marschlager in grösserer Menge einfanden. Das letzte Stück Seife — es war Patchouli-Seife! — frassen mir die Ratten dicht an meinem Ohr über Nacht auf. Die Pflege des äusseren Menschen litt überhaupt bei diesem andauernden Indianerleben von Tag zu Tag mehr. Haar und Bart wurden bedenklich struppig und erhielten durch die Bäder in den kalten Gebirgsbächen eine rötliche Färbung. Das Gesicht nahm die Farbe von terra di Siena und die Hände die von Sepia an. Meine Erscheinung im verschossenen Jagddress, mit Moccassins und breitkrämpigem Hut, Büchse und Jagdmesser soll — nach unseres Malers technischem Gutachten — das vollendete Bild eines Räuberhauptmanns gewesen sein, dem man nicht gern allein im Walde begegnen möchte. Jedenfalls war es sehr spasshaft, an sich selbst zu beobachten, wie leicht man sich an solches Trapperleben gewöhnt, und wie gern der gesunde Mensch, allen konventionellen Ballast von sich werfend, zu einer Art Urzustand zurückkehrt.

Eines schönen Abends erreichten wir das Hochplateau Deviacolum, bei allen indischen Sportsmen berühmt für den aussergewöhnlich starken Bestand von Ibex. Von der letzten, uns in Serpentinaen steil bergan führenden Wegestrecke hatten wir einen herrlichen — seit langer Zeit wieder den ersten — Blick auf den indischen Ocean. Die Sonne war schon im Meer untergegangen. Gebirge und Wälder um uns ruhten

Geschmack sehr beneidenswertes Naturleben führt. Mit ihm hatten Professor Friedrich und ich einige reizende, zwischen Jagd und alpinem Sport geteilte Tage.

Den Glanzpunkt bildete eine mit der Pirsche auf Ibex verbundene Besteigung des Chukanada-Mudi. Derselbe ist durch seine isolierte Lage und den schroffen Abfall von unserem Waldidyll Oota aus hatten wir ihn oft durch das Fernglas studiert, wobei wir respektloser Weise den majestätischen Herrn mit „Chokoladen-Mufti“ zu bezeichnen pflegten, bis uns die frappierende Ähnlichkeit den Berg „Jungfrau“ taufen liess.



Die Besteigung der indischen „Jungfrau“ wurde durch die Benutzung der bandartig rings um den Felskegel laufenden Grashänge bewerkstelligt, die an Steilheit und Schlüpfrigkeit den Schneefeldern und Gletschern der

schweizerischen Namensschwester nicht viel nachgaben. Da ich bei aller Bergpassion zu meinem grossen Leidwesen nicht ganz schwindelfrei bin, musste ich mich zu wiederholten Malen beim Passiren steil abfallender Graswände, die noch dazu über ganz schauerhaften Abgründen hingen, mit geschlossenen Augen gegen die Wand lehnen und den schwindenden Heldenmut mit einem Schluck Highland Whisky an mich fesseln. Jedenfalls wären wir ohne die Hülfe unserer braunen Bergführer (Mudiwan) trotz Bergstock und Nagelschuhen nicht heil hinauf und herunter gekommen.

desselben ist ein wuchtiger Bergklotz, genannt Ani-Mudi, d. h. Elefantenkopf, der mit seinen 9000 Fuss der höchste indische Berg südlich der Himalayas ist. Die Kuppen, Hörner und Rücken der High Range ragen weit über die Waldzone hinaus und nur kurzes Gras und kriechendes Gestrüpp bekleidet ihre Abhänge. Schon so manches Mal, wenn wir nach langem, mühseligen Pirschgang durch das wogende Grasmeeer eine Höhe mit freiem Ausblick erreicht und uns einmal wieder überzeugt hatten, dass alle Mühe vergebens gewesen war, hatten uns die scharf gezeichneten Linien des Hochgebirges gewinkt, als ob sie uns reichere Jagdbeute versprächen. Und so brachen wir in der Frühe eines thaufrischen Morgens mit Sack und Pack auf und wanderten über Berg und Thal, durch Djungl und Pampas dem Ani-Mudi zu.

Unterwegs hatten wir alle Freuden und Leiden indischen Trapperlebens durchzukosten. Eine Anzahl Bäche und Flüsse waren zu passiren. Waren sie schmal, so hatten die Tamils im Handumdrehen mit ein paar umgestürzten Bäumen und den Felsblöcken des Flussbettes einen Übergang hergestellt. Waren sie zu breit zum Brückenbau, so luden immer zwei Träger einen von uns auf ihre Schultern, während ein Dritter vorausgehend, die Beine des Betreffenden über Wasser hielt und so gelangten wir, wenn auch unter Ängsten, so doch trocken ans andere Ufer. Im hohen Grase der Flussthäler trat aber eine Plage des Jägers stärker auf, als irgendwo anders, nämlich die der Blutegel. Bei jedem Schritt streifte man deren vom Grase ab; blieb einer an der Kleidung hängen, so dauerte es nicht lange, dass er irgend einen Zugang zu unserem Körper, und wäre es auch nur das Knopfloch der Ledergamasche, gefunden hatte, und ein unangenehmer Stich verkündete uns diese betrübende Thatsache. Entkleidete man sich dann Abends, so rollten kleine schwarze Kugeln zu Boden, um dort blutspritzend zu zerplatzen.

Wir richteten unsere Märsche gewöhnlich so ein, dass wir von Tagesanbruch bis gegen Mittag ohne Aufenthalt durchmarschirten, dann an einer Quelle uns lagerten, abkochten und eine Mittagsrast im Schatten des breitästigen Mohwa-Baumes oder unter dem rot-grünen Dach eines Rhododendren-Haines hielten; wenn dann die Sonne sich gegen Westen senkte, trat unsere Karavane den zweiten Teil des Tagemarsches an, während der Herzog und ich mit je einem shikari noch irgend einen beuteversprechenden Abstecher machten. —

Einst wanderte ich von einem solchen mit leerem Rucksack zurückkehrend, dem verabredeten Lagerplatz zu. Mein Weg ging durch die Hallen hochstämmigen Teak-Waldes. Es begann zu dunkeln und von ferner Berglehne leuchteten schon die Feuer unseres Lagers. Da braust es in den Lüften und schnell wie ein Courierzug saust ein riesiger Vogel durch die Baumkronen. Ich reisse das Gewehr an die Backe und als der Schuss kracht, schlägt der Vogel in der Luft um und kommt mit dumpfem Krach zur Erde hernieder. Meine Freude war gross, als ich sah, dass ich ein seltenes Exemplar Tukan (Nashornvogel, great hornbill) geschossen hatte. Er mass von der Schnabelspitze zum Stossende vier Fuss und hatte eine Spannweite von sechs Fuss. Sein Gefieder war wunderschön schwarz-gelb und der mächtige Schnabel mit dem Horn spielte ins Rosenrote.

Im Lager war unter der Oberaufsicht des Professors schon ein kräftiges Mahl von Reis und wilden Tauben bereitet. Zum Genuss des shiroot liess der Jäger des



Tanz in den Bergen Travancore's.

desselben ist ein wuchtiger Bergklotz, genannt Ani-Mudi, d. h. Elefantenkopf, der mit seinen 9000 Fuss der höchste indische Berg südlich der Himalayas ist. Die Kuppen, Hörner und Rücken der High Range ragen weit über die Waldzone hinaus und nur kurzes Gras und kriechendes Gestrüpp bekleidet ihre Abhänge. Schon so manches Mal, wenn wir nach langem, mühseligen Pirschgang durch das wogende Grasmeeer eine Höhe mit freiem Ausblick erreicht und uns einmal wieder überzeugt hatten, dass alle Mühe vergebens gewesen war, hatten uns die scharf gezeichneten Linien des Hochgebirges gewinkt, als ob sie uns reichere Jagdbeute versprächen. Und so brachen wir in der Frühe eines thaufrischen Morgens mit Sack und Pack auf und wanderten über Berg und Thal, durch Djungl und Pampas dem Ani-Mudi zu.

Unterwegs hatten wir alle Freuden und Leiden indischen Trapperlebens durchzukosten. Eine Anzahl Bäche und Flüsse waren zu passiren. Waren sie schmal, so hatten die Tamils im Handumdrehen mit ein paar umgestürzten Bäumen und den Felsblöcken des Flussbettes einen Übergang hergestellt. Waren sie zu breit zum Brückenbau, so luden immer zwei Träger einen von uns auf ihre Schultern, während ein Dritter vorausgehend, die Beine des Betreffenden über Wasser hielt und so gelangten wir, wenn auch unter Ängsten, so doch trocken ans andere Ufer. Im hohen Grase der Flussthäler trat aber eine Plage des Jägers stärker auf, als irgendwo anders, nämlich die der Blutegel. Bei jedem Schritt streifte man deren vom Grase ab; blieb einer an der Kleidung hängen, so dauerte es nicht lange, dass er irgend einen Zugang zu unserem Körper, und wäre es auch nur das Knopfloch der Ledergamasche, gefunden hatte, und ein unangenehmer Stich verkündete uns diese betrübende Thatsache. Entkleidete man sich dann Abends, so rollten kleine schwarze Kugeln zu Boden, um dort blutspritzend zu zerplatzen.

Wir richteten unsere Märsche gewöhnlich so ein, dass wir von Tagesanbruch bis gegen Mittag ohne Aufenthalt durchmarschirten, dann an einer Quelle uns lagerten, abkochten und eine Mittagsrast im Schatten des breitästigen Mohwa-Baumes oder unter dem rot-grünen Dach eines Rhododendren-Haines hielten; wenn dann die Sonne sich gegen Westen senkte, trat unsere Karavane den zweiten Teil des Tagemarsches an, während der Herzog und ich mit je einem shikari noch irgend einen beuteversprechenden Abstecher machten. —

Einst wanderte ich von einem solchen mit leerem Rucksack zurückkehrend, dem verabredeten Lagerplatz zu. Mein Weg ging durch die Hallen hochstämmigen Teak-Waldes. Es begann zu dunkeln und von ferner Berglehne leuchteten schon die Feuer unseres Lagers. Da braust es in den Lüften und schnell wie ein Courierzug saust ein riesiger Vogel durch die Baumkronen. Ich reisse das Gewehr an die Backe und als der Schuss kracht, schlägt der Vogel in der Luft um und kommt mit dumpfem Krach zur Erde hernieder. Meine Freude war gross, als ich sah, dass ich ein seltenes Exemplar Tukan (Nashornvogel, great hornbill) geschossen hatte. Er mass von der Schnabelspitze zum Stossende vier Fuss und hatte eine Spannweite von sechs Fuss. Sein Gefieder war wunderschön schwarz-gelb und der mächtige Schnabel mit dem Horn spielte ins Rosenrote.

Im Lager war unter der Oberaufsicht des Professors schon ein kräftiges Mahl von Reis und wilden Tauben bereitet. Zum Genuss des shiroot liess der Jäger des



Unser Marsch durch die High-Range.

wendet er sich anscheinend beruhigt langsam ab, um sofort wieder blitzschnell den Kopf dahin zurückzuwenden. Hat der durch das lange Anäugen schon schwer geprüfte Jäger jenen Moment benutzen wollen, um sich durch irgend eine Bewegung Erleichterung seiner vielleicht qualvoll unbequemen Lage zu verschaffen, so ist ihm der Bock hiermit verloren. Sterndale illustriert die Eigenheiten des südindischen Steinbocks durch folgende hübsche Geschichte: „Ich hatte eines Morgens einen starken Bock locker gemacht, der, wie ich auf grosse Entfernung mit dem Glase beobachten konnte, sich ein neues Bett aussuchte und sein Beobachtungsverfahren begann. Daran merkte ich, dass er dort bleiben würde. Es dauerte lange, bis er endlich befriedigt war und sich auf einem vorspringenden Felsstück, den Rücken gegen die Bergwand, mit freiem Ausblick nach vorn und beiden Seiten niederthat. Ich näherte mich ihm mit gutem Wind von oben her, der Bock ruhte bequem und in Frieden. Ich hatte noch einen grossen Felsblock zu umgehen, da ich bisher nur das Gehörn sehen konnte. Da das Gras sehr spröde war, hatte ich die Vorsicht gebraucht, die Schuhe auszuziehen. Aber trotzdem lenkte das Knistern des trockenen Grases die Aufmerksamkeit des Bockes nach oben und plötzlich drehte er im Liegen den Kopf herum und äugte zu mir herauf. Er war nicht mehr als achtzig oder neunzig Ellen unter mir. Ich lehnte schräg an dem Felsen, die Farbe meines Jagdanzuges stimmte derartig mit der des grauen Gesteins und des dünnen Grases überein, dass selbst mein luchsäugiges Wild sich täuschen liess. Lange Zeit äugte mich der Bock an, bis mir die Kniee vor Angst zitterten. Endlich wendete er sich ab, aber ich hütete mich wohl, eine Bewegung zu machen, da ich sicher war, er würde sich nochmals umwenden. So that er und es war das letzte Mal, denn als

schon in tiefstem Schatten, aber gegen Westen schwamm der ganze Himmel in roten und violetten Tinten und leuchtend warf der Spiegel des Oceans dieselben Farben zurück.

Die Farm Mr. Turner's, eines der besten Jäger dieser Welt, gewährte uns gastliches Obdach. Das ganze Erdgeschoss derselben nimmt eine niedere Halle ein, deren Wände mit den besten Exemplaren von Ibexgehörnern, Tusks, Tigerfellen und Büffelhörnern bedeckt sind. Ein weissgedeckter Tisch bot einen erfreulichen Anblick dar, aber fast noch erfreulicher — besonders weil so durchaus ungewohnt — war ein prasselndes Kaminfeuer. Es war aber auch verteuft frisch! Das Mahl verlief in heiterster Stimmung, gewürzt durch Turner's launige Jagdgeschichten. Da das bungalow nur wenig Schlafräume enthielt und Kampiren in der kalten Bergluft nicht rätlich gewesen wäre, so wurde mir auf den easy-chairs der Halle ein Lager bereitet. Das verglimmende Feuer warf seinen matten Schein auf die Hörner der Büffel und Steinböcke und ich träumte die ganze Nacht von Jagden im Hochgebirge.

Dieselben lieferten denn auch in Wirklichkeit ein ganz leidliches Resultat. Besonders machte der Herzog an drei Jagdtagen in der nächsten Umgebung von Deviacolum eine sehr gute Strecke an Steinböcken. Der Madras ibex (richtiger Neilgherry wild goat, *capra hylocria*) ist nicht zu verwechseln mit dem eigentlichen Steinbock (Himalayan ibex, *capra sibirica*), welcher an Körperbau und Gehörn unvergleichlich stärker ist. Sein nächster Verwandter ist vielleicht der „Tahr“ (Himalayan wild goat), mit dem er fast gleiche Gewohnheiten und Charakter-Eigenschaften hat. Beide stehen im Allgemeinen oberhalb der Waldzone, mit Vorliebe auf Almen und freien Bergrücken, während der Himalayan ibex sein Standquartier noch beträchtlich weiter oben, hart an der Schneegrenze hat. Der Madras ibex bewohnt die ganze Kette der Western ghâts, von Mahableshwar an bis in das Hinterland von Calicut und Cochin. Besonders häufig ist er in den das Gebirge von Travancore nach Norden fortsetzenden Neilgherry hills. Er steht in Rudeln von sechs bis zehn Tieren, mehrere Rudel thun sich oft wieder zeitweise zu grossen Herden bis zu sechzig Stück zusammen. Der Bock erreicht eine Schulterhöhe von 3—4 Fuss, die Gaisen sind etwas schwächer. Das Gehörn des Bocks ist nach hinten gebogen, die beiden Hörner divergiren von der Wurzel nach der Spitze zu beträchtlich. Sie sind schwarz gefärbt und mit vielen dicken Ringen umgeben. Die Länge eines Bockgehörns beträgt durchschnittlich zehn bis fünfzehn inches, der Umfang eines Horns am Schädel manchmal neun inches. Die Schalen ähneln denen der Gemse, nur sind sie kräftiger und stehen noch weiter auseinander. Auf den Knieen hat der Ibex einen runden, mit dickem Haar umgebenen kahlen Fleck, da er es bei Tiefsprüngen oft vorzieht, auf den Knieen anstatt auf den Schalen zu landen. Der Bock hat eine kurze steifhaarige Mähne und ist sehr dunkel gefärbt. Bei ganz starken alten Böcken sind in das Schwarzbraun der Rückendecke hellrote oder grauweisse Stichelhaare eingesprenkelt, welche manchmal vollständig die Zeichnung eines Sattels bilden (saddle-back's).

Professor Friedrich und ich waren, während der Herzog bei Deviacolum jagte, bei Munar, einer circa zwölf englische Meilen von Deviacolum gelegenen Theefarm, auf Jagd. Munar liegt in einem zwischen Ani-Mudi und Chukanada-Mudi tief eingeschnittenen Flussthal. Die Farm gehört Mr. Sharpe, einem passionirten jungen Farmer und Jäger, der dort in tiefster Einsamkeit mit seinen Hunden haust und ein nach meinem

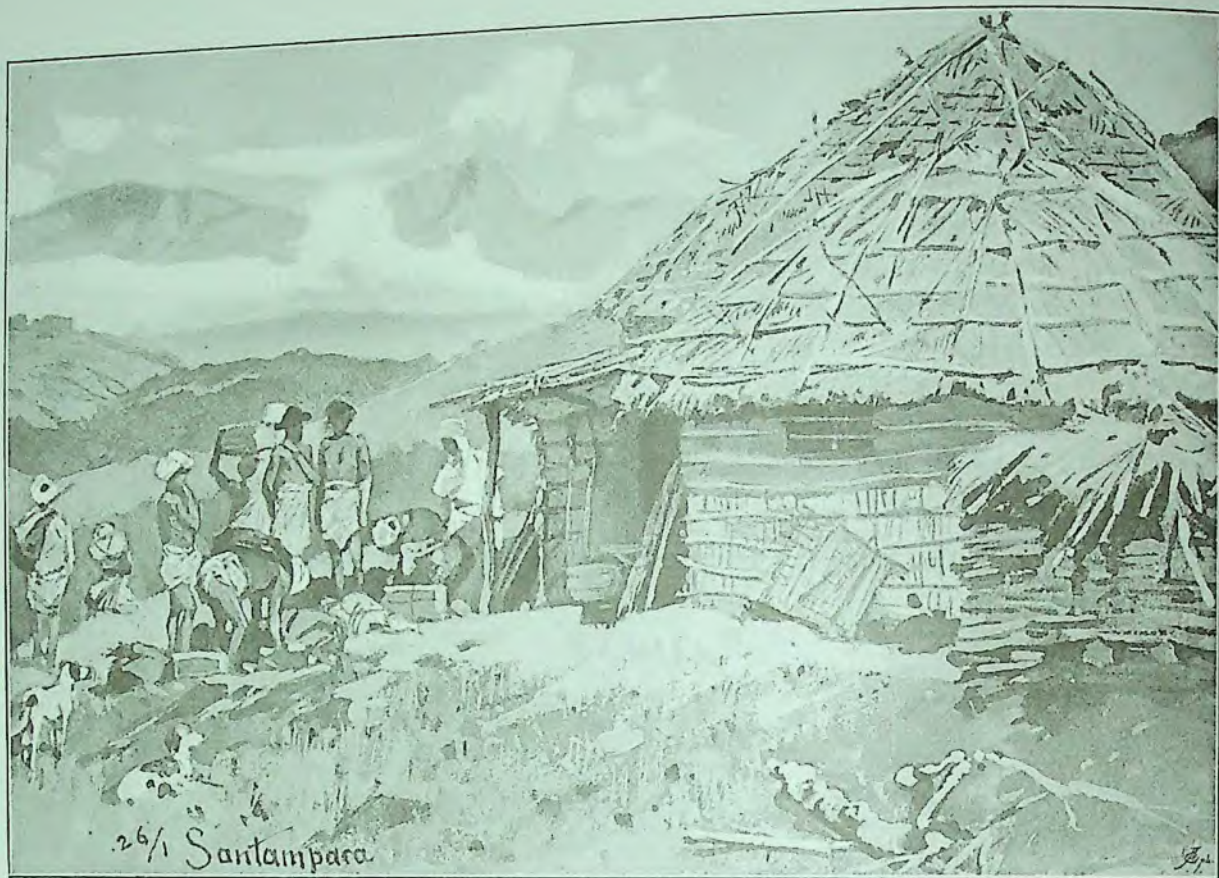
Hütten heran und mussten wir einmal, durch das Knistern erweckt, den Lagerplatz en débandade verlassen. Als wir dann vom nächsten Höhenrücken einen Abschiedsblick auf das jählings geräumte Lager werfen wollten, standen alle Höhen und Gründe hinter uns in dicken, weissen Rauchwolken.

Eines Abends bereiteten uns die Shikaris und Djungl-Männer das eigentümliche Schauspiel des halb religiösen halb profanen Teufelstanzes. Ein freier Platz vor unseren Hütten diente als Bühne für ihre Künste. Die Scene war fabelhaft malerisch: Der Neumond goss durch leicht verhüllenden Nebel ein gedämpftes Silberlicht, ringsum der Urwald in tiefstem Schwarz, vor uns im Schein der Lagerfeuer und Fackeln die phantastischen Teufelstänzer. Neun Männer wirkten bei der Aufführung selbst mit, während ein paar andere die grotesken Sprünge auf höchst primitiven Zithern und Schalmeyen begleiteten und die ganze andächtig im Kreise hockende Menge der Träger unablässig einen monotonen Gesang ertönen liess. Der Held war zum Zeichen seiner halbgöttlichen Abkunft mit einer hohen roten Mütze und einer Leinwandjacke bekleidet; das Gesicht der Heldin — die übrigens auch von einem Manne dargestellt wurde — war glänzend rot und weiss bemalt, wahrscheinlich, um das edlere Weibliche durch das helle Colorit anzudeuten. Sie trug ein rotes Gewand und war über und über mit den bekannten orangegelben Blumenguirlanden behängt. Ferner war da ein böser Dämon, der seinen hässlichen Charakter sofort durch die Schwärze seines Gesichts und das teuflisch Lauernde seiner Bewegungen verriet, ein Spassmacher von der Seite des guten Principis mit bunten Flittern, und eine Anzahl scheusslich herausstaffirter Teufel, die sich aus Tierfellen Bärte gemacht hatten und als Heergefolge des bösen Dämons wie besessen herumsprangen. Wir verstanden natürlich kein Wort, aber mit etwas Phantasie konnte man sich einen ungefähren Begriff von der Idee des Schauspiels machen.

Am anderen und den darauf folgenden Tagen stiegen wir von Terrasse zu Terrasse aus unserem schönen Waldgebirge zur Küste ab. Ponies traten an die Stelle der invaliden Bergschuhe und Ochsenkarren übernahmen die Lasten der Kulis. Der Charakter der Landschaft veränderte sich allgemach in das Tropische. In unseres getreuen Mr. Maltby Kaffee-Farm fanden wir einmal wieder ein Nachtlager unter festem Dach, welches allerdings erst vor ganz kurzem die heftige Attacke eines rogue-elefant hatte überstehen müssen.

Unterwegs sahen wir einmal ein Pack wilder Hunde, wohl gegen dreissig Köpfe stark. Diese wilden Hunde — nicht mit den verwilderten Hunden des Orients zu verwechseln — bilden eine grosse Plage für den Viehzüchter und den Jäger. Sie sollen die beharrlichsten, schlauesten und grausamsten Verfolger des Wildes und verirrter Haustiere sein, unter den Rudeln der Hirsche und Antilopen furchtbare Verwüstungen anrichten, den verwundeten Bison rücksichtslos anfallen und selbst für Tiger und Panther gefürchtete Jagdnachbarn sein. Unter unseren Hunderacen haben sie vielleicht mit der deutschen Bracke am meisten Ähnlichkeit, sind sehr kräftig, starknackig, kurzläufig, mit struppigem roten Haar bekleidet und mit einem mörderischen Gebiss bewehrt. Der indische Jäger ist ihnen bitterlich feind und schiesst hinter einem Pack wilder Hunde her, solange er es nur sehen kann.

Noch einmal schlugen wir an der Grenze des Waldgebiets ein Hüttenlager auf; die nach der Küste nunmehr schon hergestellte Relaislinie hatte gemeldet, dass der



Aufbruch Morgens vom Camp Santamparah.

Als wir beim Abstieg den eigentlichen Kegel des Berges hinter uns hatten, gewahrten wir auf einer Terrasse des Vorberges ein starkes Rudel Steinböcke. Mit gutem Wind kamen wir von einem etwa hundert Meter oberhalb dieser Terrasse gelegenen Bergvorsprung auf Schussweite an das Rudel heran und erlegten von diesem Hochstand aus je einen Ibex. Es ist eine Eigentümlichkeit dieser äusserst scharfsinnigen und vorsichtigen Tiere, dass sie stets ihre ganze Aufmerksamkeit von ihren hochgelegenen Standplätzen aus nach unten konzentrieren, und daher einzig und allein ein Anpirschen von höher gelegenen Gebirgsetagen Erfolg verspricht. Einmal hatte ich das Glück, aus weiter Ferne eine Ibex-Herde zu beobachten, welche sich auf einem Felsplateau häuslich einrichtete. Während das Gros der Herde mit Raffinement den sonnigsten Fleck des Plateaus zum Lagerplatz aussuchte, fasste auf dem Rand des jähren Absturzes eine alte Gais Posto. Dasselbst verharrte sie mit schräg geneigtem Kopf wohl eine halbe Stunde lang unbeweglich in Beobachtung, und erst als sie das ganze unter ihr liegende Terrain auf das Genaueste examinirt hatte, that sie sich beruhigt auf ihrem über dem Abgrund schwebenden Auslug nieder.

Sterndale erzählt in seiner herrlichen Naturgeschichte der indischen Säugetiere, dass sich bei Lagerplätzen, welche eine Beobachtung nach mehreren Seiten erfordern, zu der ersten Schildwache noch eine zweite Gais oder das Kitz der ersten gesellt, beide sich dann, die Rücken an einander gelehnt, niederthun und wie der mythische Hund Argus das Revier nach allen Richtungen hin überschauen. Einzeln stehende Böcke sollen häufig folgende ganz eigenartige Kriegslist anwenden: Wenn der Ibex irgend etwas von dem sich mit der äussersten Vorsicht heranpirschenden Jäger vernimmt, so beobachtet er regungslos lange Zeit die ihm unheimliche Gegend. Dann



Fähre.

und sehr schlecht röchen, daher warf mein brauner Leibjäger mit dem Stock nach ihnen. Im Nu hatten sie die enormen Schwingen zusammengeschlagen, Kehrt gemacht und waren pfeilschnell, uns fast umreissend, vom Sturmwind thalwärts hinweggetragen.

Nun hielten wir, im Grase des Bergrückens ausgestreckt, Umschau im jenseitigen Thal, aus dem noch die Morgennebel emporquollen. — Da tritt majestätisch erhobenen Hauptes der schwarze Hirsch aus dem Gehölz der Thalsohle und zieht langsam durch das thauglitzernde Gras zu Berge. Unterwegs sucht er sich Beeren oder reibt behaglich die Flanken mit dem kräftigen Geweih. Ab und zu bleibt er stehen, und verhofft, wenn der Ruf der Wachtel oder der Schrei des wilden Pfauhahns ertönt.

Es ist ein herrlicher Anblick, ein lebendes Gegenstück zu Landseer's „Challenge“, aber fast mehr wie ein Bild aus deutschem Bergwald oder den schottischen Hochlanden als von der Malabarküste.

Der Hirsch zieht schräg auf uns los und ich setze die Büchse fest in die Schulter — da zieht mich mein hinter mir liegender shikari derartig am Stiefel, dass ich beinah den Abzug der gestochenen Büchse durchgerissen hätte, und als ich mich wütend halb umdrehe, zeigt er sichtlich erregt auf einen schwarzen Fleck im Grase an der gegenüberliegenden Bergwand. Was ist das? — Die Büchse leise weg gelegt und das Glas heraus! Eine sonderbare schwarze Masse arbeitet dort emsig in der Erde — mein Hirsch zieht unterdessen über Wind ahnungslos bei mir vorüber. — Will sich denn der

ein Ankriechen zu riskiren beschliessen. — Nun ging es unter vorsichtiger Beobachtung des Bären rutschend den diesseitigen Abhang hinunter und hinter einer Welle des jenseitigen wieder hinauf. Bis auf etwa hundert Schritt kam ich gedeckt an ihn heran. Es war ein ausgewachsener Sloth Bear (*ursus labiatus*) von etwa drei Fuss Höhe und sechs Fuss Länge. Doch blieben mir nur Sekunden zur Beobachtung, denn er musste trotz aller Vorsicht Wind bekommen haben. Entgegen der sonstigen Gewohnheit dieses reizbaren und kampflustigen Raubtieres, das jede Störung sehr übel zu nehmen pflegt, setzte er sich nach der entgegengesetzten Richtung in Trab. Ich gab ihm eine Kugel hoch Blatt und als er darauf unter lautem Klagen flüchtig wurde, eine zweite, welche ihn leider zu weit hinten fasste. Er roulirte, kam aber noch einmal auf die Läufe und verschwand, über den steilen Abhang zu Thal schiessend, in der Djungl. — Und da liegt er noch heute — falls ihn die grossen Geier nicht gefressen haben. — Trotz Axt und stundenlanger Mühe war keine Möglichkeit, in das Gewirr der Schlingpflanzen und die natürlichen Verhaue des Bambus einzudringen. Die Hülfe meines shikari war, wie gewöhnlich bei der Suche nach krank geschossenem Wild, äusserst lau. — — —

Der Kapitalhirsch war weg und der Bär zu Holz geschossen — das sollte einen nicht ärgern! Missmutig trollte ich Abends zum Lager zurück, ein schwacher Sambar gewährte nur einen geringen Trost. Mit dem Gefühl des Vorwurfs gegen die jungfräuliche Göttin der Jagd hörte ich Nachts zum letztenmal das geheimnissvolle Rauschen von Urwald und Bergstrom. Doch nach und nach übte das zauberische Schlummerlied doch seine lindernde Wirkung aus. Der Missmut wich der Wehmut des bevorstehenden Abschiedes von den Wäldern Travancors. Die Erinnerung der reinen Freuden, welche mich die Natur an thaufrischen Morgen auf freier Bergeshöhe und in mondhellen Nächten im Dom des Urwaldes hatte geniessen lassen, liess mich schliesslich dankbar die letzte Nacht des Trapperlebens verträumen.





Devildancer

Tierwelt. Die europäischen Farmer brennen überall vor Eintritt der Regenzeit das überständige lange Gras ab, um den Boden durch die Asche zu düngen und Platz für den jungen Nachwuchs zu schaffen. Das Gras brennt nur in fortgesetzt sich erweiternden Brandlinien ab, nicht in der Art, wie ich mir bisher immer einen mörderischen Steppenbrand vorgestellt hatte. Das Wild wird daher absolut nicht gefährdet, es nimmt im Gegenteil mit Vorliebe seinen Standort auf frisch abgebrannten Grasflächen. Ganz zauberhaft war das Schauspiel der Grasbrände an dunklen Abenden, wenn die Feuerlinien schlangenartig über die Hügel liefen. Über Nacht kroch dann das Feuer oft dicht an unsere

er sich nun wieder abwandte, liess ich mich ruhig nieder und eine Minute darauf verendete der Bock in seinem felsigen Bett“.

Die Tage der Hochgebirgsjagden waren vorüber, die Vorräte an Patronen, Whisky und Konserven neigten ihrem Ende zu, die Jagdanzüge wollten nicht mehr halten und unser Schuhzeug war derartig am Letzten, dass ich aus der stattlichen Reihe der Jagdschuhe nur noch einen rechten und einen linken von zwei sehr verschiedenen Paaren zu einem zusammenstellen konnte.

Wir befanden uns auf dem Rückzug von der High-Range der Malabar-Küste zu. „Und Mord und Brand zog hinter ihm“, konnte es von uns, wie von weiland Schwabenherzog Krok heissen. Denn abgesehen von den fortwährenden Jagdunternehmungen, die wir mit unserem Rückzug verbanden, verwüsteten wir auch das Land hinter uns durch Brand. Das klingt ganz vandalenhaft, in Wirklichkeit geschieht das aber im Interesse der Vegetation und der



Ootomanshola
1/2 88



An der Landstrasse bei Cottayam.



Die Ponies am Rendezvous.

wild, die Tiere sind dunkelbraun, die Hirsche tief schwarzbraun gefärbt und mit einer mächtigen Mähne steifen schwarzen Haares geziert. Das Geweih des Sambarhirsches ist im Verhältniss zu seiner sonstigen Stärke schwach; er setzt nie mehr als sechs Enden auf, und die Stangen erreichen höchstens eine Länge von $3\frac{1}{2}$ Fuss, dafür sind sie aber am Rosenstock manchmal bis zu neun englischen Zoll stark und die Augsprossen bis zu achtzehn Zoll lang.

Die Enden sind sehr spitz und ist daher das Geweih dieses riesigen Hirsches eine furchtbare Waffe.

Mein Pirschgang führte mich über hügeliges mit Gras und Bambusdjungl bestandenes Gelände. Ein kräftiger Morgenwind brauste von der See her über das Land. Dicht über der Kuppe eines Berges kämpften gegen den Sturm drei riesige Geier, graue, kahlköpfige Kerle, die grössten und hässlichsten Vögel, die ich je gesehen habe. Das Heulen des Sturmes und das Klappern der Bambusstämme liess sie unsere nahenden Schritte überhören, so dass wir sie, hart hinter ihnen stehend, mit Musse betrachten konnten. Ich wollte nicht schiessen, zumal der shikari mir durch nicht misszuverstehende Zeichen mitteilte, dass sie viele Läuse hätten

Dampfer, welcher uns von Cochin nach Bombay bringen sollte, erst in einigen Tagen zu erwarten sei, und das musste zu einem letzten Pirschgang auf den schwarzen Sambarhirsch benutzt werden. Der Sambar (*rusa Aristotelis*) steht in allen grösseren Wald-distrikten Indiens, in denen er Wasser und gute Äsung an Kräutern und Beeren findet. Er ist an Knochenbau und Wildpret bedeutend stärker als das ihm verwandte Rot-



Shikari.

Wir passirten ausgedehnte Reisfelder, die halb unter Wasser gesetzt, von einer Unmenge Wasserwild wie Reiher, Bekassinen und Reisvögeln belebt sind. An der Strasse inmitten üppiger Gärten lag ein malerisches Dorf. Schwarzweiss gefiederte Papageien schaukelten sich kreischend in den Zweigen weitschattender Palmen und hoch in den Lüften zogen mächtige Geier (kites) ihre Kreise. Während wir unser Glück durch ein paar Schüsse auf diese turmhohen Ziele erprobten, schloss der Professor einen Handel über frische Kokosnüsse mit einem sonderbar aussehenden Mädchen ab, dessen Hauptschönheit in ganz entsetzlich verlängerten Ohrläppchen bestand. Schon in frühester Kindheit werden den Mädchen die Ohrläppchen durchstochen; dann wird das Loch durch progressiv dicker werdende Holzpflocke immer mehr erweitert, schliesslich das Ohrläppchen durch schwere goldene Ringe bis an die Schultern herabgezogen und die „preisgekrönte Schönheit“ von Travancore ist fertig.

In Cottayam, einem grossen reichen Ort in fruchtbarer Ebene, wurden wir von der Polizeiwache feierlich empfangen. Von dort zieht sich eine etwa vierzig Meilen lange Lagune parallel mit dem Meere und von diesem nur durch einen schmalen Landstreifen getrennt bis Cochin, wo sich das „backwater“ mit der offenen See verbindet.

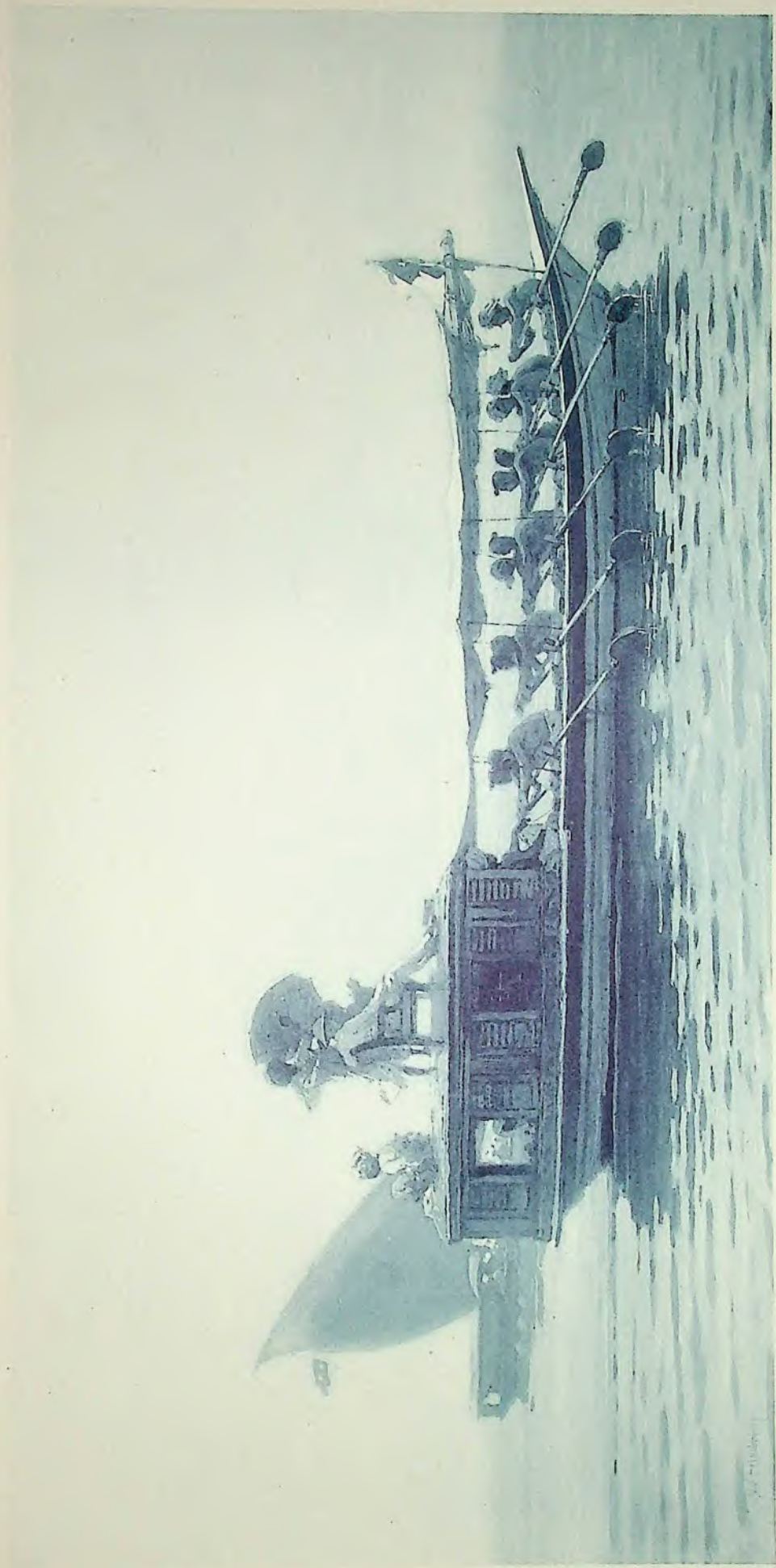
Die Lage von Cottayam an dem breiten Wasserspiegel, beschattet von wahren Riesen-Exemplaren der Fächerpalme, ist unbeschreiblich schön. Gegen Abend durchwanderten wir den Ort und fuhren dann in zwei langen schmalen Canoës, die durch Auslegebalken vor dem Kentern geschützt sind, hinaus auf die palmenumrahmte Lagune, um Alligatoren und Reiher zu schiessen. Die Lagune war von zahlreichen Canoës und Flössen, die Feldfrüchte und Kokosnüsse transportirten, belebt. Flamingos, paddy birds und Brachvögel standen in Schaaren in den Watten, Reiher kreisten nach Beute spähend in der blauen





Shikari.

schwarze Satan da drüben gar nicht einmal ordentlich zeigen? Da! wahrhaftig! Ein schwarzer Bär! Er gräbt nach den Honigwaben der Erdbiene, seiner Leibspeise und ist mit solchem Eifer beim Geschäft, dass wir trotz der ungünstigen örtlichen Verhältnisse



Cabin - boat a. d. Backwater.

VII.

Längs der Malabarküste.



Travencore



Am 10. Februar erreichten wir die Sumpfniederung von Cottayam und wandelten nun wieder unter Palmen. Die Kokospalme war die vorherrschende, besonders an den Rändern der Sümpfe und Lagunen. Doch auch herrliche Exemplare der Fächerpalme und der Arecapalme entzückten unser Auge, so schön, wie wir sie seit Ceylon nicht mehr gesehen hatten. Überhaupt erinnerte der Marsch durch diese Niederung fortgesetzt an die Bilder unseres Abstieges zur Ebene von Colombo.

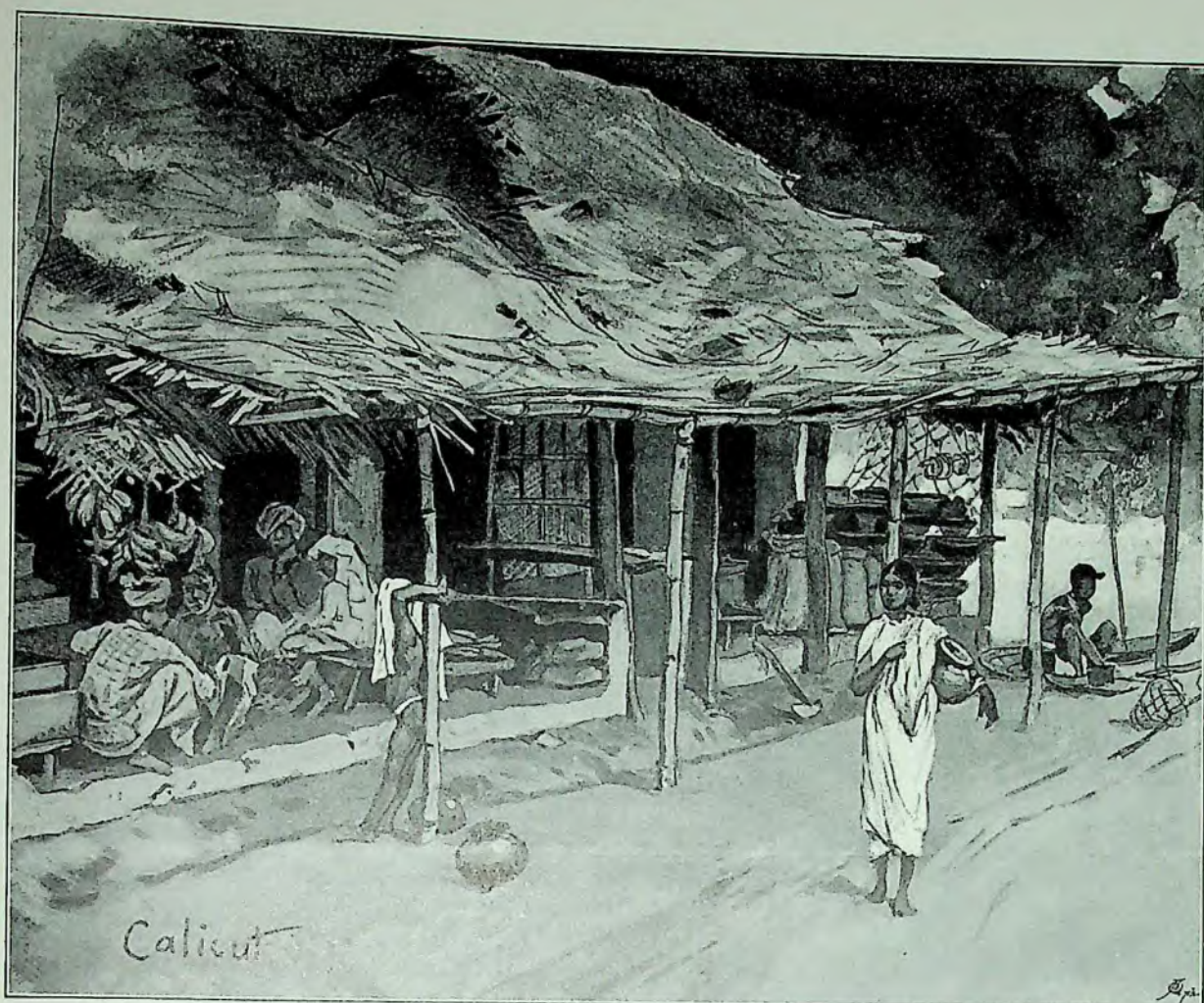
Sechs Wochen Trapperleben hatte unsere Genussfähigkeit für Freuden der Zivilisation wesentlich gesteigert und mit grossem Behagen streckten wir uns auf den Sy-chairs und Sprungfedermatratten Mr. Hanningtons aus.

Andern Morgens fuhren wir im Segelboot nach dem uralten Cochin, wo einst der Venetianer Marco Polo als erster Europäer in Indien landete. Altersgraue portugiesische und holländische Kirchen und ehrwürdige Kaufhäuser europäischer Bauart



eben der Stadt ein ganz eigentümliches Gepräge. Die Erbauung der ältesten Kirche wird Vasco da Gama zugeschrieben. Jedenfalls wird sein Grabstein dort gezeigt.

Cochin hat, wie alle Städte der südlichen Malabarküste, keinen Hafen. Die Schiffe liegen ca. $1\frac{1}{2}$ Meile draussen auf offener Rhede und mussten wir Abends in einem kleinen Boot des Postmeisters, der einer in Cochin seit Jahrhunderten anwesenden holländischen Familie entstammte, die Fahrt an Bord der Bancora, eines Küstendampfers der British-India-Company, machen. Die Bancora hatte nur Erzeugnisse der Kokospalme, wie Kokosöl, Kokosfaser und frische Nüsse geladen. Das Schiff ging gut, doch liefen wir jeden kleinen Hafen an, so dass wir fast neun Tage brauchten, um Bombay zu erreichen. Infolgedessen hatten wir vollauf Zeit und Gelegenheit, jeden Nachmittag an Land zu gehen. Da aber an der ganzen Malabarküste fast unausgesetzt eine rasende Brandung herrscht, die Schiffe oft auf Meilen von der Küste entfernt



die Abhänge fallen sanfter ab und kultivierte Baumpflanzungen treten an Stelle des Urwalds. Zahlreiche Flüsse und Bäche nehmen ihren steilen Weg durch die Waldschluchten und stürzen reissenden Laufes in das Meer. Den merkwürdigsten Anblick bietet das Palghatgap, wo die Berge durch einen rasenden vulkanischen Ausbruch nach rückwärts geschleudert und hoch aufgetürmt sind, ein erschütterndes Zeugnis des Waltens elementarer Kräfte.

Unser alter Kapitän, der nun schon seit einer langen Reihe von Jahren immer diese Küste auf- und abfuhr, konnte nicht genug von den wunderbaren Naturerscheinungen und den eigentümlichen nationalen Einrichtungen von Malabar erzählen. Sehr merkwürdig muss das dortige Eherecht sein; jede Frau kann so viele Männer und jeder Mann so viele Frauen heiraten als er will, mit der einzigen Einschränkung, dass sie aus derselben Kaste sein müssen; auch dürfen nicht zwei Brüder dieselbe Frau heiraten, oder ein Mann zwei Schwestern. Die Witwe des Bruders resp. den Witwer der Schwester zu heiraten ist ebenfalls verboten und werden die Personen, die solches gethan haben, zur Strafe aus ihrer Kaste ausgestossen.

Täglich gingen wir in der oben beschriebenen bedenklichen Art an Land. Bilder des verschiedensten Genres und Colorits boten sich uns dar: die kleine, französische Kolonie Mahé mit niedlichen weissen Häusern in einem breiten, grünen Flussthal. Fast

Luft und Alligatoren lagen auf den Sandbänken und genossen die letzten Strahlen der Abendsonne. Auf den direkt in die Watten übergehenden Reisfeldern arbeiteten Männer und Weiber unter dem Schutz breiter Sonnenschirme oder enormer, aus Palmenblättern gefertigter Hüte, die den Sonnenschirmen an Umfang fast gleichkamen. Alles war bunt und bewegt, ein reizendes Bild tropischen Lebens.

Am nächsten Morgen bestiegen wir mit unserer gesamten Habe vier grosse house-boats. Jedes derselben war mit sechzehn Ruderern und einem Steuermann, der zugleich Vorsänger war, bemannt. Die Ausdauer der Ruderer war höchst bemerkenswert. Nicht allein, dass sie fünfzehn Stunden fast ohne Unterbrechung ruderten, sondern sie begleiteten diese an sich schon anstrengende Beschäftigung mit dem unausgesetzten Gesang eintöniger und traurig klingender Weisen.

Auf dem Verdeck des in Front gehenden Schiffes war eine Bank und ein Tisch festgebunden, wo wir einen ganzen Tag lang dem wohligen dolce far niente huldigen durften. Zunächst ging es durch schmale Kanäle zwischen Reisfeldern und Kokospflanzungen dahin, bis wir in das grosse Becken des Backwaters gelangten. Gegen Mittag machten wir einen kurzen Halt bei einem ganz im Palmenwald versteckten Dorf. Man beging dort ein religiöses Fest, was Kanonenschläge und Feuerwerk schon weithin verkündeten. Unter den Palmen am Tempel wurden Tänze aufgeführt. Eine zahlreiche Volksmenge hatte sich ringsum im Schatten gelagert. Den Glanzpunkt bildete eine Pantomime, die ein als Frau gekleideter auffallend schöner Junge mit einem riesigen Ornament aus bunt bemaltem Holz auf dem Kopf sehr graziös und ausdrucksvoll tanzte.

Nachmittags wurden, da sich eine frische Brise aufgemacht hatte, Segel gesetzt und mit verdoppelter Schnelligkeit glitten wir über die Wasserfläche dahin. Die Ufer zu beiden Seiten waren mit fortlaufenden Palmenwäldungen bedeckt, aus denen Tempel, Pagoden und weisse Paläste hervorschimmerten. Gegen Sonnenuntergang erreichten wir die reizende Insel Bolghatty. Dieselbe liegt etwa zwei englische Meilen hinter dem Seehafen Cochin inmitten der breitesten Ausbuchtung des backwaters mit dem Blick auf die Mündung und die offene See.

Bolghatty ist die Residenz des beim Sultan von Travancore akkreditirten britischen Ministers. Mr. Hannington war abwesend, hatte uns aber mit echt anglo-indischer Gastfreundschaft sein reizend gelegenes Palais zur Verfügung gestellt. Seit langer Zeit schliefen wir zum erstenmal wieder in richtigen Betten und assen an einem ordentlich gedeckten und reizend decorirten Tisch. Irgend eine Blumendecoration gilt in Indien für die Tafel eines Mannes von Stand als absolut unerlässlich, so dass selbst mitten im Gebirge und in der wildesten Einöde unsere Diener nie unterliessen, den roh gezimmerten Tisch der Jagdhütte mit Blumen oder wenigstens Blättern und Ranken zu schmücken. Je eleganter das Haus, desto grossartiger ist der Blumenschmuck der Tafel, auch in den traveller's bungalows und den Häusern der kleineren eingeborenen Kaufleute wird eine grosse Sorgfalt darauf verwendet. Den Grad wahrhaft künstlerischer Vollkommenheit erreichte diese lebende Ornamentik im Palast von Bolghatty. An den Leuchtern rankten sich graciöse Blumengewinde empor, aus hohen silbernen Schalen flossen wellenartig auslaufende Ströme von Rosen und Camilien über das blendend weisse Tischtuch und in grossen Blättern versteckte bunte Lampions durchschimmerten transparent das Blütenmeer.

Vestibule weisen noch Spuren herrlichen Stucks und goldener Ornamentik auf, aber faules, schmutziges Halbblut-Gesinde wohnt mit und ohne Berechtigung in den Räumen, die eine verfeinerte Prachtliebe hatte entstehen lassen.

Gut erhalten sind bezeichnender Weise nur die Kirchen und Klöster, deren es in der melancholischen Stadt des Verfalls etwa dreissig giebt. Wir betraten eine Kirche gotischer Bauart mit hohem Mittelschiff. Erquickende Kühle empfing uns, eine Wohlthat nach stundenlanger Fahrt und Wanderung im Sonnenbrand. Der mystische Weihrauchduft und das durch bunte Bogenfenster gedämpfte Licht erweckten bei uns im ersten Moment die Empfindung, in einem heimatlichen Dom zu sein. Aber bald zerstörte die Betrachtung der Details und der wenigen anwesenden Frommen diesen Traum. Es ist ein sonderbarer Anblick, einen halbnackten braunen Menschen vor kreuzgeschmücktem Altar knien und — äusserlich — einen christlichen Kultus treiben zu sehen. Die christlichen half-casts und getauften Natives haben in Indien ein verdammt schlechtes Renommée. Ich musste an den grossen König denken, der „Jeden nach seiner Façon selig werden“ lassen wollte.

Die innere Ausschmückung der Kirche ist eine seltsame Mischung europäischen und indischen Geschmacks. Madonnen tief-bräunlichen Teints und Heilige, die sämtlich wie Brüder Buddhas aussahen, zieren Altäre und Kapellen; dazwischen stehen altersgraue Grabsteine mit den Figuren steifer Hidalgos und frommer Senhoras. Am Deckengewölbe und an den Pfeilern Gemälde in schreiend bunten Farben, der Sarkophag Franz Xaver's, des Apostels von Goa, zeigt Darstellungen seiner Wunderthaten in indischer Auffassung, auf den Altären sieht man eine Häufung silberner, mit Edelsteinen geschmückter Geräte im Stil der Tempelschätze von Madura und Kandy.

In der Kühle des Kreuzganges, der einen schattigen Hof umschloss, hielten wir eine kurze Rast, dann ging es über die grasbewachsenen Wege der anstossenden Waldparks zurück nach der Bay. Von der Terrasse eines verwitterten Palastes, der, von Schlingpflanzen eingesponnen wie ein Dornröschenschloss, von der Pracht alter Zeiten zu träumen schien, hatten wir wieder den ersten erfrischenden Blick auf die See. Die Palmenwälder der Ufer verschwammen im Licht der Abendsonne, als wir schnell über die stille Bay dem Dampfer zu glitten, der uns in beschleunigter Fahrt am nächsten Abend nach Bombay brachte.





Kleiner Grabtempel bei Bhoj.



ankern müssen und die Boote der Eingeborenen äusserst primitiv sind, so waren diese Vergnügungsfahrten meist recht bedenklicher Natur.

Doch ging das immer noch besser als mit einer Dampfbarkasse, die wir eines schönen Tages — es war vor Calicut — durch Signale an unser Schiff beorderten. Wir mussten nämlich, da in der Zwischenzeit Ebbe eingetreten war, an der dem Strande auf einige hundert Meter vorgelagerten Barre aus der Barkasse in ein flaches Boot umsteigen. Die Wogen warfen die beiden kleinen Fahrzeuge währenddessen wie Nusschalen hin und her und gegeneinander, und dass Niemand bei dieser Umschiffung ins Wasser fiel, war ein Wunder. Kurz vor dem Strande mussten wir uns dann schliesslich auch noch aus dem Boot von Kulis herausheben und durch die schäumende Brandung ans Land tragen lassen.

Cochin und Calicut, die ältesten Handelsplätze der Malabarküste, lagen hinter uns. Hohe Berge von malerischen Konturen, an die zackigen Gebirge von Mahableschwar erinnernd, treten bis dicht an die See heran. Sie lassen nur einen schmalen, aber äusserst fruchtbaren Landstreifen für die Kultur von Kaffee, Pfeffer, China pahudiana und allen möglichen Gewürzen frei. Eine — vielleicht anfechtbare Ethymologie leitet den Namen Malabar von Malé ab und erklärt damit die schöne Küste als „das Land, wo der Pfeffer wächst“.

In das Gebirge sind tiefe Schluchten eingerissen, dichte Wälder und Djungls bekleiden ihre Abhänge und Gründe. Nach der Küste zu erweitern sich diese Schluchten,



Zeltlager des Herzogs von Connaught. (Bombay.)

in jedem Haus der Sitz irgend einer Behörde und auf jedem Dach die Tricolore. Braune Soldaten in einer für die Tropen aptirten Zuavenuniform und die lange Holzbrücke mit grösster Accuratesse blau-weiss-rot angestrichen; Alles zierlich, reinlich, wohlgepflegt, wie in einer kleinen Stadt Südfrankreichs. — Anderen Tages besuchten wir Tellicherry, wieder auf englischem Gebiet gelegen, einen der reizendsten Handelsplätze der Welt. Um eine kleine Bucht ein welliges Gelände mit Gärten, Parks und blühenden Baumpflanzungen. Verstreute Villen und Farmen, ein luftiges Klubhaus an der See. Herr Remers, ein Oldenburger, welcher die Faktoreien des an der ganzen Malabarküste reich begüterten Hauses Volckart-Winterthur leitet, bot uns die liebenswertigste Gastfreundschaft und interessante Belehrung über den Welthandel mit Landesprodukten. In seinem mit zwei schnellen bullocks bespannten Phaëton fuhren wir am nächsten Morgen nach Kananoor.

Es war das direkte Gegenbild zu dem aufblühenden heiteren Tellicherry.

Kananoor war bis vor nicht allzu langer Zeit holländischer Besitz und hatte einen bedeutenden Handel und eine starke Garnison. Jetzt ist es dem Verfall geweiht. Das hoch über dem Meer thronende Fort liegt in Schutt und Trümmern und einsam durften wir von der höchsten Bastion den farbenprächtigen Sonnenuntergang im Meer betrachten. Die verlassenen Landhäuser der Mynheers stehen düster in verwahrlosten Parks, morsche Holzläden und verrostete Eisengitter wehren kaum noch dem Eindringen von Sturm und Regen und allerhand Getier. Der Handel hat sich von Kananoor gänzlich fortgezogen, kaum, dass noch von Zeit zu Zeit einmal ein kleiner Küstendampfer auf der Rhede ankert, um einige Landesprodukte der Eingeborenen als Ladung einzunehmen.

Aber ist der Eindruck des heutigen Kananoor schon traurig genug, so stimmt das portugiesische Goa, wo wir am folgenden Tage vor Anker gingen, durch seine Verwahrlosung geradezu melancholisch. Mit seiner herrlichen, tief ins Land eingeschnittenen Bay und dem überreichen Hinterlande wäre Goa der von der Natur geschaffene Platz für einen weltbeherrschenden Handel. Einst, als die Portugiesen noch zu den ersten seefahrenden Nationen gehörten, erfüllte es auch seine natürliche Bestimmung. Jetzt ist aber der Unternehmungsgeist dahin und der heutige Zustand von Goa legt ein noch beredteres Zeugnis für den Verfall der portugiesischen Kolonialmacht ab, als Kananoor für den der holländischen. In Neu Goa existiren noch einige wenige Handlungshäuser, aber das öffentliche Leben concentrirt sich auch dort mehr in und um die katholischen Kirchen und Jesuitenschulen. Die katholische Mission hat allerdings unter den Eingeborenen der Küste und des Hinterlandes enorme Resultate erzielt, und die Jesuiten sind die einzigen wirklich mit Energie und Erfolg arbeitenden Europäer in Goa.

Wir fahren in einer leichten Tonga an der sich verengenden Bay entlang weiter in das Land hinein und erreichen Alt Goa. Die Stille des Grabes umgiebt uns. Das reizende blühende Thal ist nur der stumme Zeuge der Vergänglichkeit aller irdischen Grösse. Verfallene Paläste und Lusthäuser, deren Trümmer noch die einstige blendende Pracht ahnen lassen, in endlosen Parks. In den Umfassungsmauern sind grosse Breschen, zerbröckelnde Wappenschilder zieren die kühn gewölbten Portale, bemooste Urnen und Statuen stehen zwischen den uralten Bäumen der Höfe und Lustgärten. Die Säle und



erinnerten die Erscheinungen einzelner Reiter oder Kamele, die plötzlich in dem eigentümlich zitternden, sonnendurchglühten Schleier dieser Salzwüste anscheinend in nächster Nähe auftauchten, lebhaft an die Darstellung übernatürlicher Erscheinungen in Dorés Bilderbibel. Dass allgemein Kamele an Stelle der Elefanten und weisse Zelte an die der Schilfhütten traten, trug auch viel dazu bei, der Landschaft einen mehr arabischen als indischen Charakter zu verleihen.

Als wir uns nach langer Fahrt dem grossen Wattenmeer „Ran of Cutch“ näherten, mehrten sich die menschlichen Wohnungen. In der Nachbarschaft einer malerisch gelegenen Nomadenansiedlung schossen wir ein paar Antilopenböcke und Reiher, wodurch wir die an Fehde und Überfall gewohnte Bevölkerung der Hütten zu den Waffen riefen. Ein Dutzend wilder Räubergestalten jagten mit Speeren,



VIII.

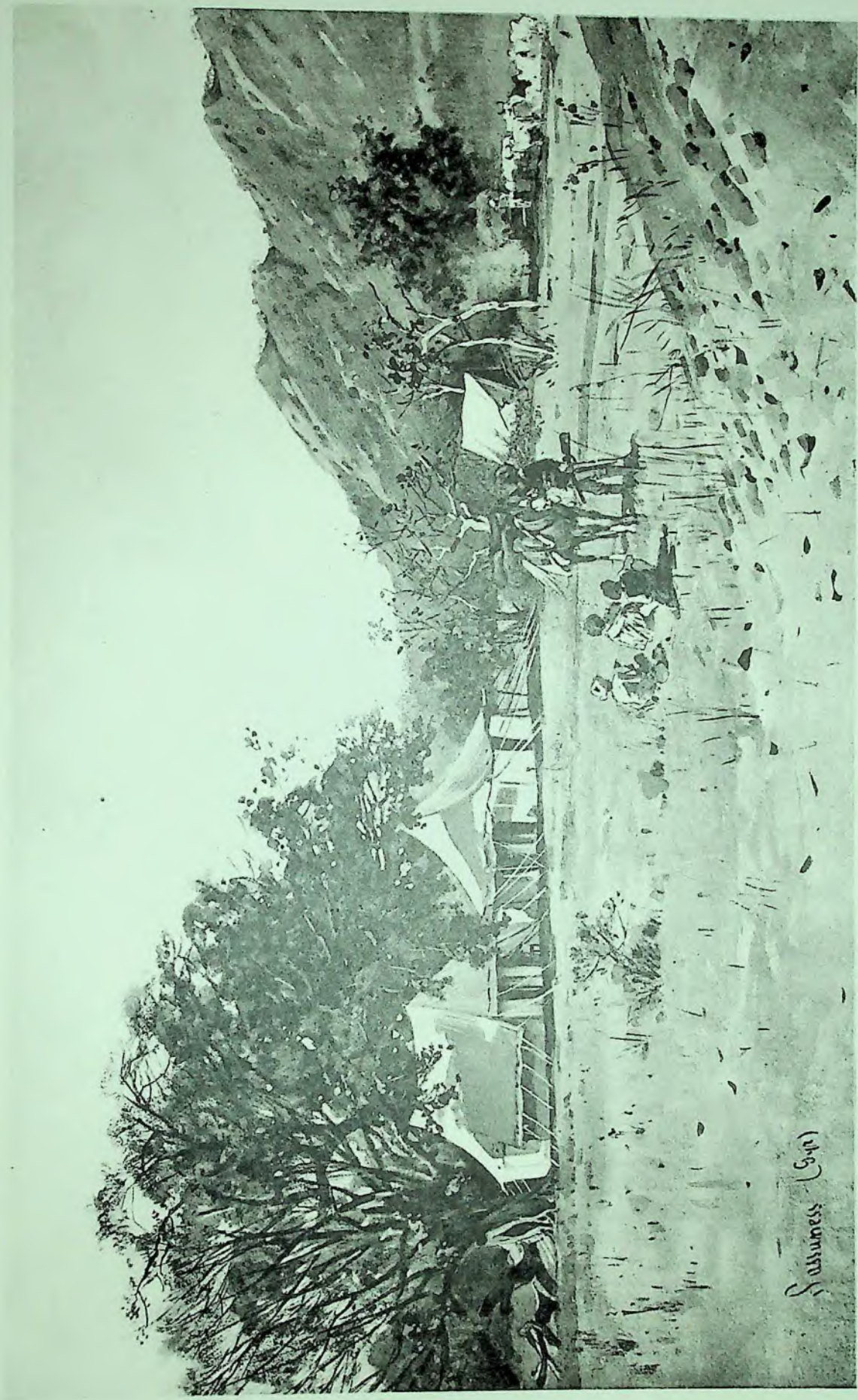
Cutch und Káthiawár.



UR wenige Tage durften wir uns in Bombay gönnen. Wir genossen diesmal die Gastfreundschaft des Herzogs von Connaught, der für die Wintermonate sein Hauptquartier Poonah zu verlassen und — in Ermangelung eines Palastes — auf einem Rasenplatz an der Bay sein Zeltlager aufzuschlagen pflegt. Dasselbe war mit allem erdenklichen Komfort ausgestattet. Spazierritte, Segelfahrten, tennis-parties im Yachtclub und Dinners auf Malabar-Hill füllten unsere Zeit aus. In der Zwischenzeit mussten zahllose Besorgungen für die materielle Ausrüstung unserer weiteren Indienfahrten gemacht werden. Als Proviant und Munition wieder in genügender Menge beschafft und die stark mitgenommenen Monturen durch neue ersetzt waren, ging es weiter.

Unser nächstes Ziel war wieder ein, vom gewöhnlichen globe-trotter nie und vom indischen Sportsman sehr selten besuchtes Revier: die nordwestliche Küste und die Gegend der grossen indischen Wüste. Wir passirten Baroda, die Residenz des durch seine Liebhaberei für Tierkämpfe bekannten Rajahs, und Ahmedabad, kunstreichster Stein- und Holzbildnerei. Dann ging die Fahrt durch flache, sandige Landwanen und Herden labten. Am späten Abend des zweiten Reisetages erreichten wir nach der Durchquerung einer nur von Dakkoo's (d. h. Hirten- und Räuberstämmen), Pfauen und wilden Eseln bewohnten Sandwüste Morvi, die Hauptstadt eines unabhängigen Häuptlings, wo wir bei dem einzigen Europäer der Stadt gut untergebracht wurden.

Andern Morgens erschien der chieff, ein zwar eleganter, aber doch banditenhaft aussehender Sportsman, und offerirte uns zur Weiterfahrt ein paar Viererzüge. Jedem



Sassunes (Gip)

Camp Sassunes.



Zusammenstellung orientalischer und englischer Kleidungsstücke auf. Die Husuris sind fast ohne Ausnahme brillante Reiter und Jäger und — da sie meist keine bestimmte Beschäftigung haben — tolle Roués und verwegene Abenteurer, um deren Streiche und Erlebnisse sie die ganze europäische fin de siècle Lebewelt beneiden könnte. — Umringt von dieser bunten Eskorte rollen unsere Wagen über die Brücke und durch das dunkle Burgthor. Im Galopp geht es durch die Stadt zur Britischen Residenz, wo wir bei Colonel Goodfellow, dem diplomatical agent, einquartirt werden, denn im Palast durften wir aus konfessionellen Gründen nicht wohnen.

Ein Mondscheinspaziergang durch die dunklen Gärten des Rao in der vom Duft der Orangeblüten geschwängerten Luft beschloss diesen Tag.

Am nächsten Morgen durchstreiften wir die engen Gassen der Stadt. In den Bazars wurden prachtvolle, golddurchwirkte Seidenstoffe feilgeboten. Die Haupt-

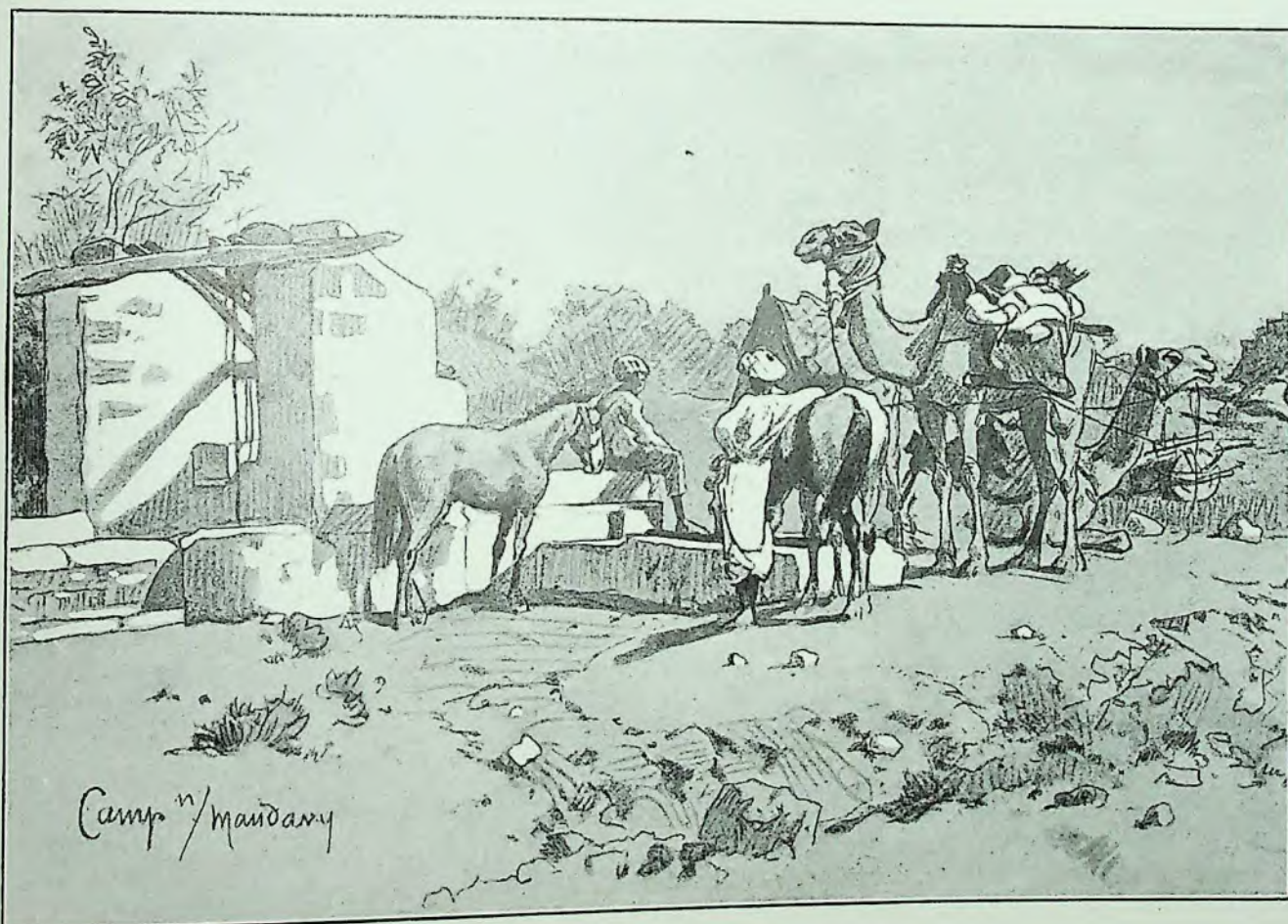
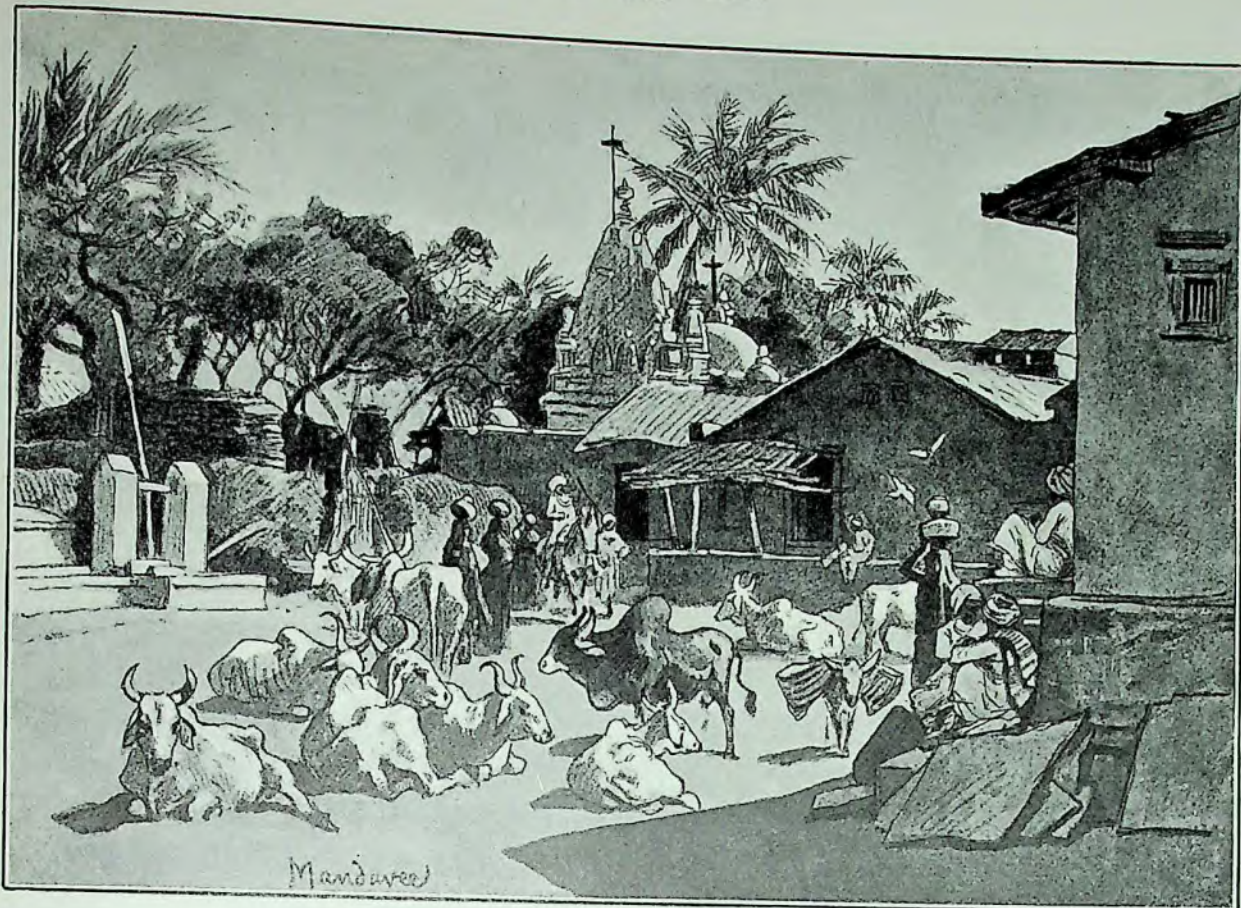


Wagen folgten zwei à la Abd-el-Kader ajustirte Galgengesichter auf hirschhalsigen, kleinen, struppigen Arabern, und nun ging es im Galopp, jede sechste Meile mit frischen Pferden durch eine endlose, spärlich bewachsene Prairie, die nach und nach in eine Salzwüste übergang.

In der Ferne gewahrten wir einmal einen Sprung wilder Esel, die in Cutch und der indischen Wüste noch häufig vorkommen. Der wilde Esel von Cutch ist bedeutend grösser und schöner als die besten Exemplare seiner zahmen Vetter und von einer fabelhaften Schnelligkeit, so dass die besten englisch-indischen Sportsmen eine Parforcejagd auf denselben als die schwierigste der Welt erklären. Schon das alte Testament erwähnt diese Tiere ihrer aussergewöhnlichen Schnelligkeit halber. In Persien, Beluchistan und Cutch werden

die Herden im Juli und August, wenn die Fohlen noch klein und langsam sind, von eingeborenen Jägern par force gejagt, um Fohlen zu fangen und an die indischen Fürsten zu verkaufen. Da die Esel aber den persischen Pferden an Schnelligkeit und Ausdauer überlegen sind, so jagt man sie in der Weise, wie sie schon Xenophon in der Anabasis beschreibt: Man legt in der Richtung, in der die Tiere ihre Flucht zu nehmen pflegen oder in die man sie lanciren will, auf Distanzen von 6—10 englischen Meilen Relais von berittenen Jägern oder von frischen Pferden. Sobald die verfolgte Herde bei dem Relais vorüberbraust, nimmt dieses die Jagd auf und nach zwei- oft drei- und viermaligem Einsetzen frischer Pferdekräfte sind einige Fohlen halali.

Karawanen und Cisternen, die endlose Wüste und wunderbare Luftspiegelungen von Seen und Palmenwäldern über dem heissen Sande riefen in uns alle Vorstellungen wach, die man sich als Kind von der Scenerie des gelobten Landes macht. Besonders



Dolchen und langen Beduinenflinten heran, bereit den heimatlichen Herd zu verteidigen, doch als sie die Sepoys ihres Häuptlings erkannten, beruhigten sie sich und betrachteten nur die ungewohnte Erscheinung europäischer Reisender mit grenzenlosem Erstaunen.

Wir erreichten den „Ran“ gerade noch rechtzeitig, um unsere Überfahrt zur Insel Cutch an diesem Tage noch zu bewerkstelligen, denn diese breiten Watten trocknen zur Ebbezeit fast ganz aus. Eine kleine Dhau trug uns hinüber. Nur kurze Zeit waren wir ausser Sicht des Landes, dann fuhren wir in die Mündung eines enorm breiten Küstenstromes ein. Stundenlang ging es in diesem landeinwärts. Am Ufer flache Dünen, davor breite Flächen von Schilf und Rohr. Tausende von Kranichen, Marabu-Störchen, Ibis, Reiher und Schnepfen bevölkerten die Sandbänke — ein gross angelegtes, tropisches Flussbild.

Bei unserer Landung am Abend empfingen uns Haushofmeister und Diener des Rao, in einem bungalow harrte unser ein lukullisches Mahl und in luftigen Zelten Betten, die himmlische Ruhe versprachen. Aber es kommt oft anders, als der Mensch denkt. In dem schönen Moment, wo die Wirklichkeit leise entschwindet, um Traumbildern Platz zu machen, werden mir diese plötzlich durch einen heftigen Stoss vertrieben, der mein Bett erzittern und krachen lässt. Ich mache Licht und sehe mich zu meiner grössten Verblüffung einem riesigen, grauen Buckelochsen gegenüber, der über meine plötzlich hell erleuchtete Erscheinung ebenso erschrocken ist, als ich über seine. Ich musste ihn nun mit grösster Liebenswürdigkeit und Sanftmut hinauskomplimentiren, weil er mir sonst mein ganzes Haus umgerissen hätte. Es gelang, er trollte sich; aber die Bettstelle musste doch Schaden genommen haben, denn als ich mich seufzend wieder auf dieselbe niederlegte, brach sie so regelrecht mit mir zusammen, dass ich für den Rest der Nacht mit immer wieder nötig werdenden Reparaturen meiner Lagerstatt zu thun hatte.

Am anderen Tage hielten wir nach kurzer Wagenfahrt durch steinige, sonnenverbrannte Gegend unsern Einzug in Bhooj, der Residenz des Rao vom Stamme Jara's, welcher seine sieben Töchter tötete, um sie nicht niedrig geborenen mohammedanischen Häuptlingen zu Frauen geben zu müssen.

Eine glänzende Kavalkade sprengte uns aus dem Thor der altersgrauen Stadtumwallung entgegen. Es sind die Husuris, d. h. Söhne des Palastes, die nicht ebenbürtigen Brüder und Vettern des Rao, fast durchgängig schöne, kühn und energisch aussehende Leute. Sie sitzen brillant auf ihren prächtig gezäumten Araberhengsten und sind mit tadelloser Eleganz angezogen. An ihrer Spitze reitet Prinz Kaluba, der einzige rechte Bruder des Herrschers. Er hat einen schwermütigen Zug in dem klassisch geschnittenen Gesicht und die schönsten und traurigsten dunklen Augen, die ich je bei einem Mann gesehen. Als er zu Queen's Jubilee in London war, soll er im high life Alt England's viel Glück gehabt haben. Er trug eine gelbseidene Blouse mit breiter, violetter Schärpe. Den Kopf zierte ein künstlich verschlungener Turban von denselben Farben, der mit dicken Perlenschnüren durchzogen war. Dazu aber trug er tadellos sitzende englische Reitbeinkleider und braune Reitstiefel, mit denen er auf einem Fox hunting meet in Melton Furore gemacht haben würde. Auch das Ajustement seiner in Seidenstoffen aller Farben schimmernden Suite wies dieselbe



Mandary

gebaut, steht auf höheren Läufen und ist daher bedeutend schneller und gewandter, ausserdem auch kampflustiger als unser „ritterlicher Schwarzrock“. Der Keiler gilt unbestritten für das tapferste Tier Indiens. Ein Sprüchwort der Maratha sagt: „Ein Eber geht zwischen 2 Tigern zur Tränke“. Der Tiger greift wirklich nie einen ausgewachsenen Keiler an und häufig sollen junge Tiger von Keilern, die sie in ihrer Unerfahrenheit attackierten, getötet werden. Sterndale erzählt einen Fall, wo die Bewohner eines Dorfes zu ihm gekommen seien, mit der Bitte, sie von der Landplage eines Tigers und eines Ebers zu befreien. Ersterer vernichtete durch allnächtliche Ueberfälle ihren Viehstand, letzterer verheerte ihre Reisfelder und Zuckerpflanzungen



und Beide lebten in gegenseitiger Achtung ihrer Rechte und Gewohnheiten in einer dicht über dem Dorf gelegenen Djungl. —

Erwartungsvoll näherte sich unsere Reiterschar der Dickung. Das Treiben begann und eine Rotte Sauen fuhr heraus. Der stärkste Keiler trennte sich sofort von der Rotte und nahm seinen Weg über einige Hügel direkt auf ein Dorf los. Die Kakteen-Knicks der Gärten bildeten Hindernisse der allerunangenehmsten Art, denn der Gedanke, eventuell in diese ebenso breiten wie hohen Hecken zu fallen, hatte wenig Verlockendes. Unsere Hunter aber, die jedenfalls schon häufig schmerzhaftes Bekanntschaft mit diesen stacheligen Obstacles gemacht hatten, ubersprangen dieselben mit hoch an den Leib gezogenen Beinen tadellos. Dann nahm der Keiler eine felsige Nallah, d. h. ein tief eingerissenes, ausgetrocknetes Flussbett, in der er mit fabelhafter Schnelligkeit fortzog. Wir mussten in dem halsbrechenden Felsenterrain reiten, was

industrie von Bhooj ist aber die Silberschmiedekunst. Es werden hauptsächlich zierliche Tierfiguren und sehr reich im Ornament gearbeitete Schüsseln, Becher und Kannen gefertigt.

An einem grossen Bassin vorbei, in dem sich Menschen und Tiere in buntem Gemisch labten, wanderten wir zum Palast des Landesherrn. Durch ein grosses, rot angestrichenes Thor gelangte man in einen geräumigen Hof. Dort lagerte unter dem Schutz einiger Palmen die malerisch gekleidete Leibwache. Der Oberhofmeister empfing und geleitete uns in den „neuen Palast“, der die Wohnung des Rao und die Festräume enthält. Es ging durch eine Reihe nichtssagender Zimmer und Säle, die von italienischen Künstlern recht schlecht decorirt sind.

Auf der obersten Stufe einer in die Privatgemächer führenden Marmortreppe erwartete uns der Rao, ein kräftiger junger Mann mit offenem, freundlichen Ausdruck in den männlich schönen Zügen. Er trug ein faltiges Gewand aus grüner Seide, das ein golddurchwirkter roter Shawl zusammenhielt. Ein collier prachtvollster Diamanten von gradezu blendendem Feuer, an dem ein einziger riesiger Smaragd hing, funkelte an seinem Halse. Mit einer anspruchslosen Liebenswürdigkeit bewillkommnete er uns und übernahm die weitere Führung durch seinen Palast. Die Hauptsehenswürdigkeit — wenigstens nach des Rao und seiner Würdenträger Begriffen — bildet ein ganz mit Glas bekleideter Saal. Fussboden, Wände, Decke und Säulen sind mit dicken Krystallglas-Platten bedeckt und mag der Saal beim Schein der unzähligen bunten Lampions, mit denen die Wände besät sind, wohl einen ganz überraschenden Lichteffekt hervorrufen. Dort finden die Durbars, d. h. die Ständeversammlungen, Empfänge fremder Gesandtschaften und alle sonstigen officiellen Akte statt.

In einem anstossenden Saal, dessen Wände ganz mit vergoldeter Holzschnitzerei bedeckt waren, hockten einige Dutzend älterer Männer und schrieben emsig auf Tafeln und Papyros-Rollen. Es war der Divan, d. h. das Staatsministerium. Scheu mied der Rao — der übrigens in der Praxis ein sehr guter und, was bei indischen Fürsten noch seltener ist, ein sehr milder und gerechter Regent sein soll — diesen Raum.

Kostbare alte Teppiche und Edelstein-geschmückte Waffen zierten die — beinahe gemächlich zu nennenden — Privatgemächer des Rao. Nachdem wir auf den Polstern eine Weile geruht hatten, trennten wir uns mit der Versicherung gegenseitigen Wohlgefallens. — Auf den sehr verlockend aussehenden „alten Palast“, hinter dessen Gitterfenstern sich der Harem unseres Freundes befindet, durften wir nur vom Hofe aus einen flüchtigen Blick werfen. Kein männliches Wesen darf die geheiligten Räume betreten.

Der Rao bot alles auf, um uns den Aufenthalt in seinem Lande angenehm zu machen. — Ein früher Ritt brachte uns auf eine noch im Morgenthau schimmernde Haide. Dort machten wir — zu 6 Schützen und etwa 60 Treibern — eine Streife. Erika, Weissdorn und Aloë bedeckten den Boden, von Zeit zu Zeit unterbricht eine Cisterne oder ein Tauk die Eintönigkeit der Haidelandschaft. Es ging etwa 3 Stunden unter fortgesetztem Feuer gradaus und als wir gegen Mittag in einem kleinen Zeltlager Halt machten, lagen gegen 200 black-partridges (grösser als unsere Feldhühner und von schwarzbraunem Gefieder), einige 80 Kaninchen und etliche Raubvögel und Schakale auf der Strecke. In der Abendstunde ritten wir nach Bhooj zurück und der



„Bakschisch Sahib!“ (Káthiawár.)



Rao erzählte Märchen aus Tausend und einer Nacht in der Art, wie bei uns Jemand Geschichten von früheren Generationen seiner Familie erzählt. Während dessen stieg der Mond herauf und goss sein magisches Licht über die Kuppeln und Zinnen der vor uns liegenden alten Stadt Bhooj. Mit dem Ausdruck begeisterten Entzückens ruhte das Auge des Rao auf seiner Stadt und aus den Märchen wurden nun wirklich die Thaten seiner Vorfahren, die er mit vor Erregung bebender Stimme schilderte, während wir durch die schwarzen Festungsthore in die engen dunklen Gassen einritten. In den Höfen der Tempel und Moscheen aber schimmerten Hunderte kleiner Lichter und jeder Vorübergehende be-

grüsste seinen Fürsten mit einem segnenden Zuruf.

Wir verlegten unser Hauptquartier nach Mandvi, der Hafenstadt von Cutch, um in den ausgedehnten Steppen längs der Seeküste der Jagd auf Gazellen und dem nationalen Sport des pig-sticking, d. h. der Hetzjagd auf Wildschweine mit dem Speer obzuliegen. Auch der Rao und Prinz Kaluba siedelten für diese Zeit dorthin über.

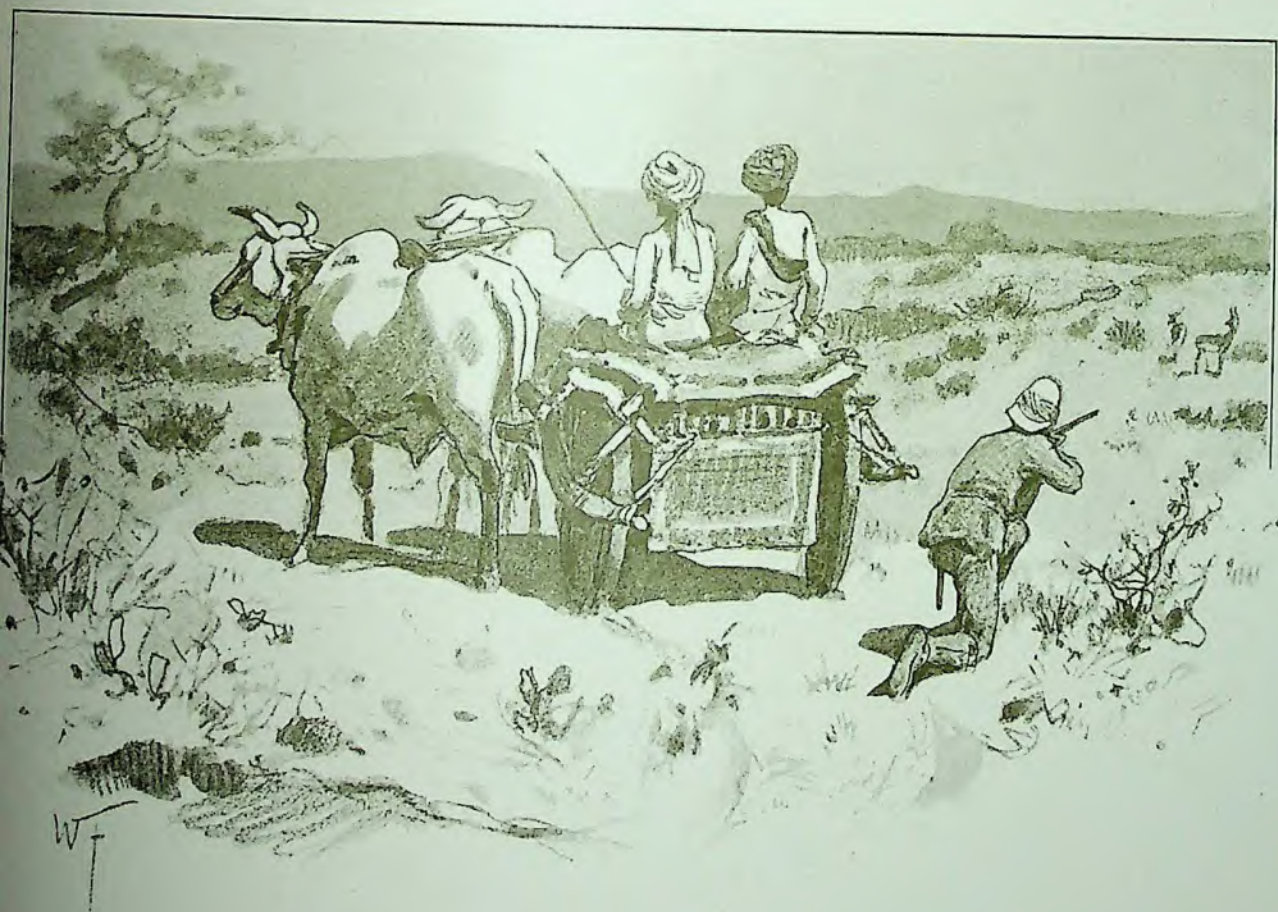
Mandvi ist eine offene Stadt neueren Datums. Einige Hindutempel, welche eine glückliche Mischung indischen und arabischen Styles aufweisen, sind die Hauptsehenswürdigkeiten. Die brahminische Religion überwiegt dort den Mohammedanismus. Das dokumentirte sich sofort durch eine grosse Zahl von Fakirn und anderen religiösen Schwärmern, denen man in und um Mandvi auf Schritt und Tritt begegnet: Die Mitglieder einer dort häufig vertretenen Sekte verbinden sich Mund und Nase mit einem Gaze-Tuch und fegen fortgesetzt den Weg vor ihren Füßen mit einem Wedel, um kein Insekt zu verschlucken oder zu zertreten. Unter einer weitverästeten Banane hatte sich ein Fakir etablirt, der das Gelübde ewigen Stehens abgelegt hatte — wie unsere Begleiter behaupteten, um durch dieses Martyrium eine ihm vom Rao verweigte Gnade zu ertrotzen. Da dem Biedermann aber schliesslich das ewige Stehen über die Kräfte seiner Beine gegangen war, so hatte er an den Aesten eines Baumes einen Sack nach Art einer Hängematte befestigt, in den er sich mit den Achselhöhlen hineinhängte. So stand er halb hängend auf der Erde und erfüllte sein Brahma gefälliges Gelübde.

Heiterer wirkte eine profane Gruppe, die sich in nächster Nähe dieses Märtyrers gesammelt hatte: Ein Improvisator hielt in lautsingendem Ton poetische Vorträge. Er trug eine mit bunten Lappen behängte Stange im Arm, um sich bemerklich zu machen. Auch uns widmete er einen wahren Strom von Versen aus dem nie ver-

brillanten run. Während sie auf flacher Bahn ihre Kräfte verhältnissmässig schonte, benutzte sie mit der Schlaueit eines alten Fuchses jede Schlucht und die zahlreichen Nallah's, um uns dann immer auf Hunderte von Metern fortzuziehen. Zweimal hatten wir sie schon erreicht und zweimal hatte sie mein ungeübter Speer schon rouliren lassen, aber immer war sie wieder auf die Läufe gekommen; und sie wäre ohne Zweifel schliesslich in dem immer schwieriger werdenden Terrain entwischt, wenn nicht mein Freund Husuri, der mir bis dahin als korrekter Gentleman immer den ersten Speer gelassen hatte, ihr nun mit einem tadellos geführten Stoss den Garaus gemacht hätte. — Sehr befriedigt ritten wir im Schritt ein breites steiniges Flussbett entlang, das mich lebhaft an Bilder des Jordan erinnerte, dem Hügel des Rendezvous zu, wo uns in luftigem Zelt das wohlverdiente lunch herrlich schmeckte. Drei gegen Abend noch unternommene Jagden mit zwei Halalis beschlossen das sportliche Werk dieses Tages.

Die beiden folgenden Tage nahmen wir an Stelle des Speeres wieder die Büchse zur Hand. Es galt der Chikhara (gazella Bennetti), der indischen Gazelle. Dieses reizende Wild ist über das ganze nordwestliche Indien verbreitet und steht mit Vorliebe in Sanddünen und steinigen Hügellandschaften, während die Antilope mehr Graslandschaften und die Nähe des Wassers aufsucht. Die Gazelle ist das graziöseste Tier, das ich je gesehen habe. Wenn sie, den schlanken Hals hoch aufgerichtet, den nahenden Jäger mit den grossen dunkelbraunen Lichtern erstaunt und beinahe vorwurfsvoll anäugt, oder in elastischen Fluchten über Nallah's und Felsgeröll dahinzufiegen scheint — immer ist sie ein vollendetes Bild der Schönheit und Grazie. Die Gazelle erreicht selten $2\frac{1}{2}$ Fuss Schulterhöhe. Die Haarfarbe variirt von „rehbraun“ zu dunklem „gamsgrau“, Kehlgang, Brust und Bauch sind weiss gezeichnet. Den Bock zieren ein Paar etwas nach hinten geschwungene Hörner mit etwa 10 parallelen Ringen, von 10—12, selten 14 inches Länge. Das Gehörn der ausgewachsenen Gais besteht aus zwei dünnen glatten Spiessen.

Nach der Löwenjagd.





siegenden Quell seiner Poësie, während der Professor ihn und den Fakir skizzierte. Höchst eigentümlich waren da ferner die Erscheinungen der „Kakibawas“, d. h. Aschenmänner. Ihr Rumpf ist, abgesehen von einem kleinen Lappen um die Lenden, ganz unbekleidet, dafür aber tragen sie unförmlich grosse Halsketten, Armbänder und Schnüre um die Brust, bunte Lappen um Arme und Beine und Schellen am ganzen Körper. In wüsten Strähnen fällt das nie geschnittene, gelb oder rot gefärbte Haar hernieder. Sie laufen und hüpfen unablässig und künden schon von Weitem durch Schellengeläute und Geschrei ihr Nahen an.

Harmonischere Klänge, obschon auch recht fremdartige, liess uns des Rao National-Kapelle am Abend dieses Tages geniessen. Schalmeyen, Dudelsäcke, Cymbeln und eine eigentümliche Art von Guitarren waren die hauptsächlichen Instrumente. Es fehlte nicht der Virtuose, welcher die auch bei uns oft angestaunte Kunst betrieb, mit Wasser gefüllten Schüsseln und Gläsern durch Anschlagen und Reiben liebliche Töne zu entlocken.

Auf einer Höhe unweit Mandvi, von der man eine umfassende Rundschau über wellige Steppen und Sanddünen hatte, vereinigte uns am anderen Morgen das meet zum pig sticking mit etwa 20 eingeborenen

Sportsmen, meist Husuris und Adjutanten des Rao. Alle waren auf kleinen, nach unseren Begriffen gar nicht gerittenen Pferden persischen oder arabischen Blutes erschienen, denen man die Vertrautheit mit dem nun beginnenden Sport sofort anmerkte. Ein Reserve-Detachment von Jagdpferden, aus denen wir unsere hunters aussuchten, blieb bei den Kamelen, welche Jagdrequisiten, Zelte und Vorräte trugen, auf dem Hügel zurück. Jeder von uns ergriff eine etwa 5 Meter lange Bambuslanze mit klingenartiger Eisenspitze, und im Galopp — denn die Gangart des Trabes ist diesen Pferden unbekannt — ging es einem kleinen Dickicht zu, in dem, wie die aus den Dörfern der Gegend aufgeborenen Treiber gemeldet hatten, eine Rotte Schwarzwild sich aufhielt.

Das indische Wildschwein ähnelt dem deutschen; doch ist es nicht so schwer



Nach der Löwenjagd.



das Riemenzeug halten wollte. Nach $\frac{1}{2}$ stündigem scharfen run erreichten die Vordersten des beträchtlich in die Länge gezogenen Feldes den Keiler. Nun entzog sich derselbe aber durch schnelles Haken-

schlagen und gelegentlichen Flankenattacken auf die Beine unserer Pferde noch lange Zeit unseren Speerstößen. Man muss sich zum „speeren“ mit der hier gebräuchlichen langen Lanze ähnlich wie beim tentpegging möglichst weit hinunterbeugen, den Speer dicht neben der Pferdeschulter wagerecht führen und nur durch die Kraft der Schnelligkeit des Pferdes wirken lassen, während die Calcutta-Sportsmen mit kurzen, starken Lanzen senkrecht von oben „speeren.“

Endlich wurde der Keiler getroffen, aber erst — mit Beschämung sei es eingestanden — durch ein Dutzend schlecht sitzender Speere erlegt. Er hatte eine Höhe von 4 Fuss und ganz kapitale Gewehre. Die Jagd hatte fast eine Stunde gedauert.

Doch noch auf denselben Pferden sollte die Jagd auf ein zweites in einem nahe gelegenen Gebüsch bestätigtes Schwein geritten werden. Dasselbe wurde aufgestöbert und nahm zur allgemeinen Verblüffung den gänzlich unerwarteten Weg unter des Herzogs Pferd hindurch. Eine Staubwolke, aus der nur eine lange Lanze herausragte, verhüllte einen Moment die Scene, dann kam das Schwein in heller Flucht heraus und wurde sehr schnell von einem Husuri mit einem Speerstich in der elegantesten Weise gestreckt. Der Herzog und sein hunter waren head over heels über den Haufen gerannt worden, hatten aber glücklicherweise keinen Schaden genommen.

Die dritte Jagd brachte mir noch eine amüsante Episode. Während wir, rings um eine Djungl postirt, der Dinge warteten, die da kommen sollten, und ich mit einem famos zu Pferde sitzenden Husuri eine Cigarette rauchte, fuhr dicht vor uns eine starke Hyäne aus dem Dickicht. Sofort setzten wir beide uns hinter dieselbe. Sie gab einen

roten Sesseln auf den Schultern von je 4 Kulis auf trockenen Boden befördert wurden. Zwei bereitstehende Wagen brachten uns in das vor der Stadt liegende Travellers bungalow, wo nochmalige Begrüssung in der Form von Bekränzung und Anräucherung stattfand. — Leider schien hiermit nach landesüblichen Begriffen die Gastfreundschaft erschöpft zu sein, denn trotz der Versicherung der Beamten „es sei für Alles gesorgt“, fehlte einfach Alles, was man zur Erhaltung dieses elenden Lebens braucht. Es war weder Koch noch Feuerherd vorhanden und die Zeit des abendlichen Dinners vereinigte uns vor einem jammervollen Huhn und 2 Flaschen Soda. — Kein Zweifel, wir befanden uns wieder etwas abseits europäischer Cultur in einem Lande, an dem nur hin und wieder ein Europäer auf der Fahrt von Kurrachee nach Bombay vorübersegelt.

Eine endlos scheinende Fahrt durch die flache staubwirbelnde Gegend brachte uns Tags darauf an unseren eigentlichen Bestimmungsort, den ungeheuren Wald, der die Mitte der Halbinsel ausfüllt. Derselbe hat ca. 60 englische Meilen Länge und 30 Breite und ist das Standquartier der sonst in Indien nicht mehr heimischen Löwen. — Der „Super-Intendant of the forest“, ein interessant aussehender Herr, war unser schweigsamer Begleiter, da Hindostani für uns leider ebenso unverständlich war als Englisch für ihn. Zwei bewaffnete Reiter hinter dem Wagen, ging es durch einförmige Steppen und Flüsse, bis der Wald erreicht war, der nur durch seine Ausdehnung einen gewissen Eindruck macht, denn grau und gelb stehen die kahlen Bäume ohne Abwechslung in dürftigem Unterholz und trockenem Gras — die Stille der Einöde ringsum. Die einzigen lebenden Wesen, denen wir unterwegs begegneten, waren eine Frau mit drei Kindern, die sich wahrscheinlich auf dem Heimwege zu ihrem irgend wo im Wald versteckten Dorfe befanden. Den kleinsten nackten Jungen trug die Mutter auf der Hüfte, die beiden älteren trollten auf einem Büffel hinterdrein. Scheu, das Gewand halb vor das Gesicht gezogen, streckte sie uns die Hand des Jungen entgegen, der diese Geberde durch das übliche leise „Bakschisch Sahib“ verdeutlichte.“



Super-Intendant of the forest.



Júnághadhí (Káthiáwar)
Leibwache des Maharadsjahs

Vor Junagadh.

Da die Gazelle vor dem zu Fusse pirschenden Jäger sehr scheu ist, so mussten wir auf flachen Ochsenkarren ausgestreckt sie anfahren. Es war bei der über 30° Reaumur im Schatten — den es nota bene nirgends gab — betragenden Temperatur eine harte Probe für die Nerven, regungslos in langsam sich verengenden Spiralen um einen Sprung Gazellen herumgefahren zu werden, bis der — immer äusserst kurze Moment zum Schuss da war. Einmal flüchtig gemacht, kommt ein Sprung Gazellen nicht unter Stunden wieder zur Ruhe und hat man — da die Tiere gewöhnlich perfider Weise nicht weit fortgehen — wahre Tantalusqualen auszustehen. — Und wenn man an einer Cisterne im dürftigen Schatten einiger Palmen für eine Viertelstunde Kühlung und Ruhe suchte, so liessen sich rings um den gequälten Waidmann prachtvoll schillernde Pfauhähne nieder, die in Cutch für heilig gelten und daher nicht geschossen werden dürfen.

Die Strecke des Herzogs betrug an unseren beiden Jagdtagen 5 Gazellenböcke, die meinige 3. Ausserdem verständigte ich mich — getäuscht durch ein Dornengestrüpp — an einer alten Gais, die ich auf eine ganz unwahrscheinlich weite Distanz mit einem mustergültigen Blattschuss umlegte.

Am 4. März nahmen wir auf der weit in die See hinausgebauten Mole von Mandvi dankerfüllten Herzens Abschied von unserem famosen Rao und dem Märchenprinzen Kaluba und dampften an Bord des B. J. S. Henzada gegen Süden.

Vor „Veráwal“ an der Südküste der Halbinsel Káthiawár wurde am folgenden Nachmittag Anker geworfen und sogleich war unser Schiff von einer Schar grosser Segelboote umringt, besetzt mit Eingeborenen, die als Passagiere nach Bombay aufgenommen werden wollten und sich zu Hunderten auf dem Deck installirten.

Es näherte sich uns eine Anzahl vornehm aussehender Männer — Würdenträger des Reiches Káthiawár — von denen ein Einziger des Englischen mächtig war und die Empfangsformalitäten übernahm.

Das unten auf und nieder schaukelnde Boot, in das wir mit einiger Mühe umgeladen

wurden, machte insoweit einen gastlichen Eindruck, als auf einem Teppich ein Halbkreis von Stühlen mit einer gewissen Feierlichkeit aufgestellt waren. In der Mitte desselben hatte ein junger Mensch mit einem Schwert über der Schulter und einer riesigen silbernen Hoka Posto gefasst. Wahrscheinlich sollte diese Friedenspfeife die Runde machen, doch wurden uns die Ceremonie und die Seekrankheit erspart, denn bald war das Land erreicht, oder vielmehr derjenige Punkt des seichten Strandes, von dem aus wir einzeln in



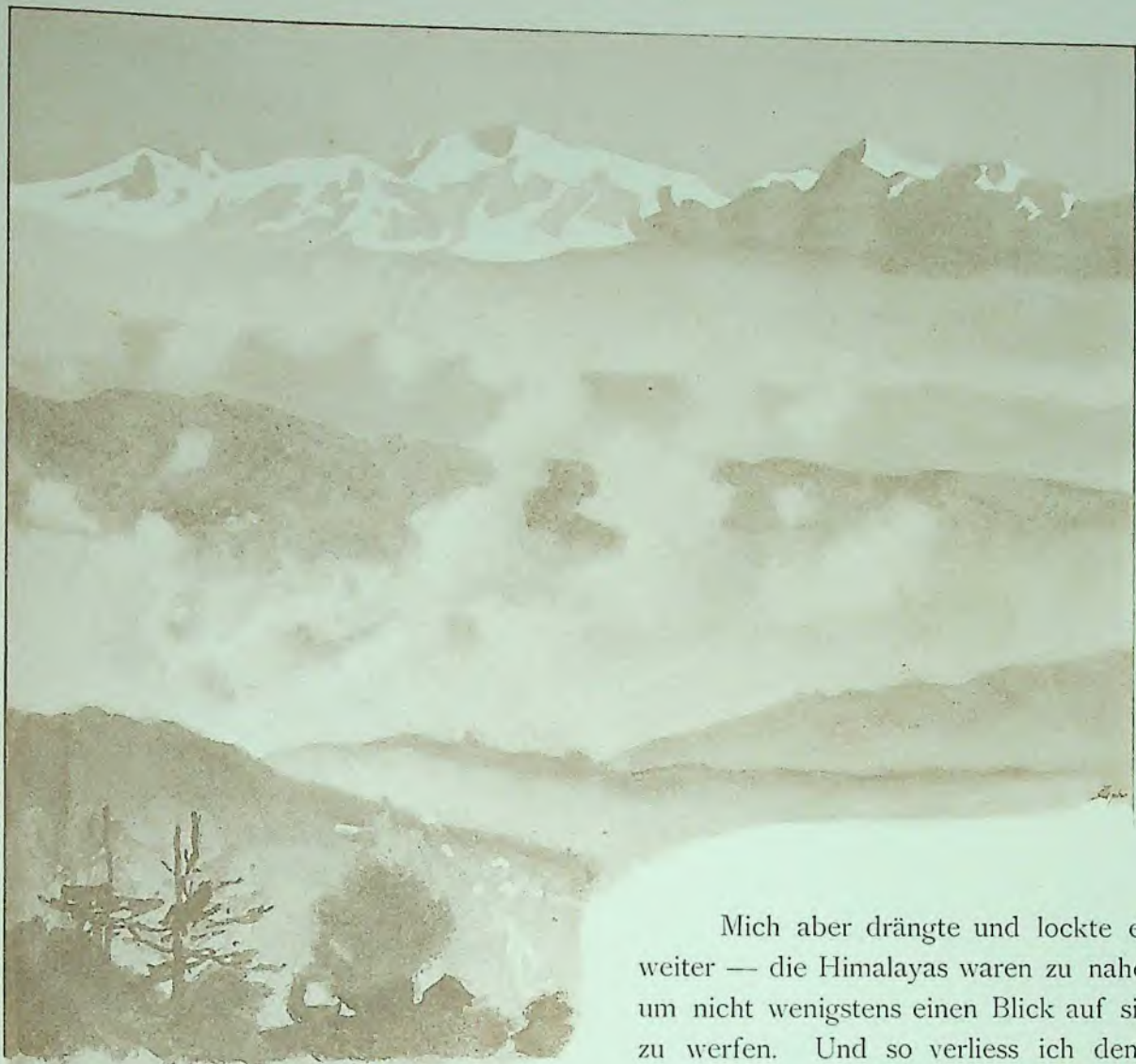
geschreckt; eine militärisch gekleidete Musikbande zu Fuss stand zu unserer linken Hand, während rechts die Leibwache des Nawáb, braune, in Rot und Orange uniformierte Gesellen auf reich geschnittenen Grauschimmeln mit Standarte und Kesselpauken die Honneurs machten.

An der Thür empfing uns der Bruder des regierenden Herrn der in gutem Englisch seines Amtes als Vice-Wirt waltete. — Eine halbe Stunde darauf erschien vierspännigen Wagen vorauf, dessen Pferde schwere Sammetdecken trugen. Der etwa 35 Jahr alte Sultan in seinem gestickten Sammetrock unter dem grossen Sonnenschirm, machte einen recht kränklichen und müden Eindruck. Im Salon offizielle Begrüssung, der Premier-Minister macht den Dolmetsch der kümmerlichen Rede und Gegenrede, und wurde die Zeit hauptsächlich durch gegenseitiges Besprengen mit Rosenöl und Behängen mit Guirlanden aus weissen und roten Blumen ausgefüllt. Nach ziemlich schweigsamer Sitzung erhob man sich, um sofort den Gegenbesuch im Palast entgegenzunehmen, resp. abzustatten. In der Durbarhalle wiederholte sich die Scene des Empfanges, nur noch würdiger und schweigsamer; die Geräte, aus denen Salben und Öle kredenzt wurden, waren golden, die Stühle, auf denen wir sassen, silbern und zu den vorhandenen Blumenketten gesellten sich mit Goldband durchflochtene Guirlanden, so dass wir trotz unserer verschossenen Jagdkostüme ungemein festlich geputzt aussahen.

Ein über Erwarten gutes Diner in unserem bungalow liess uns alle Entbehrungen, die wir beim Einzug in dieses Land erduldet hatten, vergessen. Nachts 3 Uhr sassen wir bereits wieder im Wagen, um in der nächsten, einige 20 Meilen entfernten Bahnstation Jetpur den Zug zu erreichen, der uns über Ahmedabad und Bombay quer über die Halbinsel nach Calcutta führen sollte, eine Strecke, deren Zurücklegung im schnellsten indischen Zug die Kleinigkeit von drei Tagen und vier Nächten erforderte.

Im Stationsgebäude von Ahmedabad erreicht uns eine Nachricht, die in jenen Tagen bis in die entlegensten Winkel dieser Erde Trauer und Sorge trug: der Telegraph meldete mit kurzen dürren Worten das Hinscheiden weiland Seiner Majestät, unseres unvergesslichen Kaisers Wilhelm I.





Kintschinjunga

Mich aber drängte und lockte es weiter — die Himalayas waren zu nahe, um nicht wenigstens einen Blick auf sie zu werfen. Und so verliess ich denn eines Mittags mit der bengalischen Eisenbahn Calcutta, kreuzte bei Dunkelwerden

auf einer Dampffähre den imposanten Hauptarm des Ganges, fuhr eine Nacht und den folgenden Tag hindurch — zuletzt in den winzigen Wagen einer Zahnradbahn immer höher hinauf und erreichte gegen Abend Dardschiling, den berühmtesten Höhengurort Indiens.

Auf der Terrasse von Woodlands Hotel sass ich in Winterkleider gehüllt — denn es war kalt — und trank Thee mit sehr viel Arak. Dicker Nebel ringsum, von Zeit zu Zeit ein kurzer Regenschauer. Da fährt ein pfeifender Windstoss durch die Kronen der Rhododendren und Weymouthskiefern um das Hotel, die Nebel wogen wild durcheinander und vom Licht des scheidenden Tages übergossen, tritt in einer ganz unwahrscheinlichen Höhe die eisige Kuppe des Kintschinjunga für einen Moment aus dem Nebelmeer hervor. Mir stockte das Herz und ich rang nach Atem, der Anblick war überwältigend, erdrückend. — — —

An den beiden folgenden Tagen hatte ich das Glück, den Bergriesen noch zu mehreren Malen in den verschiedensten Beleuchtungen zu sehen. Oft lag die ganze gewaltige Kette klar vor meinen Blicken, so dass ich mit blossen Auge das Meer der sich übereinander türmenden Hörner und Zacken, die Abstürze der Gletscher und

Kurz vor Dunkelheit waren wir in „Sassunes“, bestehend aus ein paar Hütten, in deren Nähe für uns recht comfortable Zelte aufgeschlagen waren. — Auch hier war das Obdach zunächst das Einzige, was die Gastfreundschaft des Nawáb bot. Koch, Betten, Geschirr, das gesamte Gepäck, kurz, Alles befand sich noch weit hinter uns, und musste der zum Glück vom Schiff gefüllt mitgekommene Frühstückskorb aus der grössten Not helfen. Was aber den sehr begreiflichen Durst anlangte — das ist selbst in der Erinnerung noch schrecklich! Zwar erschienen am folgenden Tage einige Flaschen Sodawasser, da aber alles derartige Material durch reitende Boten von der 27 Meilen entfernten Hauptstadt besorgt werden musste, konnten diese elenden paar Fläschchen gegen die ungeheure Trockenheit nur sehr wenig helfen, und musste hier zu dem sonst in den Ebenen ängstlich gemiedenen einfachen Wasser gegriffen werden. —

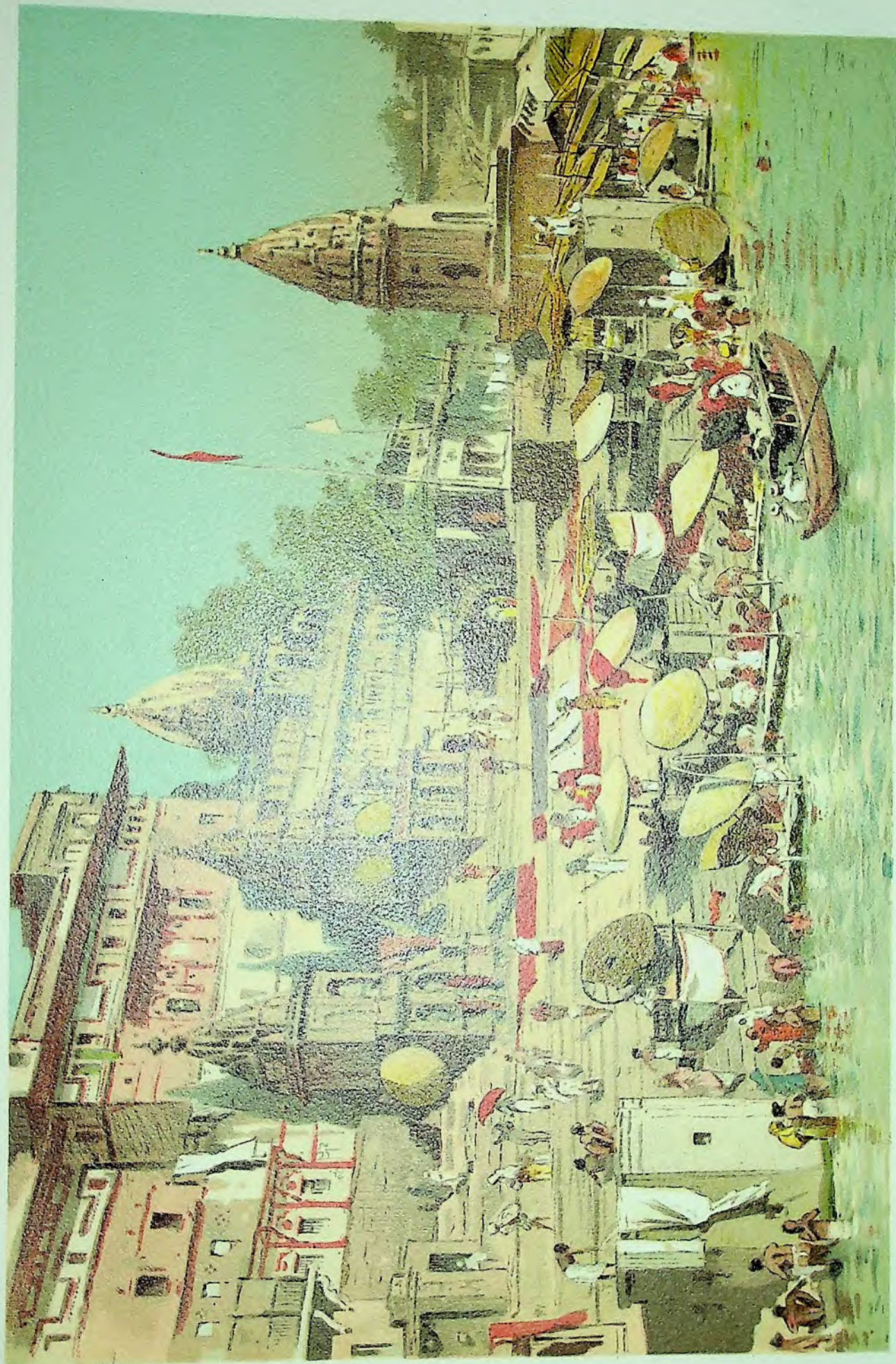
Zwei Tage intensivsten Stillebens; — in den Zelten drückende Schwüle; über dieselben breiten ein paar grosse Banianenbäume freundlich ihre weit ausladenden Äste, deren Luftwurzeln lang zur Erde herabhängen; in ihrem Schatten ist ein ganz erträgliches Plätzchen, um gemächlich den munteren squirrels zuzusehen, die auf dem Zeltdach und den Zweigen spielen. Zwischen ihnen sitzen Krähen mit weit aufgesperrem Schnabel, als hätten sie Asthma; — draussen in der Sonne stehen Karren und wiederkäuende Ochsen, zwischen Gepäckstücken liegen schlafende Diener — es ist eine Hitze und eine Langweile, um blödsinnig zu werden. — Da die nach den Löwen ausgesandten shikaris nicht zurückkommen, wird endlich beschlossen, auf die angeblich in der Nähe vorhandenen Wildschweine zu pirschen — Nichts zu sehen!

Endlich am dritten Tage werden die Löwen bestätigt. — Einige Meilen vom Camp entfernt hatte der Wüstenkönig durch fortgesetztes Gebrüll seine Anwesenheit bemerkbar gemacht. Das betreffende Dickicht wird umstellt und durchgetrieben. In den Ästen einiger davor stehender Bäume postiren sich die Schützen. Zuerst erscheint die Löwin, dann der bärtige Herr. Beide werden flüchtig, als sie sich im Freien sehen. Des Herzogs Kugel trifft den Löwen in den Kopf und er roulirt wie ein gut geschossener Hase.

Als die Karawane mit dieser Beute ihren Einzug hielt, geriet das stille Lager in grosse Aufregung, und aus den Hütten des Dorfes strömte Alles herbei, den Räuber der Büffel und Kälber in der Nähe zu sehen.

Am nächsten Tage 27 Meilen im Wagen zur Hauptstadt Junagadh. Die Fahrt bildete eine genaue Wiederholung des ersten Tages — Staub, entsetzliche Wege, Durst und Hitze — bis endlich auf den Hügelrücken die Mauern und Zinnen der Stadt auftauchten und der Wagen vor einem isolirten dakh bungalow hielt. Aus dem lethargischen Zustand zwischen Wachen und Schlafen wurden unsere Lebensgeister jäh durch Musik und Paukenlärm auf-





Dasasamedh Ghat (Benares).



Anzahl Moscheen, dass die Moguln von Agra einige Jahrhunderte hindurch ihre starke Hand auch über Benares hielten und dort auf ihre Art Culturarbeit trieben. Mogul Ala-ud-Din rühmt sich, 1000 hindustanische Heiligtümer in Benares dem Erdboden gleich gemacht zu haben und fast alle verschonten Tempel wurden zeitweise in Moscheen und Mausoleen verwandelt.

Schon am Abend unserer Ankunft trieb uns die Neugierde in das Labyrinth der Gassen von Benares. Dieselben enthalten zwar manches stattliche und von der Kunst des Bildhauers schön geschmückte Haus, aber da die überragenden höheren Stockwerke ihr vis-à-vis häufig fast berühren, auch durch Brücken mit einander verbunden sind, so geht der Eindruck der Architektur verloren. Die Façaden der unteren Stockwerke sind mehrfach mit phantastischen Schildereien geziert, die mythische und religiöse Vorgänge darstellen.

Um sich der Beobachtung des Nachbars zu entziehen, hat man als Fenster nur winzige Scharten angebracht. Daher war die Luft bei dem Teppichhändler, mit dem wir eine Stunde schacherten, zum Ersticken — und bei der „Bajadere“, die uns beim Klange von Dudelsack und Schalmee ein endloses, nur durch gelegentlich von ihr ausgeteilte Ohrfeigen variirtes repetendo von Gesang und Tanz vortrug, zum Ohnmächtigwerden.

Der andere Morgen aber brachte den Glanzpunkt unseres Aufenthaltes, die Fahrt auf dem Ganges zur Zeit der religiösen Waschungen, wohl eines der interessantesten



IX.

Am Himalaya und in der Gangesebene.

DIE indische Hauptstadt war erreicht. Der Vicekönig Lord Dufferin öffnete uns mit liebenswürdiger Gastfreiheit die Pforten von Government house, das sich übrigens ausser durch seine Grösse durch Nichts besonders auszeichnet. Auch das weisse Häusermeer von Calcutta ist lediglich durch seine nimmer enden wollende Ausdehnung interessant; und der breite Gangesarm Hugli imponirt nur durch die zahllosen Fahrzeuge aller Formen und Grössen, die auf ihm schwimmen. Etwas aber ist in Calcutta ganz aussergewöhnlich und hat in ganz Indien nicht seines Gleichen. Die feuchte Hitze. Alles Leder verschimmelt, alle Bücher werden wie Löschpapier; wenn man ruhig im Zimmer sitzt, so bedecken sich die Kleider mit einem feuchten Niederschlag.

Unsere Genussfähigkeit, die ohnehin durch all' die eigenartigen und grossen Eindrücke der letzten Monate sehr reducirt war, litt durch diese Treibhaustemperatur wesentlich, und weder Parade noch Rennen, weder das Museum mit indischen Altertümern und Erinnerungen an Alexanders Kriegszug im Pendschab, noch der Botanische Garten mit dem weltberühmten Banianenbaum, dessen Stamm 42 Fuss und dessen Krone 850 Fuss Umfang hat, konnten uns begeistern. Die Glanzpunkte unserer dortigen Tage bildeten improvisirte Parforcejagden mit Picknicks, die Herr Gerlich, der deutsche Generalconsul, einer der passionirtesten Sportsmen Indiens, meisterhaft arrangirte.



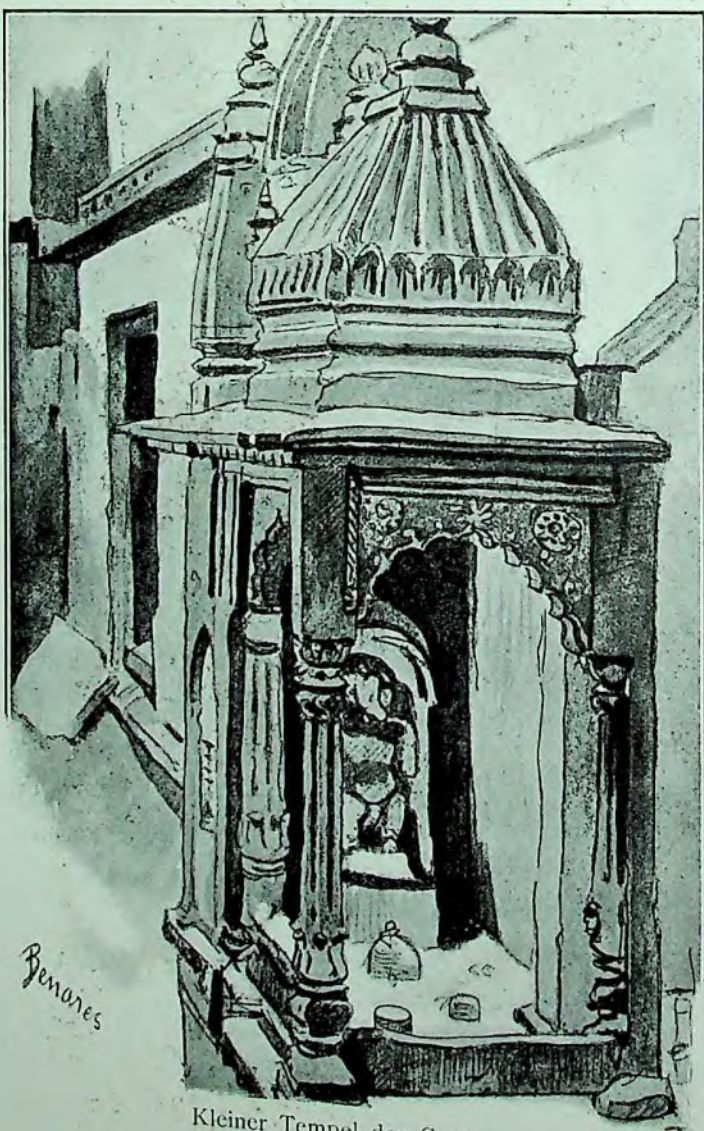
Uferstrecke entlang melden zahllose Gedenksteine, dass sich dort Witwen dem Martyrium des „sati“ d. h. des freiwilligen Feuertodes unterzogen haben. — In Benares zu sterben und im heiligen Strome bestattet zu werden, gilt für den brahminischen Hindu als sicherste Garantie für die ewige Seligkeit. Darum besitzt die Mehrzahl der indischen Rajahs in der heiligen Stadt Paläste, in die sie sich begeben, wenn sie ihr Ende herannahen fühlen. Wie feste Burgen thronen diese alten Familiensitze zwischen den bunten Tempeln und zierlichen Moscheen über dem Strom.

Nur eine kleine Auswahl aus der Fülle der interessanten, zum Teil uralten Bauwerke der heiligen Stadt konnten wir in Augenschein nehmen. Benares zählt nach Hunters „Gazetteer of India“ 1454 Tempel und 272 Moscheen. Ein Rajah von Jaipur soll einst der Stadt als Zeichen seiner Verehrung den Bau von 100 000 Tempeln verheissen, dieselben auch zum Teil wirklich erbaut haben. Da mochten denn die Mohammedaner immerhin etwas als Tempelschänder wüten! Ausserdem enthält fast jede Ecke, jede Nische ein Heiligenbild, oder einen in religiöser, oft dabei obsöner Weise behauenen Stein.

Schneefelder bewundern konnte. Dann ermass das Auge ja auch — indem es die mit bewaldeten Bergen und Thälern ausgefüllte Strecke zwischen Dardschiling und dem eigentlichen Fuss des Kintschinjunga überblickte — die fabelhafte Höhe des weissen Kolosses, der meinen gegen 8000 Fuss hohen Standort noch um mehr denn 20000 Fuss, also die doppelte absolute Höhe des Grossen Glockner überragte; aber bleibend und unvergesslich für immer wird mir jener erschütternde Eindruck des ersten Abends sein, als in einsamer, ernster Majestät wie aus einer anderen Welt die höchste Kuppe allein aus dem Nebel ragte.

Wieder brauste mein Zug hinab zur Gangesebene, wieder wälzten sich in tiefer Nacht unter mir die Wassermassen des heiligen Stromes und noch einmal umfing mich die heisse Luft Calcuttas. Doch gleich ging es weiter, von nun an immer westwärts, — der Urlaub näherte sich seinem Ende und nur noch kurze Stationen durften den der deutschen Heimat wieder zugewandten Cours unterbrechen. Die erste derselben war das heilige Benares. — Schon in den ältesten Zeiten arischer Colonisation in Indien soll an der Vereinigung des Barna mit dem Ganges der Grund zu der Stadt Bārānasi gelegt worden sein, welche bald die religiöse Metropole des Hindutums wurde. Daher erkor auch im sechsten Jahrhundert vor Christi Geburt Gautama Buddha, der

Reformator der brahminischen Religion, die Stadt zum Ausgangspunkt der neuen Lehre. Acht Jahrhunderte hindurch herrschte dort die Doctrin vom „Nirwana“, bis während des vierten Jahrhunderts nach Christi Benares und in der Folge ganz Indien sich dem alten Glauben wieder zuwandten. In diese Zeit fällt die Pilgerfahrt des chinesischen Buddhisten Hwen Thsang, der uns in einer Handschrift die Nachricht hinterlassen hat, dass damals die Bevölkerung von Benares und der ganzen Gangesebene zu annähernd gleichen Theilen beiden Confessionen angehört habe. Er zählt 30 buddhistische Klöster und 100 brahminische Tempel in Benares auf. Jetzt ist der Buddhismus schon seit einem Jahrtausend dort ausgerottet und Benares die Hochburg des shivaitischen Brahminentums. Dagegen beweisen eine



Kleiner Tempel des Ganesa.

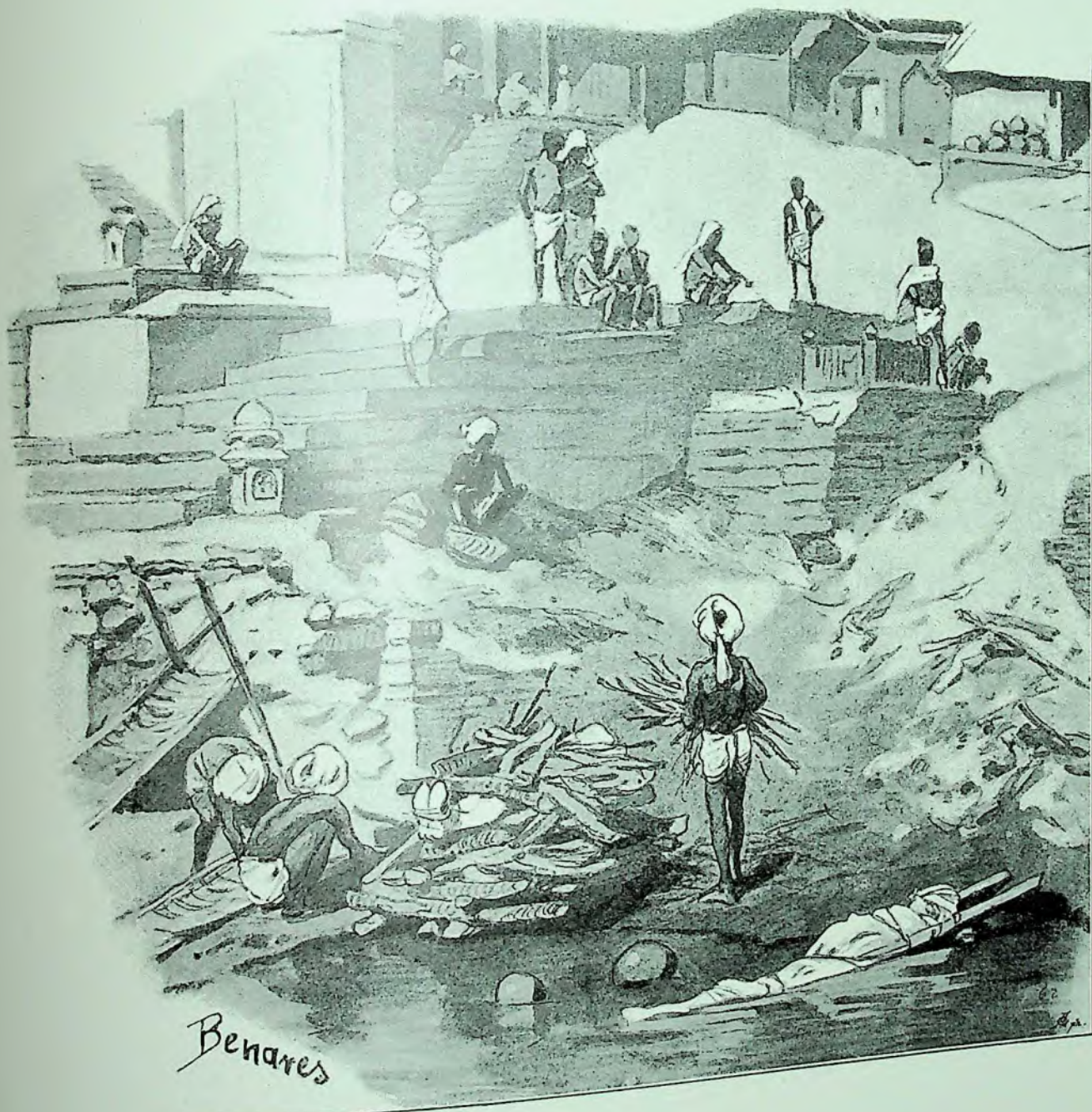


Nautchgirl.

den in einer der engsten Gassen belegen und nur durch eine ganz kleine Pforte zugänglichen Kuhtempel. In den Säulenhallen des Tempels, der ganz mit einer überreichen Steinschnitzerei bedeckt ist, stehen heilige Kühe und Kälber und fressen mit würdevollem Ernst die Blumenguirlanden, die knieende Menschen ihnen darbringen. In stillem Staunen durfte ich von fern beobachten, — denn der Eintritt zum Innern des Tempels wurde uns verwehrt — wie eines dieser frommen Tiere ganz selbständig mitten durch die Andächtigen in das Allerheiligste wandelte und dort der Gottheit ihre Verehrung auf eine ganz besondere Weise ausdrückte.

Eine Architektur und Ornamentik von ausgesprochen chinesischem Charakter weist der Tempel von Nepal auf, der mitten unter hindustanischen Bauwerken durch dieses fremdartig anmutende Element höchst überraschend wirkt. Auch die Priester und Pilger in seinen Höfen und deren Umgebung tragen den Stempel mongolischer Race in ihren Gesichtszügen und dem stämmigen Körperbau.

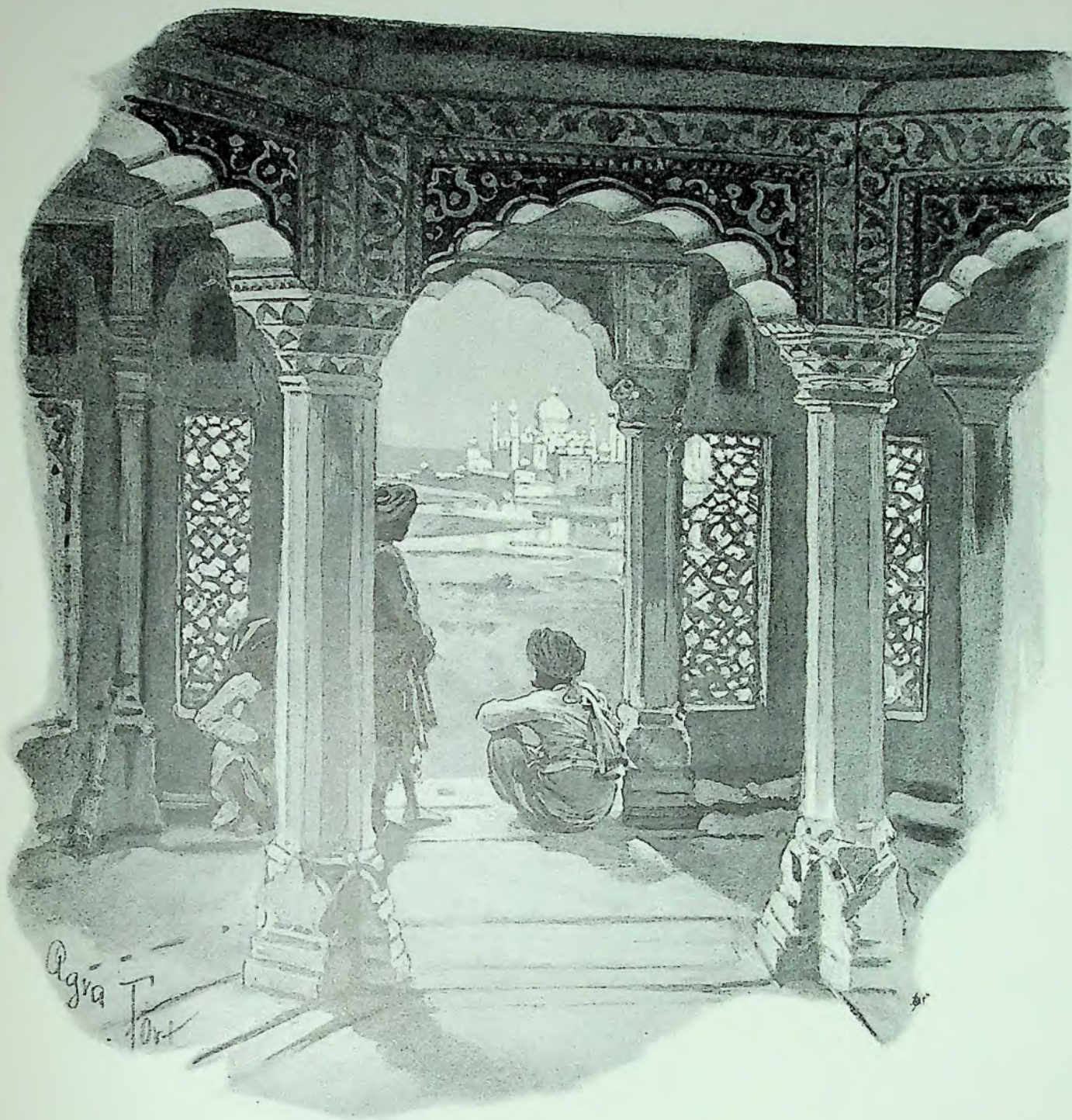
Der im Auslande von den Tempeln der heiligen Stadt vielleicht am meisten renommierte „Affentempel“ verdient seinen Weltruf kaum. Unser Staunen erregte





K. Aurangzeb's Moschee
Benares

Schauspiele, die es auf dieser Welt giebt: Das rechte Ufer des Stromes erhebt sich jäh emporsteigend bis zu einer Höhe von annähernd 100 Fuss. Eine lange Reihe von Palästen, Tempeln und Moscheen krönt den hohen Uferrand. Zahlreiche Steintreppen führen zwischen den gewaltigen Mauerwerken herab zu der gelben Flut, in und an der jetzt Tausende und Abertausende von Hindus, aller Kasten und Sekten, jeden Alters und Geschlechtes ihren religiösen Cultus treiben. Sie liegen am Ufer oder stehen bis an die Hüften im Wasser, die Arme weit zum Himmel ausgestreckt und beten laut; andere trinken das schlammige Wasser oder träufeln es sich andachtsvoll auf das Haupt; unter kostbaren Baldachinen baden die Frauen der Vornehmen; dazwischen spielen die Kinder, waschen die Weiber ihre Kleider und — verbrennen die Leidtragenden ihre Toten, deren Asche sie dann in den Strom versenken. Früher warf man die Leichen direkt in die Flut. Die englische Regierung hat aber aus sanitären Rücksichten vorhergehende Verbrennung angeordnet. Daher sieht man an vielen Stellen in den Fels der Uferwand gehauene Plätze der Feuerbestattung, deren Umgebung vom Rauch geschwärzt ist. An jedem der Plätze schwälte auf langsam glimmendem Holzstosse eine oder mehrere ganz in weisse Tücher gehüllte Leichen, deren Füße fast das Wasser berührten. Um den Holzstoss und auf den nach oben führenden Stufen hockten die Angehörigen und warteten laut- und bewegungslos das Ende des Verkohlungsprozesses ab. Dann wird die Asche dem heiligen Strome übergeben. Wir sahen aber doch — entgegen dem wohlmeinenden Befehl der Regierung — eine mit Blumen geschmückte Leiche langsam den Strom hinabtreiben. — An der ganzen



herübergrüssten — stumme Zeugen Jahrhunderte langer Culturarbeit der drei grossen Religionen des Ostens.

Wieder hat uns der Dampf, dieser moderne Pionier der Civilisation, um 300 englische Meilen weiter nach Westen geführt, wir haben dem heiligen Strom Lebewohl gesagt, um am Jamna stromaufwärts zu fahren, und befinden uns für einige Zeit unter dem Zeichen des Halbmondes.

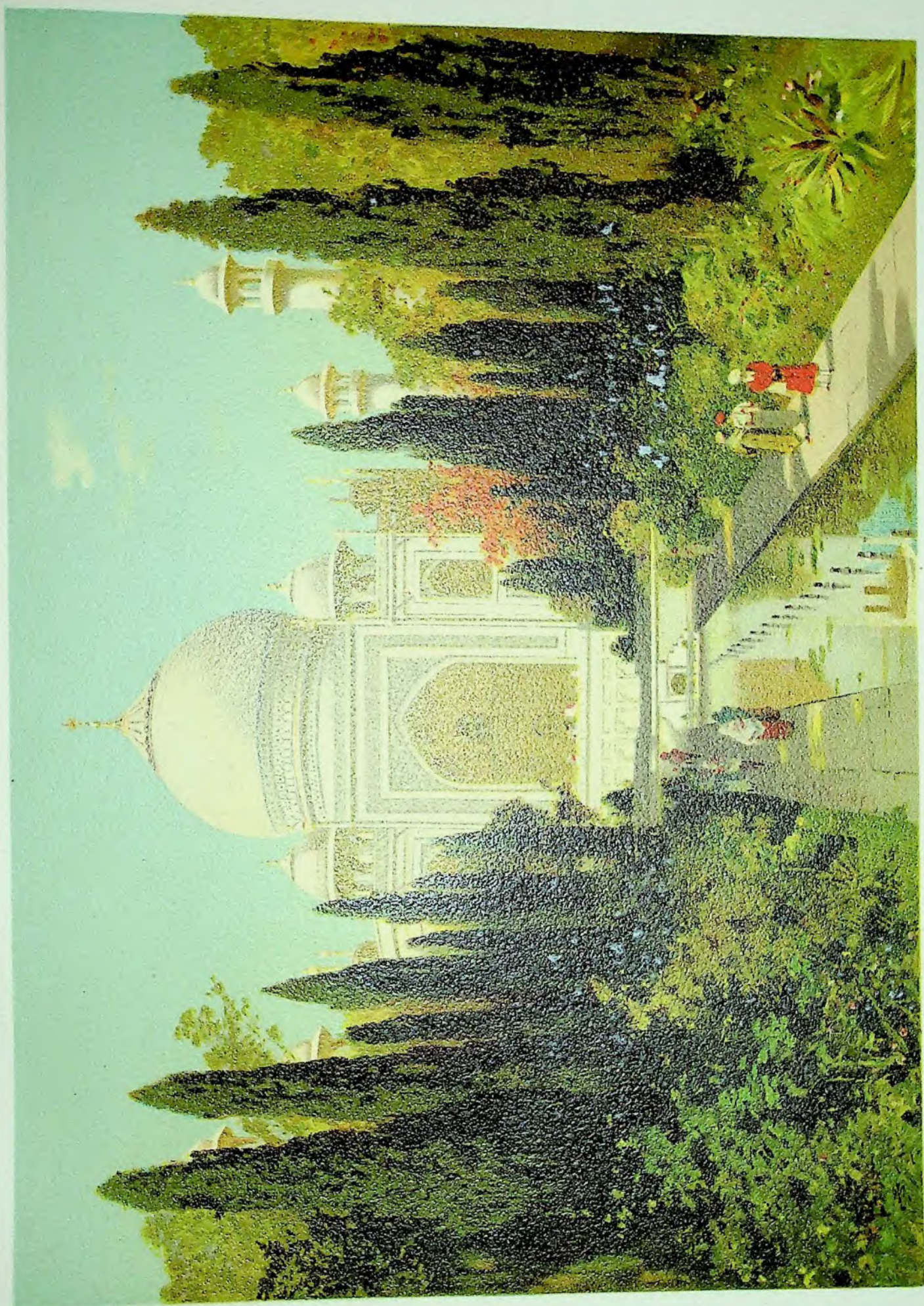
In Agra wartete unser im europäischen Clubhaus ein comfortables Quartier, das Sir John Tyler, Arzt, Gefängnisdirektor, Clubpräsident und ich weiss nicht was sonst



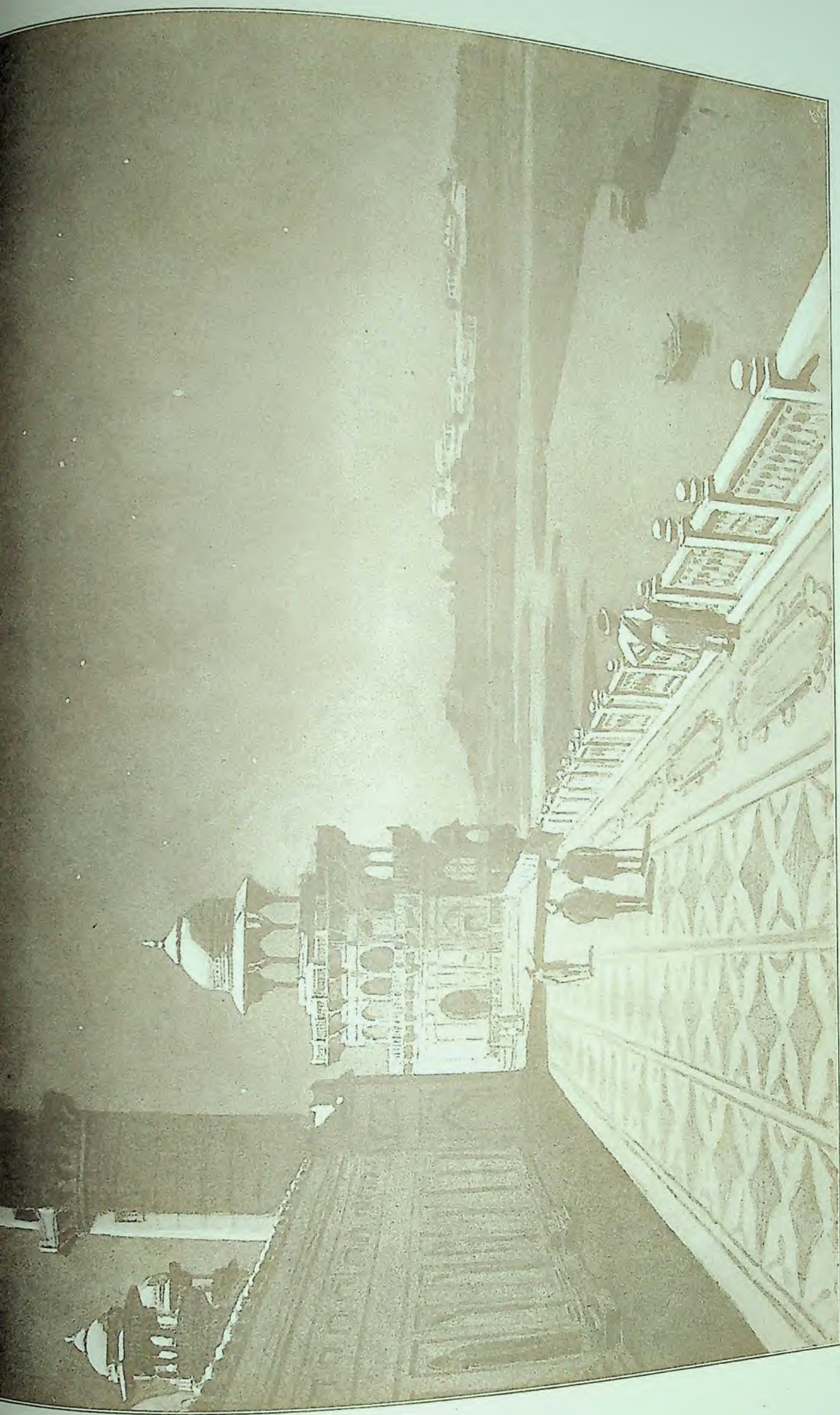
Am Gangesufer.

Wir stiegen zuerst die steilen Stufen zu dem aus mächtigen Quadern erbauten Palast des Rajah von Nagpur hinauf, besuchten dann, nachdem wir pietätvoll unsere Schuhe abgelegt hatten, die imposante, aus den Trümmern eines zerstörten Hindutempels erbaute Moschee des grossen Kaisers Aurangzeb des Aelteren. Die schlanken, gegen 150 Fuss hohen Minarets machen die wuchtige Steinmasse dieser Moschee zu dem hervorragendsten Bauwerk der Stromfäçade. Dann ging es fortwährend an Tempeln und Mausoleen vorbei in das Gassengewirr der inneren Stadt. Eine Wolke von Nichtsthuern, Fakirs und Bettlern — von welchen drei Berufsklassen es in Benares wohl mehr Vertreter giebt, als in irgend einer anderen Stadt der Welt — folgte uns auf Schritt und Tritt. Unter den Bettlern waren die Priester bei Weitem die unverschämtesten und zudringlichsten. — Rings um uns die Fülle uralter und höchst wunderbarer Kunst und fabelhafter Pracht — aber noch mehr Schmutz — wirklicher und moralischer —, das Versinken aller Cultur in Lastern und Faulheit, die schrecklichen Wirkungen eines vielfach zu completer Verrücktheit gesteigerten religiösen Fanatismus. Das Hindutum zeigt sich in Benares in seiner eigentümlichsten und interessantesten, aber auch in seiner widerwärtigsten Form.

Wir durchwanderten mit unserem fortgesetzt anwachsenden Gefolge nach einander den von der Marathafürstin von Indore dem Gotte Shiva erbauten „goldenen Tempel“, in dem ein — besonders in Anbetracht dessen, dass eine Frau den Tempel stiftete — äusserst merkwürdiges Symbol des Gottes als Allerheiligstes verehrt wird. Dann



Tadschi Mahal bei Agra.

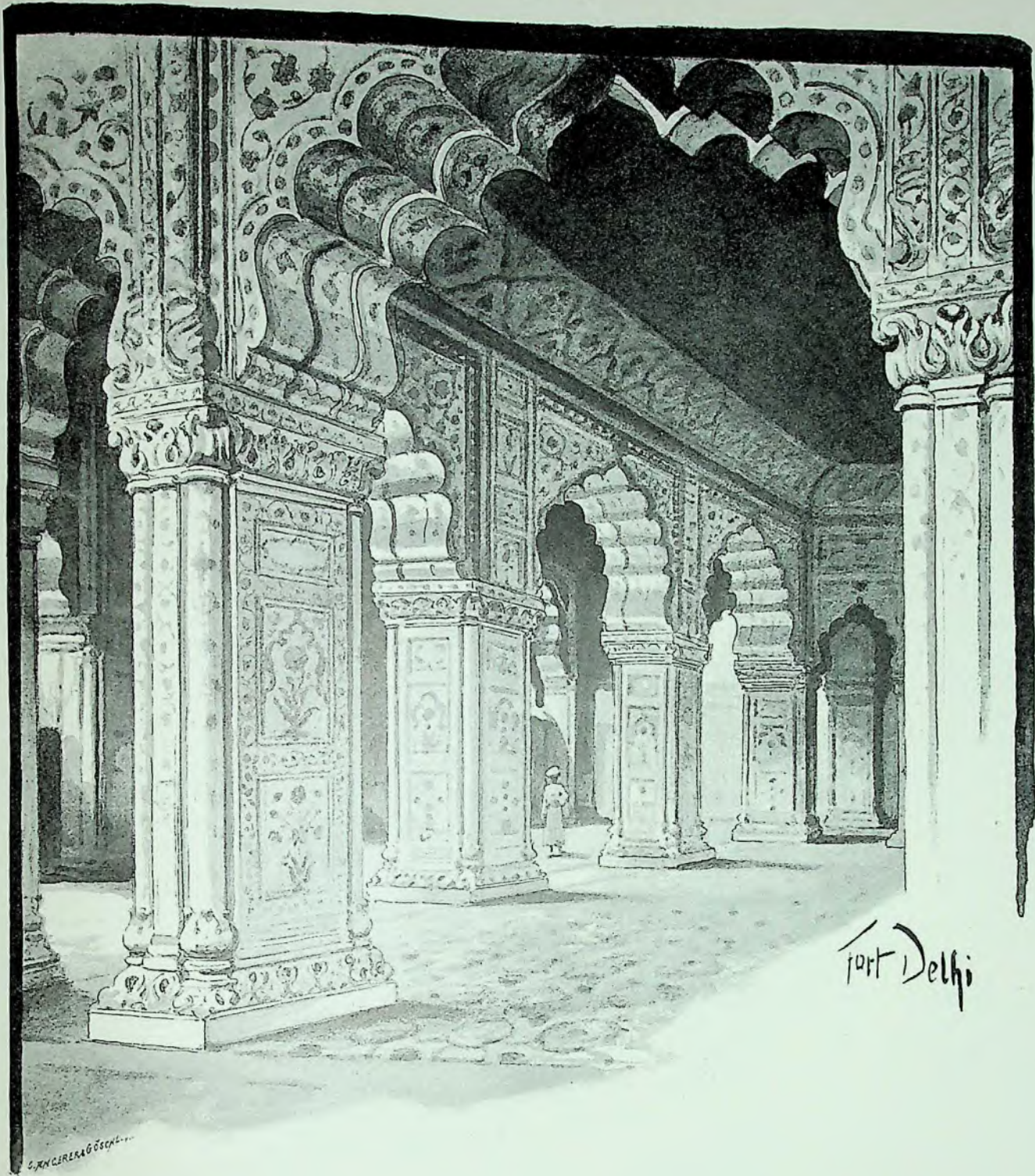


Terrasse hinter der Tadsch.

eigentlich nur die überraschende Mitteilung des Bruders Pförtner, dass der den Tempel bewohnende Gott „Hahnemann“ (eigentlich Hānumān) heisse. Göttliche Affen hausen familienweise in allen Nischen und Winkeln und wetteifern mit den Priestern an Begehrlichkeit und Wichtigthuerei.

An Wunderkraft übertrifft aber alle anderen Heiligtümer von Benares die Cisterne Mani Karniki, die mit dem Schweisse Vishnús gefüllt ist. Tausende frommer Hindus tauchen alljährlich zu dem stinkigen Tümpel hernieder und waschen damit die Sünden von ihrer Seele. — Und doch — trotz aller Finsterniss, aller Laster, alles Schmutzes, die in Benares herrschen — ich war von einer Art Ehrfurcht ergriffen, als der Eisenbahnzug uns über die trümmerbesäte Stätte der buddhistischen Bauten trug und die Minarets von Aurangzeb neben der goldenen Pagode der Marathafürstin





Fort Delhi

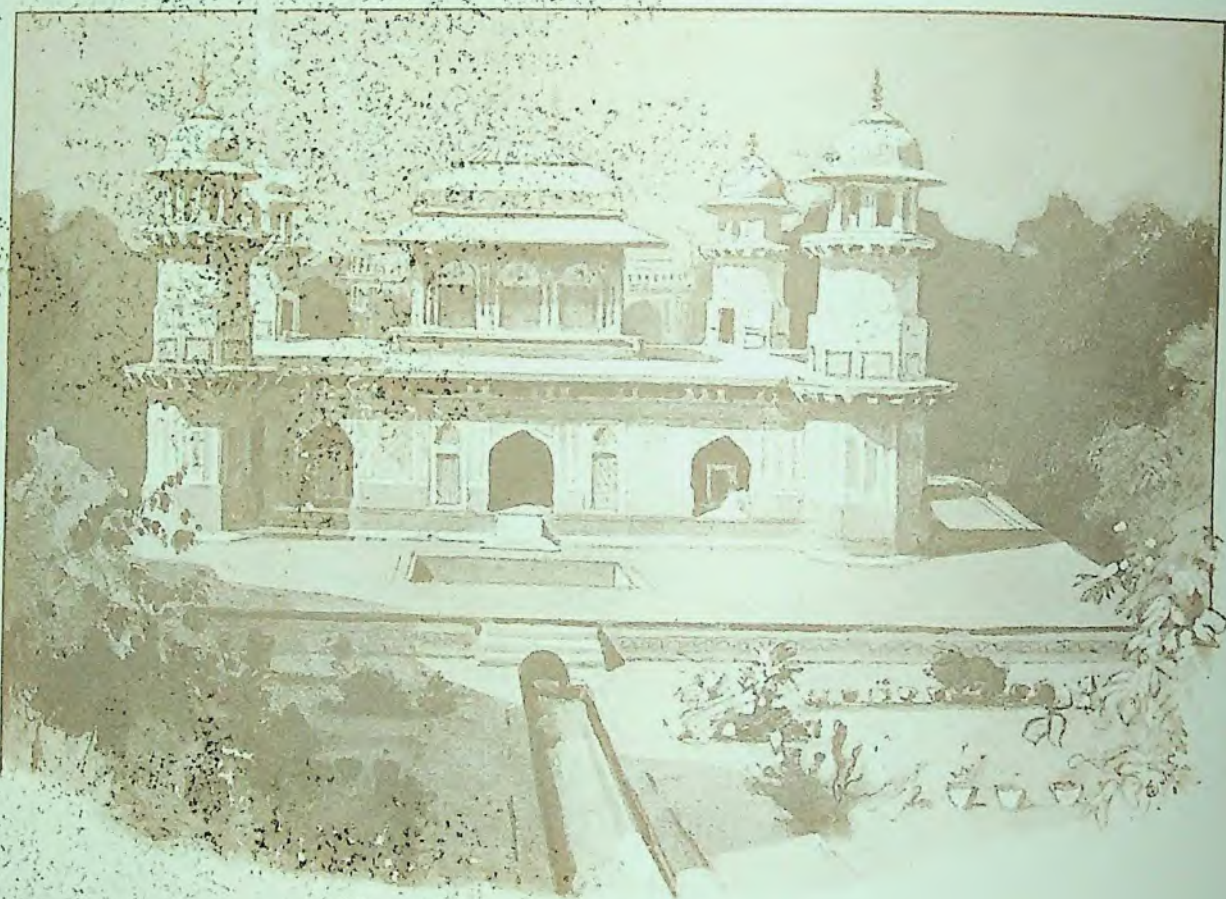
liches Wesen weit und breit, nur girrende kleine Tauben nisten in den Kiosks und schillernde Eidechsen huschen über den Marmorsarg des mächtigen Herrschers.

In tiefer Nacht erreichten wir Delhi, die Stadt denkbar stürmischer Vergangenheit, deren Boden von den Tagen der ersten Tartareinfälle bis zur grossen Mutiny*) im Jahre 1857 mehr Blut getrunken hat, als vielleicht irgend ein anderer Platz der Erde. Das enorme Trümmerfeld, welches die Ausdehnung Delhi's in den verschiedenen Phasen

*) Der Aufstand der Sepoys.

noch Alles, für uns hatte bereit stellen lassen. — Die Stadt erhielt ihre Bedeutung durch Akbar, den grossen Organisator des Mongolen-Reiches, welcher um die Mitte des 16. Jahrhunderts den Sitz der Regierung von Delhi hierher verlegte. Mit dem Namen Akbar's, dem seines Sohnes Jahángir und dem Sha Jahan's, welcher Jahángir vom Throne stiess und tötete, sind alle monumentalen Bauten von Agra verknüpft.

Finster und majestätisch steigen die roten Sandsteinmauern des Forts über dem Jamna empor. Dieser mächtige Bau Akbar's birgt hinter seinen Wällen und Bastionen den mit einem unvergleichlichen Luxus ausgestatteten Palast der Moguln, die üppigsten Frauengemächer und die graziöseste Moschee Moti-Masjid, einen auf leichter Sandsteinplatte sich erhebenden Marmorbau mit drei vergoldeten Kuppeln. Dem



Itimād-Daulā

dunklen Burgthor gegenüber liegt die reizende Moschee Jama-Masjid, von Sha Jahan zu Ehren seiner jugendhaften Tochter Jahánara in weissem und rotem Marmor erbaut. — Man hat einmal gesagt, dass die Moguln ihre Bauten wie Titanen entwarfen und wie Juweliere ausführten.

Jenseits des Jamna liegt in Orangenhainen und Rosenbüschen versteckt ein Bijou der bildenden Kunst, Itimād-Daulā; man weiss nicht, ob man die harmonischen und graziösen Formen, die ihm der Baumeister gegeben, oder den duftigen Schmuck, mit dem es der Steinmetz bekleidet, mehr bewundern soll. Die deutsche Sprache hat keine Worte, welche die Zierlichkeit dieses Mausoleums darstellen könnten. Seine keuschen, weichen Formen haben die Sage entstehen lassen, dass Kaiser Jahángir das-



Auszug zur Tigerjagd. (Alwar.)



X.

Letzte Jagden und Fahrten.

ZWISCHEN der Niederung des Ganges und dem Golf von Cutch liegt ein ungeheures, vorherrschend von sandiger Steppe bedecktes Hügel-land, die Rajputana. Ein paar zerklüftete Züge höherer, meist unbewaldeter Berge durchteilen das Land von Südwest nach Nordost. Der grössere, nordwestliche Teil ist fast ganz von endlosen Wüstenstrecken eingenommen, der auf der Südostseite der Bergzüge gelegene im Allgemeinen auch steril, von Fels und Sand und dürftiger Djungl bedeckt. Der Umfang dieses grossen Wüstenlandes beträgt gegen 140 000 englische Quadratmeilen, seine Bevölkerung nur etwa 10 Millionen Menschen, überwiegend hindustanischer Race und Glaubens.

Politisch zerfällt die Rajputana in 21 fast unabhängige Fürstentümer. Seinen Namen hat das Land von der dort herrschenden und etwa $\frac{1}{2}$ Million Seelen zählenden kriegerischen Kaste der Rajputs. Jeder Rajput trägt — wie jeder Baste — das erhebende Bewusstsein in der Brust, ein geborener Fürst zu sein; der Bettler — denn Bettler zu sein, verträgt sich in Indien mit jedem Rang und Stand — dünkt sich eben so vornehm wie der Maharajah, den er auch mit einem gewissen Recht seinen Vetter nennt, und ist äusserst peinlich im Punkt der Etikette. Die Rajputs sind nach Massgabe der Blutsverwandtschaft zu Clans zusammengeschlossen, die gewissermassen grosse Familien darstellen. Die Clans haben den weitaus grössten Teil des Grund und Bodens zu Lehn und sind recht eigentlich eine feudale Landaristokratie.

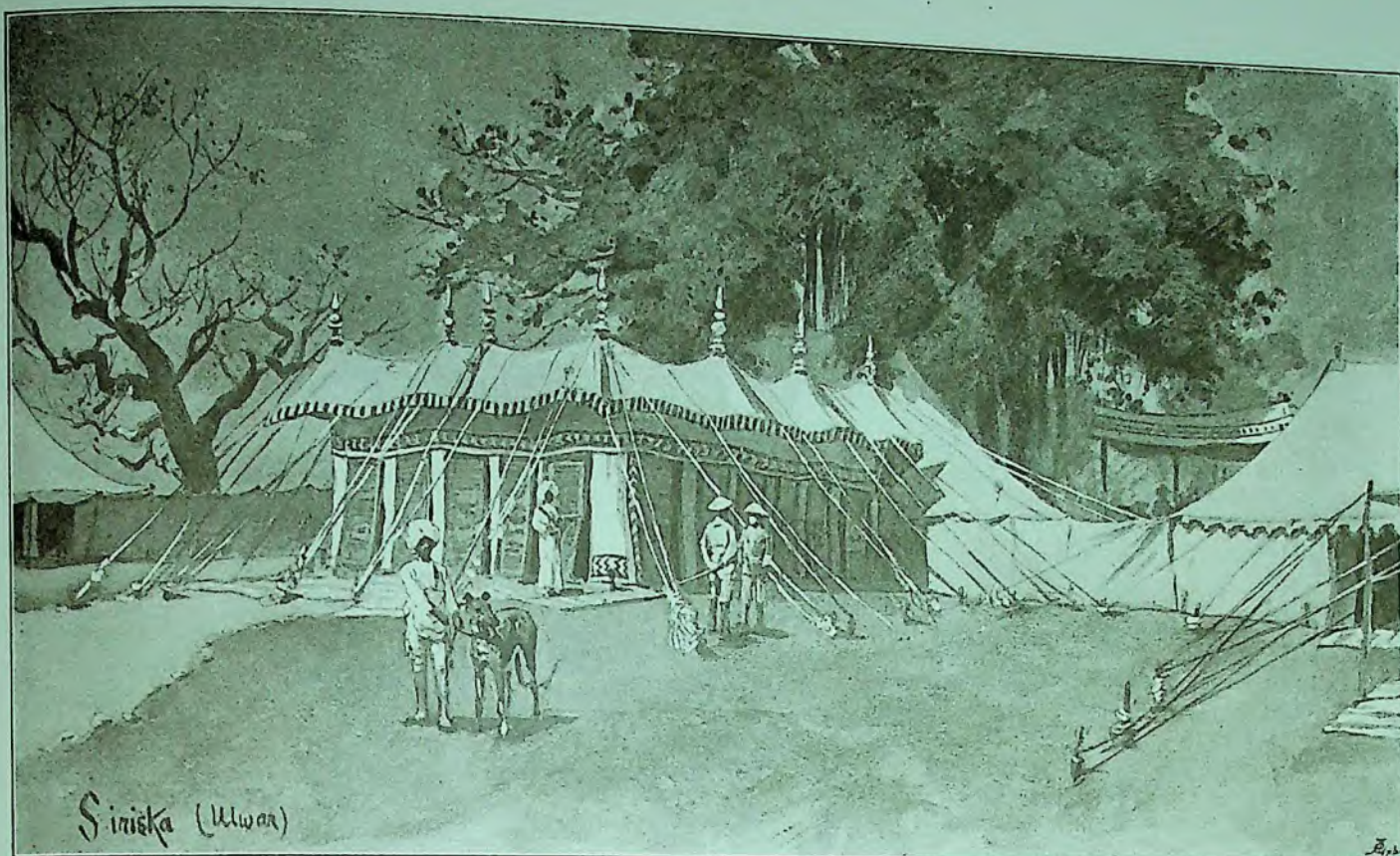
selbe seiner unglücklichen Liebe, der im zartesten Mädchenalter verstorbenen Tochter des Grossveziers gewidmet habe.

Bei Sonnenuntergang kehren wir wieder über den Strom zurück, um im sanften Licht des Abends den Anblick der Tadsch Mahal, des schönsten Grabmals der Erde, in all seinem Zauber zu geniessen. Andächtig treten wir durch den kühn geschwungenen Bogen des Thorweges in den immergrünen Hain. An einem in Marmor gefassten Wasserlauf entlang, dessen gerade Linien breite Becken mit plätschernden Fontainen unterbrechen, wandeln wir klopfenden Herzens dem Mausoleum der schönen Mumtáz-i-Mahal zu. — Da liegt es in träumerischer Ruhe, ein Marmor gewordenes Märchen aus Tausend und einer Nacht, schneeweiss aus dem dunklen Grün der Cypressen und Lorbeern zum Himmel aufsteigend. Die duftigen Konturen scheinen im Abendlicht zu zerfliessen, es ist wie eine sinnbestrickend schöne Fata Morgana.

Die Tadsch liegt mit ihren Gärten auf einer direkt aus dem Jamna emporsteigenden Marmorterrasse. Ihre Formen zeigen die höchste Vollkommenheit orientalischer Baukunst, ihre Ornamentik steht auf der Stufe, wo die Kunst des Steinmetzen in die des Juweliers übergeht. — Kuppel und Minarets sind aus blendend weissem Marmor, übergossen mit einem Schleier aus Stein geschnittener Blumen — zart und duftig, als wären sie wirklich am Stamm der Oleander und Lilien gewachsen. Um die Portale und Nischen sind mit bunten Gemmen Arabesken von Blumen und Sternen in den weissen Grund eingelegt, und zart in schwarzem Marmor geschriebene Koransprüche schwingen sich um die Säulen und Wölbungen. — Wir betreten das erleuchtete Innere dieses Märchenbaues. Die Bildhauerkunst hat hier ihren höchsten Triumph gefeiert; man glaubt in einer Täuschung befangen zu sein: das ist eher eine Laube von weissen Blüten und Blättern als ein steinernes Gewölbe, eher ein von Feenhand geschaffenes Brautgemach als eine Grabkammer, wo die Sarkophage Sha Jahans und seiner schönen Königin stehen!

Als wir wie traumbefangen aus dem Mausoleum in's Freie traten, war der Mond aufgegangen und übergoss mit seinem magischen Schein den feenhaften Bau, dessen transparentes Weiss ein flimmerndes Licht auszuströmen schien. Die Nachtigallen schlugen in den Cypressenhainen, die Wasser rieselten leise über die Marmorbecken, ein süsser Wohlgeruch von Jasmin und Orangeblüten füllte die Luft — man musste sich mechanisch davon überzeugen, dass man nicht träumte, dass man das wirklich erlebte, wirklich auf dieser Erde den Zauber eines solchen Anblicks genösse!

Den Morgen vor unserer Weiterreise benutzten wir zu einem Ausflug nach dem etwa fünf Meilen nördlich Agra gelegenen Sikandra. Aus schattenloser Ebene steigt ein Gebäude sonderbaren Styles empor. Buddhistische Modelle mögen dem Erbauer vorgeschwebt haben. In rotem Sandstein, reich mit Marmor-Mosaik geschmückt sind fünf, sich progressiv verjüngende Etagen aufeinander getürmt. Breite Wandelgänge mit Balustraden und vorspringenden Kiosken umlaufen jede Terrasse. Im mittelsten Raum der ersten Terrasse ruhen unter bunt emaillirtem Gewölbe die Gebeine des grossen Königs Akbar. Hoch oben, gerade über des Moguls Haupte, lag einst in einem kleinen Tempel der Kohinoor, der grösste Diamant der Erde. Den Kohinoor hat England in Verwahrung genommen. Akbar's Asche aber ruht noch friedlich in Sikandra. Der fabelhafte Bau — von Dimensionen, wie sie nur eines orientalischen Despoten Phantasie erdenken konnte — liegt verlassen im Sonnenbrande der weiten Ebene. Kein mensch-



in Wohn-, Schlaf- und Badezimmer geteiltes Zelt. Hinter jedem das Zelt seines Dieners. Eskorte, Jägerei, Mahouts (d. h. Elefantenführer) und der ganze Tross der Kameltreiber, Träger und Laskhars bewohnten die in weitem Umkreise errichteten winzigen Zelte und Hütten.

Wilde Pfauen, Papageien und Affen wohnten in den Zweigen der Baumgruppen. In respektvoller Entfernung vom Lager, da wo die Kunst aufhörte und Haide und Steingeröll begann, trieben Schakale ihr Wesen, und hoch über den zerklüfteten Thalrändern kreisten Adler und Geier.

Das üppige Lager in dieser Umgebung war ein recht charakteristisches Bild der Gewohnheit dieser indischen Fürsten, auf ihren Zügen stets einen unerhörten Luxus in den entlegensten Einöden zu entfalten.

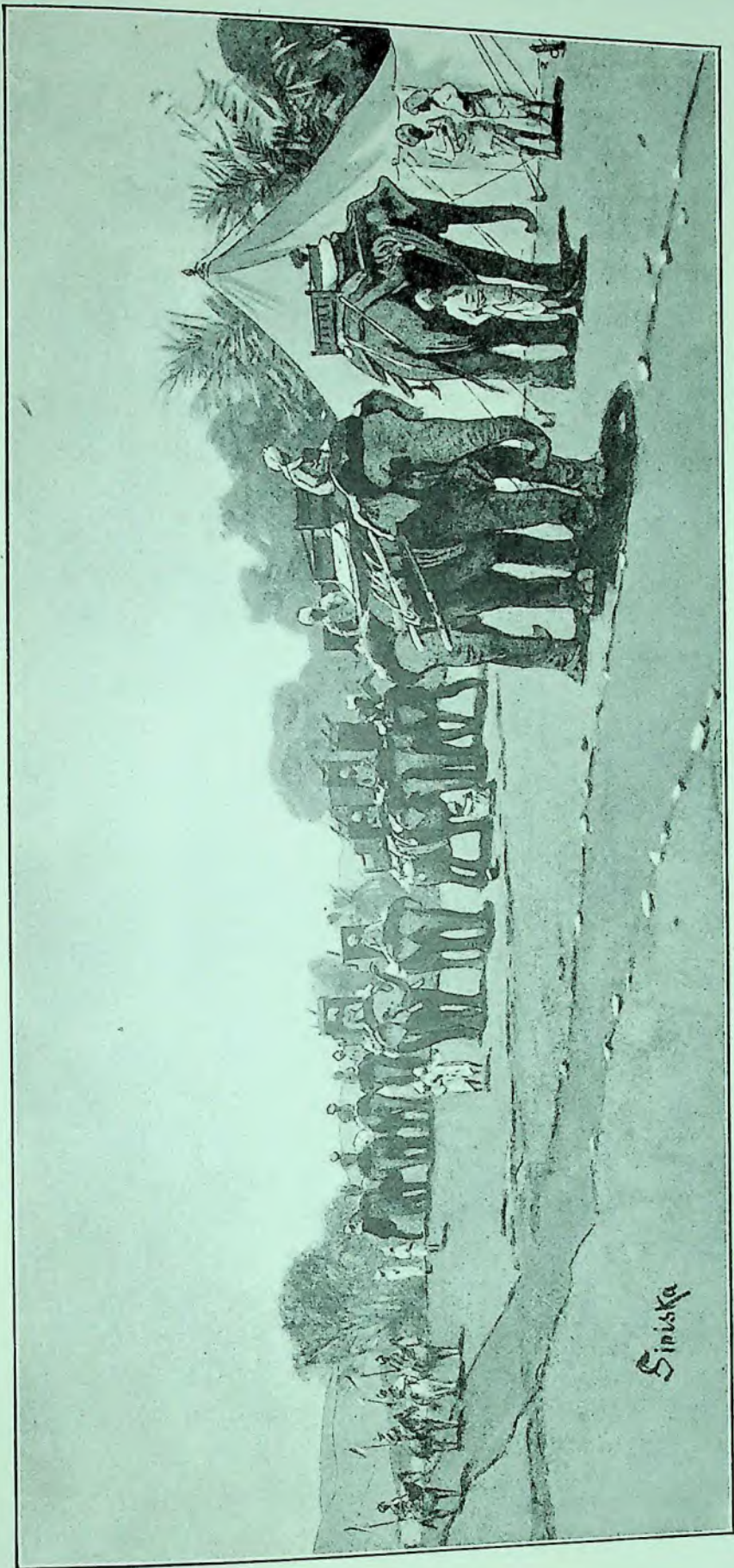
In den rings um unser Lager sich öffnenden Schluchten wurden allabendlich Büffelkälber in der Djungl angebunden, als Opfer für den Tiger. Auf dem nächsten höheren Baum fasst dann ein eingeborener Shikari Posto. Durch das angstvolle Brüllen des angebundenen Tieres herbeigeloct, schleicht der Tiger in der Dunkelheit heran und reißt das Kalb. Der Shikari beobachtet den Vorgang gemächlich von seinem Baum. Der Tiger tritt dann den Rückzug in der Richtung seines Standquartiers an, und der Shikari steigt herunter und folgt auf Hörweite. Gewöhnlich ist der gesättigte Tiger zu langen Märschen nicht aufgelegt und thut sich bald in einem Dickicht nieder. Dann umgeht ihn der Shikari, erklimmt wieder einen Baum und verleidet dem ermüdeten Raubtier durch anhaltendes Klappern mit ein paar Kieselsteinen die weitere Fortsetzung seines Abmarsches. Glaubt er sich dieses Effekts genügend versichert zu haben,

seiner Geschichte erkennen lässt, umfasst 45 englische Quadratmeilen. Wie ein winziges Dorf erscheint in demselben die heutige Stadt.

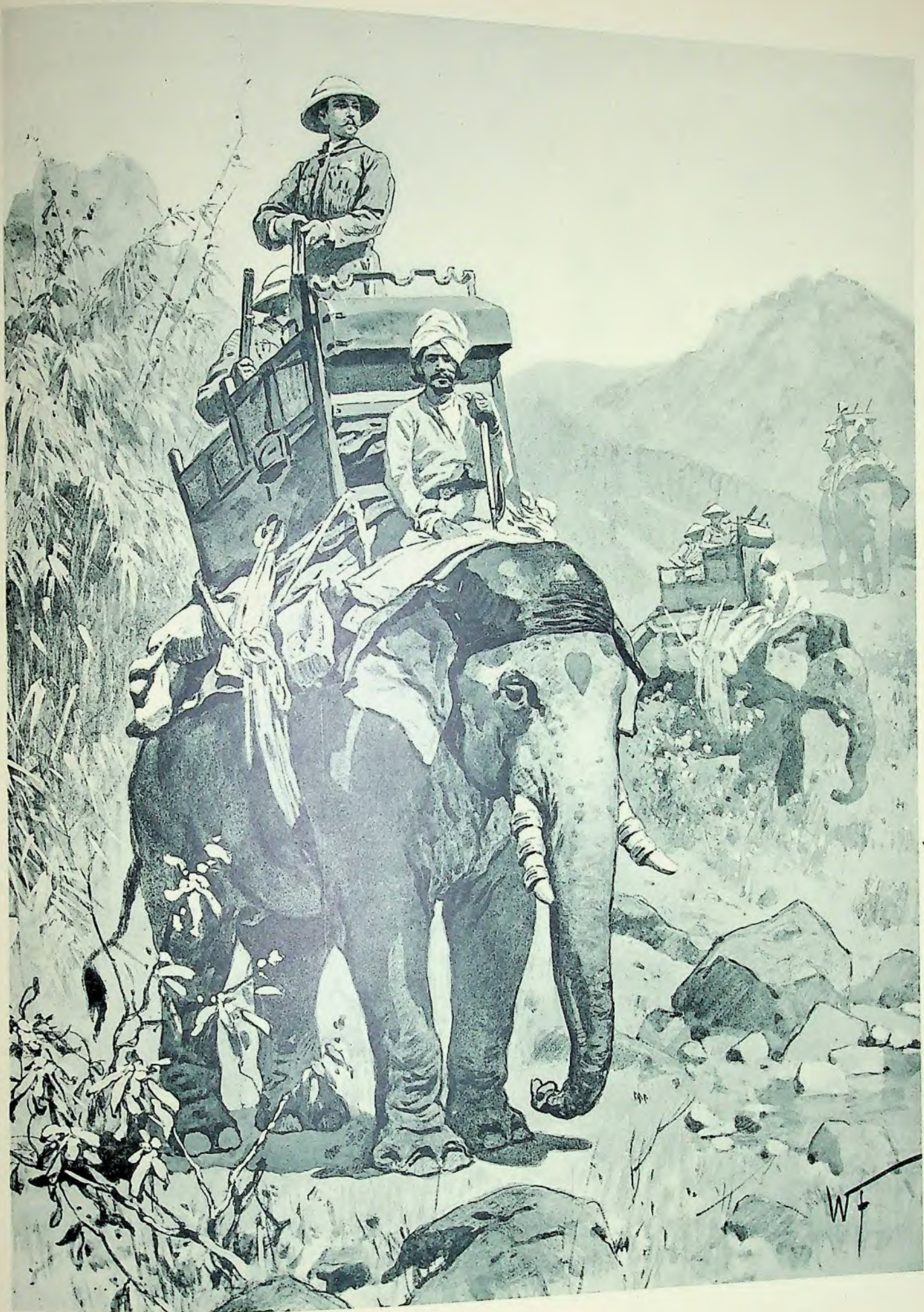
Eine mehrstündige Fahrt führte uns am frühen Morgen über Ruinen aller Epochen zu den gigantischen Trümmern der Moschee Kutab-ud-Din's, des ersten Moguls von Delhi. Aus der Mitte der Verwüstung erhebt sich bis in die Wolken der Turm Kutab Minar, den der Sage nach der mohammedanische Eroberer über dem Kopf des besiegten Hindufürsten errichten liess. Einst galt der Turm für das höchste Bauwerk der Welt. In fünf Etagen steigt der Bau, von dem wohl ursprünglich der Muezzin die Gläubigen der Riesenstadt zum Morgen- und Abendgebet rufen sollte, bis zu einer Höhe von annähernd 250 Fuss auf. Seine oberste Kuppel stürzte im Anfang des Jahrhunderts bei einem Erdbeben herab. — Nahe bei dem Turm steht eine massive, eiserne Säule. Die Sanskrit-Inschrift erzählt, dass dieselbe von der Erschaffung der Welt an dort gestanden habe. Dem Rajah Anang Pal, der im achten Jahrhundert vor Christi Geburt in Delhi herrschte, erzählte ein alter Brahmine, dass die Säule im Kopf des Schlangenkönigs Vasuki, der die Welt trägt, wurzele, und niemand sie herausziehen dürfe. Der ungläubige Rajah befahl darauf die Säule auszugraben; als sich jedoch in der Tiefe Blut zeigte, wollte er sie schleunigst wieder einsenken lassen. Aber keine Gewalt konnte die Säule befestigen, und der Thron des ungläubigen Rajah, dessen Bestehen am Grunde der Säule hing, kam in's Wanken. — Daher heisst das Reich des Rajah und die Stadt Delhi, d. h. die Wankende.

Quer durch die Ueberreste weitläufiger Tempelbauten und Festungswerke führt uns der Weg zurück zu dem noch leidlich erhaltenen »Fort« der letzten mohammedanischen Dynastie. Dasselbe birgt in seinen Umfassungsmauern den in wunderbarer Pracht aufgeführten Palast und den Harem, dessen Bäder an Comfort und üppigem Schmuck jeden Luxusbau der Neuzeit in Schatten stellen. Die beiden zusammenhängenden Bauwerke bedecken mit ihren Höfen und Gärten nach Fergusson das doppelte Areal des Escorial, des ausgedehntesten Palastes von Europa. Die Audienzhalle der Moguln, in der Alles vereinigt ist, was blühende Künste mit den unerschöpflichen Mitteln orientalischer Herrscher für deren Launen zu schaffen vermochten, trägt über der Stelle, wo einst der fabelhafte Pfauenthron gestanden hat, die Inschrift: »Wenn es einen Himmel auf Erden giebt, so ist er hier, so ist er hier!«

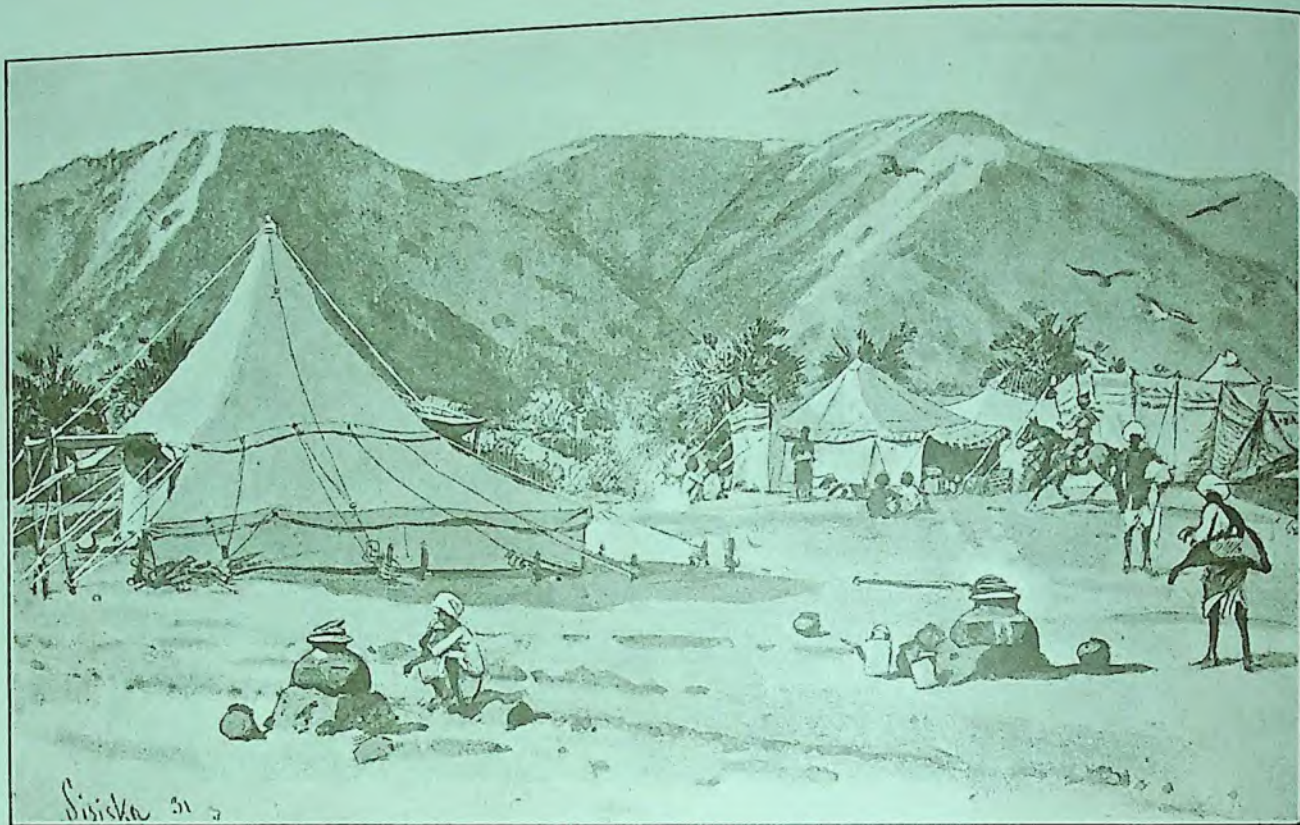




Vor dem Aufbruch zur Jagd.



In Erwartung!



Drei dieser rajputanischen Staaten sollten wir noch auf der Reise nach Bombay — wenn auch nur flüchtig — kennen lernen: Alwar, Jaipur und Ajmere-Merwára.

Mougal Singh, der Beherrscher von Alwar, lud uns zur Tigerjagd ein. Mit ihm, seinem früheren Erzieher Major Creagh und dem political Agent Oberst Peacock verliessen wir eines schönen Morgens in drei brillanten four-in-hands das altertümliche Alwar mit seinen die Höhen rings um die Stadt krönenden Bastionen und Wachttürmen. Die Nachwehen des die Ebenen der Rajputana häufig heimsuchenden Wüstensturmes füllten die Luft mit feinem wirbelnden Sand. Die Sonne war von gelblichem Nebelschleier verhüllt und die nackten Hänge des Thales, in dem wir dahinfuhren, erschienen durch das eigentümliche fahle Licht noch starrer und unwirtlicher. Jede sechste Meile wechselten wir die Pferde; dann hörte die Fahrstrasse auf und drei, mit einer Art von Matratze gesattelte Elefanten nahmen uns zu zweien auf ihren Rücken, das Gepäck folgte auf Kamelen. Unter der Eskorte phantastisch uniformirter Lanzenreiter ging es noch etwa zehn englische Meilen weiter, bis wir unser romantisch in einem wilden Bergkessel gelegenes Camp erreichten. Zwischen Gruppen von schattenspendenden Banianen war auf grünem Rasen ein Lager von etwa zwölf grossen und einer Unzahl kleiner Zelte aufgeschlagen, die allen für camp-life nur erdenklichen Komfort boten. Den Mittelpunkt des Lagers bildete ein wahrhaft palastartiges Zelt, das uns als Speisesaal diente. Die Innenwände waren von rotem Tuch mit zierlichen blauen Mustern. In den Ecken waren durch Teppiche kleine mit gelbseidenen Polstern und Tischchen aus schön gearbeiteter Benares-Bronce möblirte Salons abgeteilt. Das Zelt lag auf einem kleinen Hügel, den Rasenflächen mit Blumenbosquets und Springbrunnen bekleideten. Um dieses für einen Aufenthalt von wenigen Tagen geschaffene Idyll grupperte sich das übrige Lager. Jeder von uns hatte sein geräumiges, durch Portièren

Stimme die Worte heraus: »How would you like a well iced whisky-peg now?« Ich sah ihn stumm mit einem vorwurfsvollen Blicke an.

Beim Abmarsch aus unserem reizenden Camp streiften wir auf unseren Jagdelefanten noch über eine mit niederem Strauchwerk bestandene Hochebene. Wir erlegten einige Exemplare Nilgai (*portax pictus*). Der Engländer nennt die Böcke dieser ausserordentlich grossen, in ihrem Körperbau eher an Pferd oder Zebra erinnernden Antilopenart wegen ihrer blaugrauen Farbe blue bull. Ihre kurzen und wenig schönen Gehörne konnten uns aber darüber nicht trösten, dass wir nunmehr kein selbsterbeutetes Tigerfell aus Indien mitbringen würden, ein Misserfolg, der in Europa gewiss von Vielen als unbegreiflich und geradezu compromettant angesehen wird.

Wir kamen nach Jaipur, der Residenz Siwai Madho Singh's, der als Chef des grossen Kachwaha-Clans seine Abkunft direkt von dem mythischen König Rama von Oudh herleitet. In Anbetracht dieses göttlichen Vorfahren und der von jenem bis auf Madho Singh fast ununterbrochenen Stammtafel königlicher Ahnen würde Letzterer wohl den Anspruch erheben können, der Vornehmste aller hindustanischen Maharajah's zu sein, wenn nicht ein Makel am Schilde seines Geschlechtes haftete:

Im 15. Jahrhundert unterlag Jaipur wie die meisten rajputanischen Staaten dem Ansturm des Islam. Aber anstatt — wie es Rajputs geziemt hätte — dem fremden Sieger feindseligen Trotz entgegenzusetzen, traten die Fürsten von Jaipur sogar in den Dienst der Moguln und brachten es als deren Feldherren und Staatsmänner zu hohen



Jagdluchs.



so klettert der Shikari flugs herunter und erreicht gegen Morgen den als Relais aufgestellten Meldereiter. Dieser jagt ventre-à-terre zum Camp, dort wird alarmiert, Jäger, Elefanten und Trossknechte setzen sich in Bereitschaft, ein reitender Bote bietet die Einwohnerschaft des dem Revier nächstgelegenen Hindudorfes als Treiber auf, in no time ist das Thal, in dem sich der Tiger niedergethan hat, umstellt, alle Schluchten und Wechsel mit Schützen besetzt und das Treiben beginnt. Aufgescheuchte Pfauen flattern geräuschvoll durch die Djungl, welche den Thalboden bedeckt, hier und da bricht ein Sambar oder eine Hyäne aus dem Treiben. Aber kein Schuss fällt auf sie, niemand will sich die Chance für den Tiger verderben. Da — ein sonorer, murrender Ton, der für einen Moment dem Höllenlärm der Klappern und Tam-Tams Schweigen gebietet. Aus der Tiefe des Thalkessels tönt er kaum hörbar herauf zum Rande der Schlucht, wo ich im Kasten der Houda auf meinem Elefanten throne. Aber trotzdem fliegt ein nervöses Zittern durch den Riesenkörper meines Reittieres, erregt peitscht der Elefant seine Flanken mit dem Rüssel und wirft Strahlen von Wasser und Speichel als Abkühlung für seine Nerven über Bauch und Rücken. Der Mahout bearbeitet krampfhaft mit der eisernen Hooka den Kopf des Dickhäuters und mit den Füßen seine Ohren, um ein Umdrehen und Durchgehen des Elefanten zu verhüten — der alte Bursche hatte gewiss schon ein unangenehmes Rencontre mit einem Tiger gehabt. Da fällt von dem vorspringenden Felsen, auf dem der Maharajah postirt ist, der erste Schuss. Ein wütendes, markerschütterndes Gebrüll ist die Antwort. Wieder eine Minute absoluter Stille — das Thal, welches soeben noch vom Getöse der wilden Jagd wiederhallte, scheint ausgestorben. Unten kracht ein Baum und unmittelbar darauf die scharfen kurzen Schläge zweier Büchschüsse. Man hört das Rollen einiger Felsstücke, ein tiefes, schmerzliches Stöhnen, dann nichts mehr. Der Tiger war verendet.

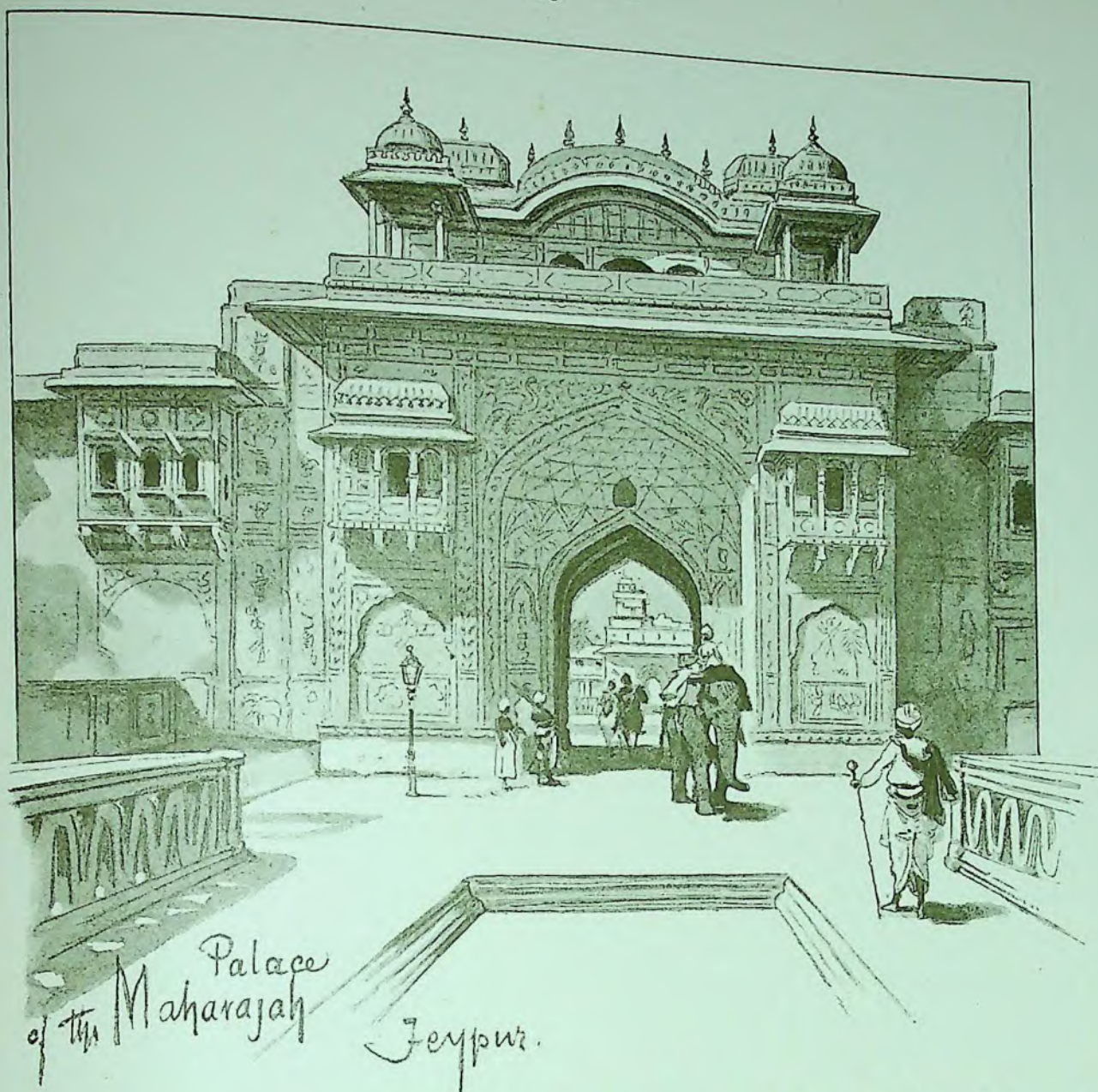


Erlegt!

Im Begriff, aus der Djungl das steinige Bett eines ausgetrockneten Giessbaches empor zu klettern, hatten ihn die Kugeln des Maharajah gefasst. — Das prachtvolle Tier lag zwischen ein paar Steinblöcken lang ausgestreckt auf einer Terrasse des Wasserfalls wie der Löwe von Luzern. Seine mächtigen Pranken hingen über den Rand des Felsvorsprungs herab, nur vereinzelte Sonnenstrahlen flimmerten in der engen Felschlucht auf dem prächtig gestreiften Fell. — Es war ein fünfjähriger Tiger, und zwar ein ausnehmend starkes Exemplar; er mass von der Nase zur Schwanzspitze über 9 Fuss und von der Kralle zur Schulter annähernd 4 Fuss.

An den nächsten Jagdtagen gingen die eingekreisten Tiger unbeschossen durch die Treiberlinie resp. verschwanden in unerklärlicher Weise in der Djungl. Dann kamen zwei Tage, wo sich kein Tiger in den beunruhigten Revieren blicken liess. Angelsport, Hetzjagd mit Windhunden auf Schakale, Raubvogelfang mit dem Luchs — unter anderen Umständen lauter sehr unterhaltende Beschäftigungen — konnten uns an diesen Tagen gezwungener Ruhe nicht erheitern. Daher wurde die letzte Nacht vor der nun schon dringend notwendig werdenden Abreise dem Ansitz auf Tiger geopfert.

Bei Sonnenuntergang ritten Lord Reginald Fitzwilliam, der neuerdings als Jagdgast im Camp eingetroffen war, und ich von zwei Shikaris begleitet, nach einem etwa vier Meilen südlich des Camp belegenen Walddistrikt. Am Eingang des Thales, in dem wir uns ansetzen sollten, lag an einem stillen Weiher in tiefster Waldeinsamkeit die romantische Klause eines brahminischen Anachoreten. Dort liessen wir die Elefanten und bahnten uns — schon in tiefer Dunkelheit — durch die Djungl unsern Weg bis zu einer Lichtung, in deren Mitte sich ein Wassertümpel befand. Die Shikaris banden das unschuldige Opferkalb an einen Strauch, empfahlen uns als Sitz für die Nacht einen breitästigen Baum, von dem aus man angeblich die ganze Lichtung beherrschen sollte, und verschwanden. Da sassen wir nun auf unserem Baum, mit Büchse, Jagdmesser, Fernglas und ich weiss nicht, was sonst noch behangen, und hatten keinen anderen Gedanken, als nicht herunterzufallen. Bis Mitternacht herrschte eine Pechrabenfinsterniss, in der Elefanten sich unter unserem Baum hätten tummeln können, ohne von uns gesehen zu werden. Unsere Lage war die denkbar unbequemste. Es war eine Hitze wie in einem Backofen, kein Lüftchen strich durch das enge Waldthal. Die Beine starben uns ab und jede neue Lage wurde nach wenigen Minuten unerträglich. — Das Kalb gab keinen Laut von sich, sodass wir argwöhnten, die tückischen Shikaris hätten es wieder mit sich genommen. Erst als nach Mitternacht der Mond aufging, konnten wir uns über diesen Zweifel Beruhigung schaffen, denn es hatte sich resignirt in seinem Strauch niedergethan und schlief offenbar. Die Qualen des Durstes steigerten sich bis zum körperlichen Schmerz und Fliegen und Moskitos peinigten uns aufs Aeusserste. Rauchen durften wir nicht, um nicht den — nach Aussage der Shikaris — in nächster Nähe stehenden Tiger zu verscheuchen. Aber das Kalb blieb mäuschenstill und kein Tiger kam. Im ersten Zwielft des neuen Tages trat ein Sambarhirsch aus der Djungl zur Tränke — sonst sahen und hörten wir kein lebendes Wesen. Als es hell geworden war und wir mit verschwollenen Gesichtern von dem Baum der Qual herabkletterten, waren mir Mund und Gaumen vor Trockenheit zu Leder geworden und ich konnte keinen Laut hervorbringen. Fitzwilliam aber stiess mit rauher



eigener Person vorgeführt wurden. An den Marstall reiht sich der Elefantenhof und eine Menagerie, in der eine Anzahl der berühmtesten man-eater's, menschenfressender Tiger, die einst ganze Landstriche hatten veröden lassen, ihr thatenreiches Leben bei guter Pflege beschlossen. Unmittelbar neben diesen Etablissements echt orientalischer Despotenlaune liegt eine Gruppe kleiner Gebäude von höchst auffälliger Bauart. Es ist das Observatorium Jai Singh's II., des berühmtesten indischen Astronomen. Er corrigierte die Anfang vorigen Jahrhunderts als massgebend angesehenen Tafeln De la Hire's und stellte selbst neue astronomische Listen auf, die er seinem Suzerain zu Ehren »die Tafeln Muhammed Shah's« benannte.

Die Stadt Jaipur unterscheidet sich von den meisten anderen indischen Städten unvorteilhaft durch die allzu regelmässige Anlage breiter Strassen und durch eine ausgesprochene Unsolidität ihrer Bauwerke. Prunkende Façaden von der Höhe und dem Aplomb eines Nabobs-Palastes verdecken häufig nur die Front eines einstöckigen Hauses und die Stelle der Sandsteinquadern und Marmorreliefs vertritt Stuck und übertünchtes Ziegelwerk. Zum Überflus hatte der Maharajah, als ob er den Eindruck der unsoliden Coulissenstadt hätte vervollständigen wollen, in Erwartung eines Besuches des Prinzen



Hindu-Weiber (Cutch).

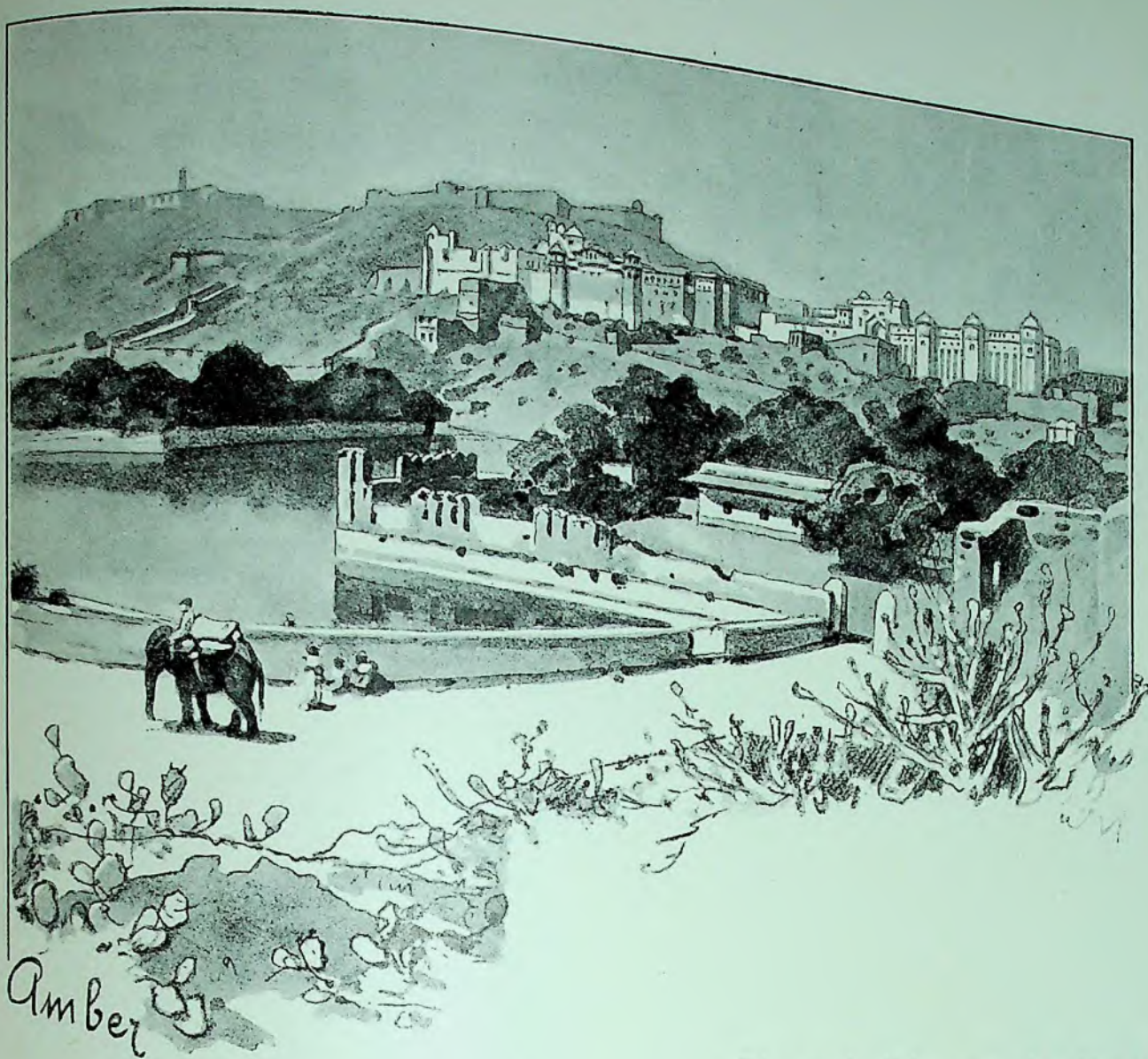
Ehren. Jener Jai Singh, der den Maratha-Häuptling Sivaji bei Mahableschwar fangen wollte und diesen Versuch mit dem Leben bezahlte, war vom Blute König Ramas. Und Einer in der stolzen Ahnenreihe vergass seine Würde so weit, um seine Tochter einem der mohammedanischen Eroberer zum Weibe zu geben — nämlich Jahángir, dem Erbauer des reizenden Mausoleums Ihtimád-Daulá. Das konnten die Rajputs nicht verzeihen, dass der Chef ihres grössten Clans derart das stolze Blut erniedrigte, und schwer sollte sich dieser Schimpf am Hause der Maharajah's rächen.

Als der Auflösungsprozess des islamitischen Reiches begann, wollte der damalige Rajah von Jaipur ein zur Befreiung der Rajputana mit dem Fürsten von Udaipur geschlossenes Bündniss durch Heirat mit dessen Tochter befestigen. Der stolze Vater aber willigte nur unter der Bedingung darein, dass die Nachkommen seiner Tochter unter Uebergehung der Söhne erster Ehen succediren sollten. Es geschah — aber Erbfolgekrieg und Brudermord rächte an der Fürstenfamilie und dem Lande die Sünde früherer Geschlechter.

Unser erster Gang galt einem Besuch bei Rajah Siwai Madho Singh. Der Titel Siwai bedeutet 1 1/2 Mann und soll die Ueberlegenheit seines Trägers über alle seine Mitmenschen ausdrücken. Für Madho Singh war er jedenfalls bezeichnend, denn

wie ein Riese unter Zwergen trat uns der Beherrscher von Jaipur mit seinem Hofstaat gegenüber. Die Unterhaltung musste Wort für Wort verdolmetscht werden und kam nicht über die üblichen Begrüssungsphrasen hinaus. Mit der Versicherung gegenseitiger Hochschätzung schieden wir. Durch ausgedehnte, mit Fontänen und Kiosken überreich gezielte Gartenanlagen gelangten wir zum Marstall, wo Spring-, Tanz- und Apportirpferde uns von dem Herrn Oberstallmeister in höchst-





Die nach links von der Haupt-
strasse sich abzweigende Gasse hinan-
reitend, erreichten wir durch ein aus
wuchtigen Quadern erbautes Thor die

Königsburg. Wie ein altdeutsches Raubritterschloss hängt sie an dem jähesten Ab-
sturz der Bergwand direkt über dem See. Man kam sich wie verzaubert vor in
dieser Einsamkeit. Tiefste Stille herrscht ringsum. Kein lebendes Wesen auf dem
im warmen Licht der Abendsonne ruhenden Hof; in den dunklen Hallen des Palastes
hört man die Eidechsen über die glatten Wände huschen. Wir treten in die mit
edelstem Geschmack erbauten Frauengemächer. Sie sind in einem dunklen Ton
gehalten, Mosaik und nachgedunkelte Malerei auf Goldgrund wirken discret als Unter-
brechung der schwärzlichen Marmorwände und der polirten Sandsteinplatten des Fuss-
bodens. Die Wölbungen sind in gemässigten Bogen ausgeführt, die Plafonds reich
aber in gehaltenen ruhigen Farben bemalt und emailirt. Aus den breiten Fenstern
hat man einen entzückenden Blick auf die Berge mit den Castellen, die verlassene
Stadt am jenseitigen Abhang, den stillen See zu Füßen. An den Vorsprüngen der
Felswand blühen Oleander und wilde Rosen, Winden und Epheu umspinnen die Tempel-
bauten am See und kriechen am Fels empor bis zu den Erkern des Harem. Die
einzigen lebenden Wesen ringsum sind wilde Pfauen, die mit ihrem dunkelschillernden
Gefieder eigens als Staffage in dieses ernste, märchenhafte Bild versetzt erscheinen.



finishing an
Gymn 9.4.88.

WF

Fakir.

von Wales den kategorischen Befehl erteilt, dass die ganze Stadt rosa anzustreichen wäre. Und so sieht der Beschauer auf allen seinen Streifzügen durch die Stadt nichts als rosa Tempel, rosa Paläste, rosa Mauern und Hütten, bis es ihm vor lauter Rosenrot blau und grün vor den Augen wird.

Man empfängt sofort ganz unwillkürlich den Eindruck, dass diese Stadt sich nicht natürlich und historisch entwickelt hat, sondern dass sie auf despotischen Befehl schnell mit unzureichenden Mitteln erbaut wurde. Und dieser Eindruck täuscht nicht, denn erst zu Anfang vorigen Jahrhunderts wurde Jaipur in grösster Eile erbaut und die Bevölkerung einer ganzen Stadt bezog auf einmal mit Kind und Kegel die plötzlich aus dem Erdboden aufgeschossenen Häusermassen. Bis dahin war seit grauer Vorzeit, noch bevor die arischen Rajputs das Land in Besitz nahmen, das schon von Ptolemaeus erwähnte Amber, fünf Meilen weiter nördlich an den Bergen gelegen, die Hauptstadt des Landes gewesen. Da verliess im Jahre 1728 der Rajah und die ganze Einwohnerschaft plötzlich die festen Mauern Ambers und siedelte sich in der Ebene an. Ob wirklich ein göttlicher Befehl, eine Prophezeiung, eine nationale Tradition die Veranlassung dazu gewesen ist, das Heim vieler Jahrhunderte aufzugeben, oder ob nur eine Despotenlaune das Volk von dort vertrieb, darüber giebt keine Chronik noch Inschrift genügenden Aufschluss. Praktische Gründe können es unmöglich gewesen sein, denn die Lage von Amber ist in jeder Hinsicht der von Jaipur überlegen.

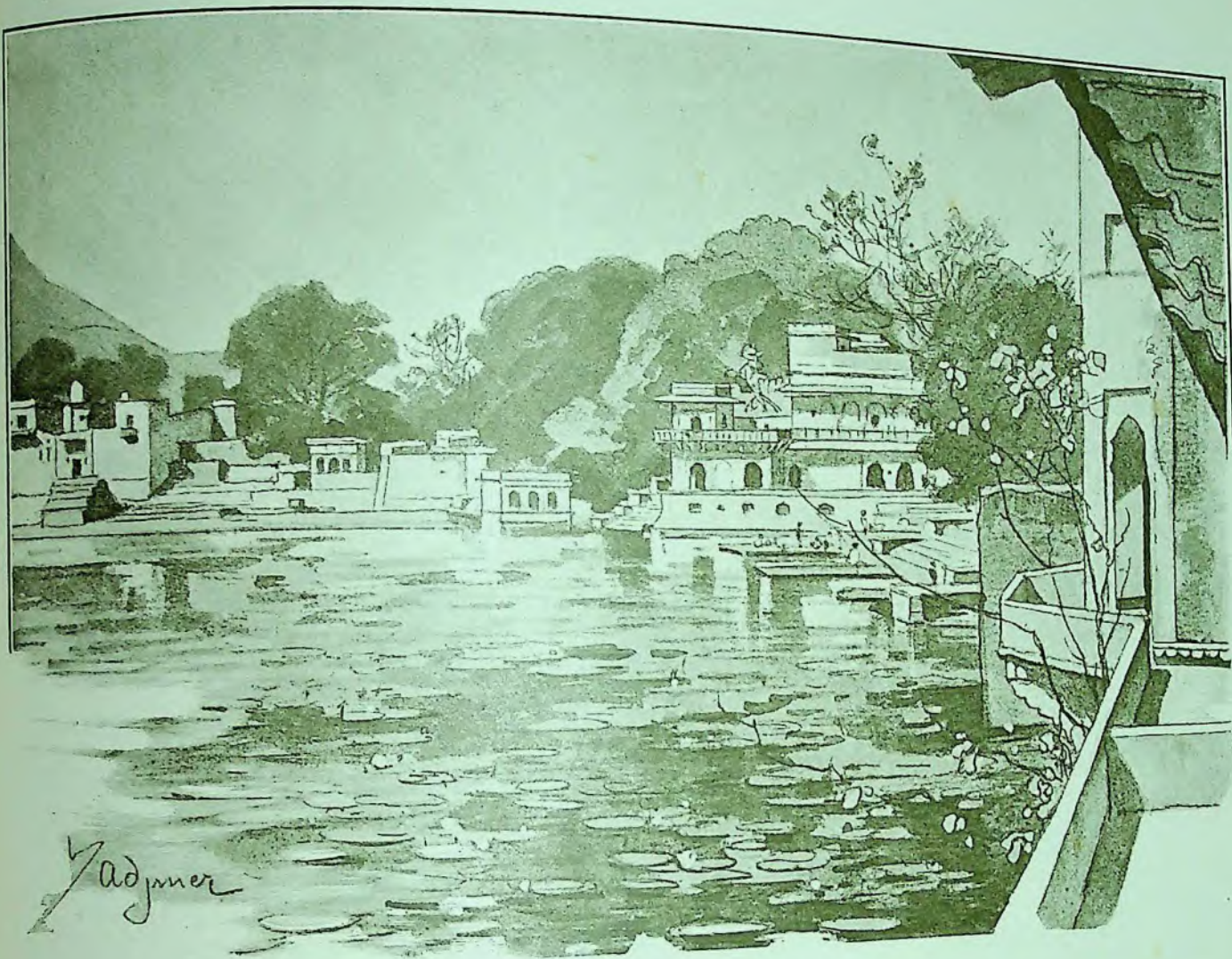
In den Nachmittagsstunden unseres zweiten Tages in Jaipur fuhren wir in einem bequemen Landauer des fürstlichen Marstalls aus der rosa Stadt den Bergen zu. Aus einem etwa halbwegs zwischen Jaipur und Amber gelegenen See erhebt sich ein Wasserpalast, eine spezielle Liebhaberei rajputanischer Fürsten.

Wie ein verwunschenes Schloss blickt der schon längst nicht mehr bewohnte alte Bau herüber. Seine Grundmauern steigen unmittelbar aus der Flut empor, so dass die langen Säulenhallen durch die Wasserspiegelung sich bis ins Unendliche fortzusetzen scheinen. Auf Schwellen und Gesimsen wuchert Gras und auf den Stufen der zum Wasser herniederführenden Freitreppe sonnt sich ein Alligator. — — — — —

Die Strasse steigt jetzt zu der breiten Felsenschlucht hinan, an deren Abhängen in malerischer Lage das alte Amber sich ausbreitet. Wir verlassen den Wagen und reiten auf Ponies die steile, mit Fliessen belegte Strasse hinauf in die Stadt. Links unter uns auf dem Grunde der Schlucht ein dunkler, von Sandsteinterrassen umzogener See mit einem Tempel auf winziger Felseninsel, Cypressen spiegeln sich in der stillen Flut. Rechts ziehen sich die öden Strassen an der Berglehne hinauf, die Häuser scheinen für die Ewigkeit gebaut zu sein, denn obgleich schon seit lange die erhaltende Menschenhand fehlt, haben die massiven Steinbauten bisher den Monsun-Stürmen getrotzt und weisen kaum ein Zeichen beginnenden Verfalles auf. Ein schroffer Contrast zu der unsoliden Bauart von Jaipur! Kein menschliches Wesen ist in den Strassen und Häusern zu sehen, von oben her kommen uns nur ein paar hochbeladene Kamele mit ihren schweigsamen Treibern auf der grossen Strasse entgegen.

Ueber die Kammhöhe der Berge zu beiden Seiten laufen crenelirte Mauern mit dicken Türmen, ihre Conturen heben sich scharf gegen den Abendhimmel ab; ein mächtiges, finster dreinschauendes Werk bildet den Abschluss der Schlucht nach oben.

ein Bad im See von Pokhar gerecht und geht nach seinem Tode direkt ins Paradies ein. Daher haben sich auch fast alle rajputanischen Fürstenfamilien ihre Paläste an jenem See erbaut, um recht oft dort baden zu können. Aus der Loggia des leerstehenden Palastes von Jodhpur beobachteten wir den an das Gangesbad von Benares erinnernden eigentümlichen Cultus. Es waren hauptsächlich Frauen vornehmer Rajputs, die an jenem Tage sich in dem wunderthätigen Wasser zu entsündigen strebten; eine Menge Priester waren ihnen behülflich nichts zu unterlassen, was ihnen die Wonnen des Paradieses garantiren könnte. Sie sollen dabei, nach des Majors Erzählung, ihre



Pokhar.

Pflichten als Seelsorger höchst eigentümlich auffassen. Überhaupt erreicht die Immoralität in Indien in den heiligsten Städten und Wallfahrtsorten den allerhöchsten Gipfel.

Gegen Abend waren wir wieder in Ajmere, froh, der an diesem Tage naheliegenden Gefahr eines Sonnenstiches entgangen zu sein. Eine Vorstellung von Schlangenzähligern und Zauberkünstlern — denen das berühmte Kunststück, einen Baum aus einem Häuflein Erde herauswachsen zu lassen, total misslang — vertrieb uns und den hierzu eingeladenen Native-Offizieren von Major Creagh's Jäger-Bataillon die Zeit bis zu der nächtlichen Abfahrt unseres Zuges.



Am B

Königsb
sturz de
dieser E
im warn
hört ma
edelsten
gehalter
brechun
bodens.
aber in
hat ma
Stadt a
Felswar
bauten
einzig
Gefiede

Der indische Traum war ausgeträumt und von allem Wunderbaren und Grossartigen blieb nur die Erinnerung. Leb wohl du unvergleichliches, unvergessliches Wunderland! Wer Dich gesehen, den zieht die Sehnsucht immerdar zu Dir zurück.

Möchte es auch mir vergönnt sein, Deine Pracht noch einmal zu schauen, noch einmal einzudringen in Deine tiefen, dunklen Wälder, noch einmal Deinen Märchenmond die weissen Marmorbauten versilbern sehen! So sei mein letzter Gruss kein trauerndes Lebewohl, sondern ein begeistertes:

Auf Wiedersehen!



Es hielt schwer, sich von dieser Stätte eigentümlichsten Zaubers loszureissen, wo der alte Geist und die wirkliche feste und edle Art der Rajputs, unserer indischen Stammverwandten, so lebendig aus ihren Werken zu uns sprach. — Aber unsere Zeit war gemessen. Eilends kehrten wir nach dem flachen Jaipur zurück, um über Nacht Ajmere, unsere letzte Station vor Bombay, zu erreichen.

Ajmere-Merwára, bis in dieses Jahrhundert unabhängiger Rajputstaat, ist jetzt eine isolirte britische Enklave inmitten der Rajputana. Uns führte dorthin eine Einladung Major Creagh's, unseres Jagdgenossen von Alwar, der die dortige Garnison, ein Bataillon eingeborener Jäger commandirt. Er hatte uns ein panther-sticking, vielleicht den aufregendsten indischen Reitsport, in Aussicht gestellt, aber — wie uns die jungfräuliche Göttin der Jagd in Indien nie besonders gnädig gewesen war — so hatte sie auch hier den Panther davor bewahrt, in der tückischen Fallgrube gefangen und dann von uns gespeert zu werden. Aber trotzdem hatten wir keine Veranlassung, diesen letzten Stop zu bereuen, denn der Besuch Ajmere's und des benachbarten heiligen Pokhar sollte einen schönen und würdigen Schluss unserer indischen Reise bilden.

In Major Creagh's gemütlichem Junggesellenheim wurden wir mit grösster Herzlichkeit aufgenommen. Den ersten Tag verbrachten wir — immer noch in der Erwartung eines Panthers — mit Wanderungen zu dem auf hohem Felsvorsprung thronenden Fort, von dem man eine herrliche Aussicht auf schön geformte Berglinien und die sich in fruchtbarem Thal hinziehende Stadt geniesst — und zum Begräbnissplatz Khevája-Sahib's, des Nationalheiligen von Ajmere, von dessen Wunderthaten zahlreiche Legenden berichten. In der ältesten Linie seiner Descendenz erbt sich noch heute die Priesterwürde in dem Grabtempel fort. Neben demselben hangen wie Schwalbennester an den feuchten Wänden einer wildromantischen Felsenklamm zwei von den grossen Kaisern Akbar und Sha Jahan dem Heiligen gestiftete Moscheen.

Andern Tags brachen wir bei Sonnenaufgang in zwei Tongas zu einem Ausflug nach dem berühmten hindustanischen Wallfahrtsort Pokhar auf. Die Sonne brannte trotz der frühen Stunde mit versengender Glut auf die vegetationslose Bergkette hernieder, welche das grüne Thal von Ajmere von der Sandwüste trennt, in der die kleine Oase Pokhar liegt.

Ein vertiert dreinschauender Fakir sass im Schatten des einzigen Banianenbaumes am jenseitigen Bergabhang und erbettelte sich mit ausdruckslos gelallten Gebeten die Subsistenzmittel für sein elendes Dasein. Ein paar Affen leisteten dem Armen Gesellschaft, dafür teilte er brüderlich mit ihnen seine kärglichen Vorräte. In den glühenden und blendenden Sanddünen bewegte sich ein Sprung Gazellen. Der Versuch, uns unter Zuhülfenahme eines gerade des Weges daherkommenden Kameles heranzupirschen, misslang.

Ganz verdorrt vor Hitze erreichten wir endlich die Oase. Um einen reizlosen See gruppieren sich zwischen dürftigen Palmen und Teakbäumen eine Anzahl von Tempeln und Palästen. Unter ersteren befindet sich ein Tempel Brahma's, ein Unicum, da sonderbarer Weise in Indien alle anderen Mitglieder des brahminischen Götterhimmels mit Wohnstätten überreich bedacht sind, der grosse Brahma allein auf den einzigen kleinen Tempel von Pokhar angewiesen ist. Dafür ist der Ort aber auch ganz besonders gnadenreich und der Wallfahrten dahin kein Ende. Der grösste Sünder wird durch

Verzeichniss der Aquarelle.

	Seite		Seite
I. Mohammedanische Kinder (Bhooj)	1	IV. Dasasamedh-Ghat (Benares)	124/5
II. Blackbuckjagen mit dem Tschitah	58/9	V. Tadsch Mahal bei Agra	132/3
III. Kleiner Grabtempel bei Bhooj	104/5	VI. Hinduweiber (Cutch)	146/7

Verzeichniss der Lichtdrucke.

	Seite		Seite
I. Grosser Grabtempel bei Bhooj	8/9	XIII. Tanz in den Bergen Travancore's	88/9
II. Kakfbawa (Fakir)	18/19	XIV. An der Landstrasse bei Cottayam	96/7
III. Moschee Ibrahim Rosa (Bichapur)	26/7	XV. Cabin-boat a. d. Backwater	98/9
IV. Buddhatempel in Kandy	32/3	XVI. Camp Sassunes	108/9
V. Gebirgslandschaft bei Newara Eliya (Ceylon)	36/7	XVII. „Bakschisch Sahib!“ (Káthiawár.)	116/7
VI. Auf dem Adamspick	38/9	XVIII. Nach der Löwenjagd	118/9
VII. Blick von der Residency (Haidarabad)	44/5	XIX. Vor Junagadh	120/1
VIII. Strasse in Haidarabad	50/1	XX. Nautchgirl	128/9
IX. Waffenkauf in der Residency	54/5	XXI. Auszug zur Tigerjagd (Alwar)	136/7
X. Bergwald Travancore	66/7	XXII. In Erwartung	142/3
XI. Das grösste Wild	74/5	XXIII. Erlegt	144/5
XII. Camp Bodanaikametu	82/3	XXIV. Fakir	148/9

Verzeichniss der Textbilder.

	Seite		Seite
Vignette. Widmungsblatt.		Blick von Cumballa-Hotel (Morgens)	17
Porträts Sr. Hoheit des Herzogs und seiner Reisegefährten	1	Der Diener Shiva	18
Auf Deck des Poseidon	2	Vor den Towers of Silence	19
Dampfbarkasse im Suezkanal	4	Native-Hütte	19
Uferscenerie am Suez-Kanal	5	Wasserträgerin (Bombay)	20
Nächtlicher Eselritt in Kairo	6	Europäisches Bungalow	21
Bahnstation Nefiche	7	Wasserträgerin (Bombay)	21
Felseninsel Zebayr im roten Meer	8	Wasserhändler (Phisti)	22
Mondscheinnacht im roten Meer	9	Bombay-Möbel	22
Felsenküste bei Aden	9	Bühne eines Hindutheaters	23
Have a dive hoho!	10	Aufstieg zu den Felsentempeln (Elefanta)	25
Auf dem Fort Aden	11	Bichapur	27
Zwischendeckpassagiere	12	Raichur	28
Vor Bombay (Auf der Kommandobrücke)	13	Schule in Raichur	29
Bombay (Strassenleben)	15	Fakirbehausung in Raichur	30
		Grosse Pagode in Tanjore	31

ein B
ein
jener
steh
erinn
die
Men
des



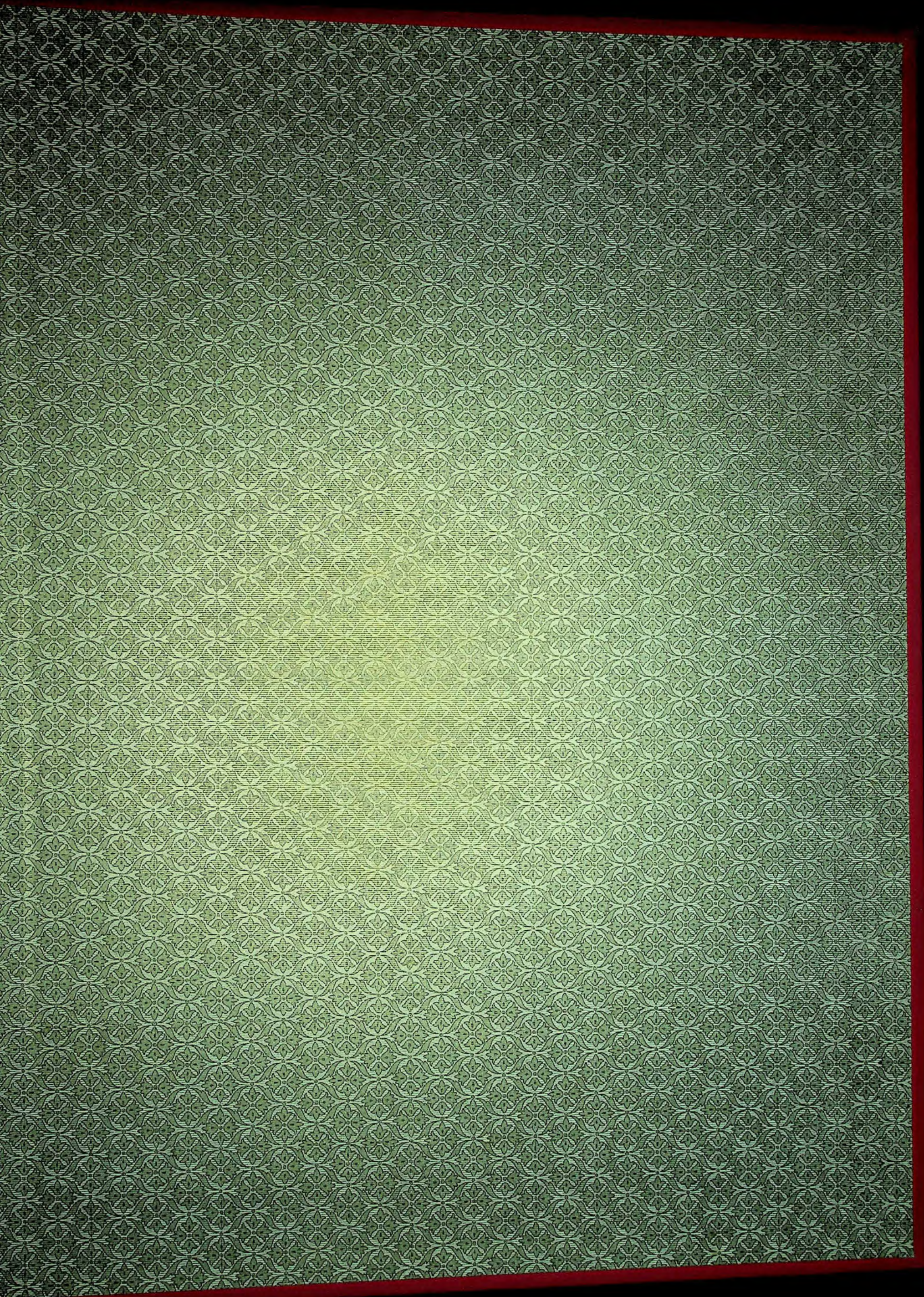


Zum vierten Male in den sechs Monaten unserer indischen Fahrten liefen wir in Bombay ein. Die Stadt war wegen der nunmehr heftig einsetzenden heissen Saison von Europäern schon ziemlich verlassen. Ein paar Abschiedsbesuche und die abschliessenden Finanzgeschäfte wurden in Eile erledigt und am 15. April führte uns der fröhliche Consul Bartels, der bald nachher dem mörderischen Sommerklima erliegen sollte, zum letzten Male unter deutscher Flagge vom Apollo-Bunder in die blaue Bay hinaus. Der



Kaufleute in Bombay.

P. & O. Dampfer, der uns nach Europa bringen sollte, liess schon dicke Rauchwolken in die Lüfte steigen und alles war klar zur Abfahrt. Ein kurzer, herzlicher Abschied von unserem Freunde und den indischen Dienern — auf einige Distance noch ein wehmütig klingendes »Hurrah« — und bald war Bombay und der indische Strand im Meere versunken. Der Widerschein des Sonnenuntergangs liess noch einmal die zackigen Umrisse des Ghoats sich vom Abendhimmel abheben — das war der letzte Scheidegruss!







	Seite		Seite
Tanjore bei Abend	32	Die Ponies am Rendezvous	92
Bad Mount Lavinia bei Colombo	33	Shikari	92
Strassenfuhrwerk in Colombo	33	Fähre	93
Singhalesenknabe	34	Shikari	94
Kulis an Bord	34	Sambar	95
Priester in Kandy	35	Begegnung am Fuss des Gebirges	96
Auf der Elefantensuche in der Djungl	36	Mädchen von Travancore	97
Tempel auf der Spitze des Adamspick	38	Boote bei Cochin	99
Singhalesenhütte	39	Tanz am Backwater	100
Landschaft auf Ceylon	40	Kaufladen in Calicut	101
Boote mit Auslegern	40	Schulknabe	103
Veranda des Governmenthouse	41	Flussmündung in Cutch	104
Posten des Gouverneurs	42	Zeltlager des Herzogs von Connaught (Bombay)	105
Strassenleben in Madras	43	Armes Mädchen aus Bhooj	106
Handpunkha	44	Reitkamel	107
Madras bei Abend	45	Rao von Cutch	109
Nach der Regenperiode bei Madras	46	Platz in Mandvi — Brunnen vor Mandvi	111
Auf der Gartenterrasse von Guindy-Park	47	Fakir	112
Polospiel	48/49	Gossai. (Ein sonderbarer Heiliger)	113
Elefantenbatterie	50	Improvisator	114
Waffenhändler in Haidarabad	51	Kapelle des Rao	115
Vor Haidarabad	51	Pig sticking	116
Waffen und Instrumente	52	Antilopenjagd	117
Vor der grossen Moschee in Haidarabad	53	Reitende Bedeckung	118
Nizam-ul-Mulk von Haidarabad	54	Super-Intendant of the forest	119
Palast des Nizam	55	Lager-Aufseher	120
Golconda	56	Schlussvignette	121
Sheep-cutting	57	Palast des Vicekönigs in Calcutta	122
Kampfwidder	58	Der Kintschinjinga	123
Jagdopard (Tschitah)	59	Kleiner Tempel des Ganesa	124
Tänzerinnen bei Salah Young	61	Droschke in Benares	125
Adjutant Ali Beg	62	K. Auringzeb's Moschee in Benares	126
Sr. Hoheit Herzog Ernst Günther	63	Dasasamedh-Ghat (Benares)	127
Bananenverkäufer und Wasserfilter an der Bahnhofstation	64	Am Gangesufer	128
In der Pagode zu Madura	65	Leichenverbrennung am Ganges	129
Reisewagen in Travancore	67	Dudelsackpfeifer	130
Dhak-bungalow	69	Fort Agra	131
Flussübergang		Ihtimád-Daulá	132
Frühstücksrast	70	Terrasse hinter der Tadsch	133
Kindergruppe an der Landstrasse	71	Fort Delhi	135
Standquartier Ootamanschola	72	Geräte in Delhi	136
Bambusbrücke und Wächterhütte	73	Ochsenfuhrwerk in Alwar	137
Knaben und Mädchen aus Ootamanschola	74/75	Camp Siriska (Alwar)	138
Gebirgslandschaft von Ootamanschola	77	Dinnertent (Siriska)	139
Im Urwald von Travancore	79	Ueberreste einer Tigermahlzeit	140
Wilde Elefanten bei Abend	80	Vor dem Aufbruch zur Jagd	141
Bisonkopf	82	Jagdluhs	143
Typen aus Ootamanschola	83	S. Mahdo Singh	144
In Mr. Turner's Bungalow	85	Tanzpferde in Jaipur	144
Ibex Jagd auf dem Chukanada-Mudi	87	Palast in Jaipur	145
Aufbruch Morgens vom Camp Santamparah	88	Amber	147
Unser Marsch durch die High Range	89	Pokhar bei Ajmere	149
Devildancers (Studien)	90	Kaufleute in Bombay	150
		Porträt des Künstlers	151

